
3 1761 07969320 6

Deutsche Quellen und Studien

HERAUSGEGEBEN

VON

WILHELM KOSCH

Fünfzehnter Band

Die Lebens- und Weltanschauung der Freifrau Marie von Ebner-Eschenbach

Graz und Würzburg
Wächter-Verlag
1935



Ebner-Eschenbach-Medaille
von Professor Rudolf Marschall in Wien
bei Gelegenheit des siebzigsten Geburtstages der Dichterin.

Die Lebens- und Weltanschauung der Freifrau Marie von Ebner-Eschenbach

von

Dr. Mechtild Alkemade

Mit sechs Tafelbeilagen und dem Briefwechsel
Heyse und Ebner-Eschenbach

Graz und Würzburg
Wächter Verlag
1935



Ebner-Eschenbach-Medaille
von Professor Rudolf Marschall in Wien
zur Erinnerung an den siebzigsten Geburtstag der Dichterin.

Die Lebens- und Weltanschauung der Freifrau Marie von Ebner-Eschenbach

von

Dr. Mechtild Alkemade

Mit sechs Tafelbeilagen und dem Briefwechsel
Heyse und Ebner-Eschenbach

Graz und Würzburg
Wächter-Verlag
1935

Druckerei und Verlagsanstalt Heinrich Stiasnys Söhne, Graz.

Printed in Austria

Meinem Vater

und dem Andenken meiner verstorbenen Mutter

„Mein Denken all, mein Hassen und mein Lieben,
Es steht so klar auf meiner Stirn geschrieben."

Marie von Ebner-Eschenbach
(Aus einem Zeitlosen Tagebuch)

VORWORT.

Zweck der vorliegenden Arbeit ist, die Lebens- und Weltanschauung Marie von Ebner-Eschenbachs mit Hilfe ihrer Werke und zugänglichen Briefe aus dem Nachlaß darzustellen.

Nicht nur die Novellen aus der Blütezeit des Schaffens, sondern auch die Dramen aus der ersten dichterischen Periode der Ebner-Eschenbach wurden herangezogen. Diese nur als Manuskript gedruckten Theaterstücke sind in den bisher erschienenen Studien über Marie von Ebner-Eschenbach entweder gar nicht oder in sehr geringem Ausmaß verwertet worden. Sie wurden mir durch die Verwaltung der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin, der Königlichen Bibliothek in Berlin, der Universitätsbibliothek in Kiel und des Paul-Heyse-Archivs der Bayrischen Staatsbibliothek in München zugänglich gemacht.

Den Verwaltern des Heyse-Archivs, Justizrat Rudolf Pixis in München und Dr. Heinrich Lilienfein in Weimar verdanke ich ferner die Erlaubnis zur Benutzung und Veröffentlichung der Briefe Ebner-Eschenbach an Paul Heyse. Die Gegenbriefe Paul Heyses an Ebner-Eschenbach übermittelte mir der Oberrat der Wiener Stadtbibliothek Dr. Oskar Katann.

Die Briefe der Ebner-Eschenbach an Julius Rodenberg und Ernst von Wildenbruch stellte die Direktion des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar bereitwilligst zur Verfügung.

Einsicht in die Briefe der Hermine Villinger an Ebner-Eschenbach gewährte mir die Verwaltung der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe.

Durch freundliche Hinweise und Mitteilungen halfen mir außerdem Gräfin Margarete Kinsky in Leschna bei Hranitz (Mähren), Gräfin Aglaë Spiegelfeld in Morkowitz (Mähren), Baronin Enrica von Handel-Mazzetti in Linz an der Donau, Schwester Maria von Weichs zur Wenne in Groesbeek (Holland), Frau Dr. Erich Petzet in München, Frau Professor Hans Devrient in Weimar und Studienrat Dr. Wilhelm Schünhoff in Godesberg.

Hofrat Professor Rudolf Marschall von der Wiener Akademie der bildenden Künste schickte mir gütigst zum Abdruck eine Photographie seiner Ebner-Medaille.

Ihnen allen bin ich zum Dank verpflichtet. Den meisten Dank aber schulde ich meinem Lehrer, Herrn Professor Dr. Wilhelm Kosch, der mit unermüdlicher Hilfsbereitschaft mich bei der Verfassung vorliegender Arbeit durch Rat und Aufschlüsse förderte.

Rotterdam, Januar 1935.

Die Verfasserin.

Inhaltsverzeichnis

ERSTES KAPITEL.

Lebensstruktur.

Die Untersuchung eines menschlichen Lebenslaufes kann von mehreren Gesichtspunkten ausgehen. Zieht man solche Erscheinungen in Betracht, die als allgemein vorkommende zu gelten haben, bestimmte Daten, äußere und innere Vorgänge, so erfaßt man das Leben vom Gesichtspunkt der Ereignisse. Eine andere Untersuchung geht aus von den Erlebnissen oder subjektiven Daten und betrachtet das Leben vom erlebnispsychologischen Standpunkt aus. Schließlich kann man ausgehen vom Gesichtspunkt der Leistung und erfaßt den Lebenslauf vom Werk oder Ergebnisaspekt.[1]

Diese dreifache Untersuchung liefert ein dreifaches Phasenbild. Erst das Verhältnis dieser drei Phasenbilder zu einander bietet die wesentliche Kennzeichnung des Typus, mit dem wir es zu tun haben.

Überdies kann an jeden menschlichen Lebenslauf eine biologische Kurve angelegt werden, die im wesentlichen aus drei Hauptperioden besteht, der

---

[1] In diesem Sinne baut Charlotte Bühler ein System auf, das auch auf die Ebner-Eschenbach angewendet werden kann. Ihre Methode bot zu diesem Abschnitt zahlreiche Anregungen. Vgl. Charlotte Bühler, Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem, Leipzig 1933.

des vorwärtsschreitenden, des beständigen und des rückwärtsschreitenden Wachstums. Zwischen diesen drei Hauptperioden liegen zwei Übergangsphasen, die bei einem durchschnittlichen Menschenalter von 70 Jahren etwa zwischen das 15. und 25. und zwischen das 45. und 55. Lebensjahr fallen.

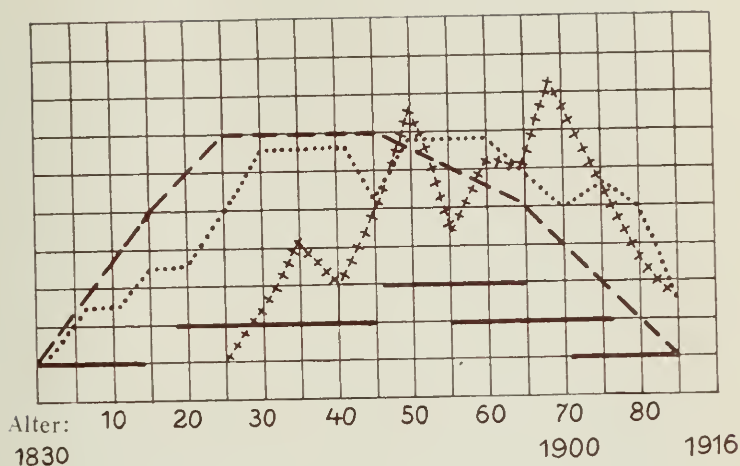
Für das biologische Schema der Ebner-Eschenbach kommt zunächst die Tatsache in Betracht, daß die Dichterin 86 Jahre alt geworden ist, das durchschnittliche Alter also weit überschritten hat. Daraus dürfen wir aber nicht schließen, daß die Periode des rückwärtsschreitenden Wachstums auch viel später als gewöhnlich eingesetzt hat. Schon bald nach dem Jahre 1870, als die Dichterin gut 40 Jahre alt war, begegnen in ihren Briefen und Tagebüchern Klagen über Verschlechterung des Gesundheitszustandes, über Gesichtsschmerzen, Ohrenleiden, Kopfschmerzen, Herzkrämpfe, die nicht vorübergehende Krankheitszustände bezeichnen, sondern bis an das Lebensende nicht mehr aufhören. Tatsächlich hielt Marie Ebner sie selbst für Alterszeichen. Mit 42 Jahren übersieht sie den Zeitraum der vorangegangenen 11 Jahre und seufzt: „Noch einmal 11, und ich bin eine Greisin".[2] In fester Überzeugung schreibt sie mit 50 Jahren an Julius Rodenberg: „ . . . für mich ist der Abend bereits herangezogen, der Lebensabend".[3] Aus diesen und ähnlichen Äußerungen spricht eine gewisse Müdigkeit. Die Periode des

---

[2] Tagebuch, 25. Mai 1872; vgl. Anton Bettelheim, Marie von Ebner-Eschenbachs Wirken und Vermächtnis, Leipzig 1920, 142.

[3] Ungedr. Brief an Julius Rodenberg, 29. Februar 1880.

SCHEMA I



— — — — — biologische Kurve

·············· biographische oder Ereigniskurve

+ + + + + + + + Werk- oder Ergebniskurve

———————— Erlebnisphasen

rückwärtsschreitenden Wachstums setzt im Leben der Ebner-Eschenbach wohl schon mit 45 Jahren ein. Dadurch wird dieser Lebensabschnitt und auch schon die vorangehende Übergangsperiode verhältnismäßig lang (vgl. Schema I).

Auch vom Gesichtspunkt des Ereignisaspekts aus zeigt sich ein Auf- und Abstieg im menschlichen Leben. Material für die Struktur dieser Lebenskurve bieten alle erfaßbaren äußeren Veränderungen im Leben Ebner-Eschenbachs. Nach der Methode Bühlers ergeben diese Daten bestimmte Gruppen, die in der graphischen Darstellung der Ereignisse je durch eine fortlaufende Linie bezeichnet werden.[4] Solche Datengruppen bilden im Lebenslauf der Dichterin die Beziehungen zu ihren Eltern und Geschwistern, das Eheleben, die soziale Stellung, die schriftstellerische Tätigkeit, der Erfolg, ihre einzige große Liebhaberei, die Uhrmacherkunst und die Freundschaften. Diese letzteren kann man in vier Gruppen einteilen. Die erste Gruppe bilden die gleichaltrigen Freundinnen, mit denen Marie Ebner in engstem Verkehr stand: Ida Fleischl, Betty Paoli, Josefine von Knorr, Louise von François. An zweiter Stelle treten Berater auf literarischem Gebiet in Erscheinung, Laube, Halm, Grillparzer und Heyse. Sodann wären Männer wie Eduard Devrient und Julius Rodenberg zu nennen, mit denen sie vorwiegend in geschäftlichen Beziehungen stand; doch erhob sich auch dieser Verkehr weit über das rein Geschäftliche. Im Alter der Ebner-Eschenbach kommen noch jüngere Freundinnen wie

---

[4] Bühler 17 ff.

Hermine Villinger und Enrica von Handel-Mazzetti hinzu (vgl. Schema II).

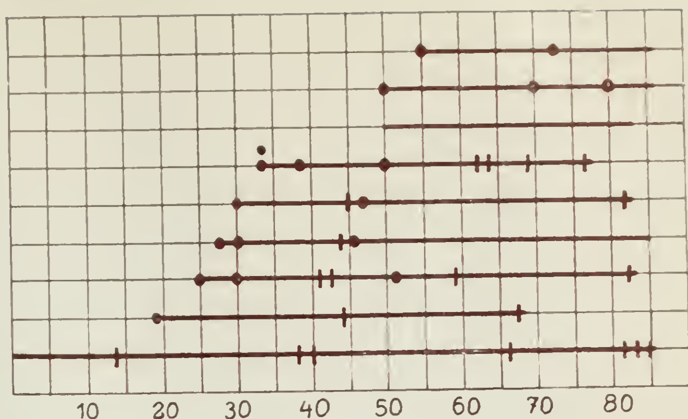
Nach der Zahl der Ereignislinien und nach den Erwerbungen und Verlusten in je 5 Jahren baut sich die biographische oder Ereigniskurve auf (vgl. Schema I). Aus der graphischen Darstellung ergibt sich, daß die Ebner-Eschenbach nach der allgemein gültigen Regel bis zu einem gewissen Zeitpunkt ihrem Leben immer neue Bereiche hinzufügt. Wenn ihr Lebensbereiche verlorengehen, wie es besonders in den Jahren 1870 bis 1875 der Fall ist durch den Tod ihrer Eltern und mehrerer treuen Freunde, durch die vorzeitige Pensionierung ihres Mannes und ihre eigenen Mißerfolge, so entschädigt sie sich dafür durch Neuerwerb. Dadurch erreicht die biographische Kurve in den Jahren 1880 bis 1890 einen zweiten Höhepunkt. Die Verluste, die sie nach dem Jahre 1890 treffen, werden nicht mehr oder nur teilweise wettgemacht, sie bleiben wie der Tod ihres Gatten und ihrer treuesten Freundin Ida Fleischl als dauernde Einbuße bestehen. Die neuen, jüngeren Freundinnen können die alten nicht mehr ersetzen.[5]

Ein Vergleich der Ereigniskurve mit der biologischen zeigt, daß sich die Hauptphasen und mit ihr alle anderen nach dem Ende zu verschoben haben; die biographischen Phasen setzen später ein als die entsprechenden biologischen. Diese Verschiebung ist im Lebensbild der Ebner-Eschenbach außerordentlich groß, weil, wie oben gesagt, der biologische Abstieg so früh einsetzt. Dadurch fällt die Er-

---

[5] Bettelheim 270.

SCHEMA II



Eltern und Geschwister:	1843	Tod der Großmutter.
	1869	Tod der Stiefmutter Kolowrat.
	1872	Tod des Vaters.
	1896 und 1914	Tod der Schwestern.
	1913 und 1914	Tod der Brüder.
Eheleben:	1848	Heirat.
	1874	Pensionierung ihres Mannes.
	1898	Tod ihres Mannes.
Freunde I:	1855	Anfang der Freundschaft mit J. Weilen.
	1869	Anfang der Freundschaft mit Laube, Halm und Grillparzer.
	1868	Abreise Laubes.
	1871	Tod Halms.
	1872	Tod Grillparzers.
	1889	Tod Weilens.
Beruf:	1858	Erstes Werk veröffentlicht.
	1860	Dramen.
	1874	Wechsel Drama-Novelle.
Freunde II:	1860—1875	Freundschaft mit Eduard Devrient.
	1875—1912	Freundschaft mit Julius Rodenberg.
Freunde III:	1863	Freundschaft mit Betty Paoli u. Ida Fleischl.
	1868	Freundschaft mit Jos. von Knorr.
	1880	Freundschaft mit Louise von François.
	1893	Louise von François Tod.
	1894	Betty Paolis Tod.
	1899	Ida Fleischls Tod.
	1906	Jos. von Knorrs Tod.
Liebhaberei:	1880—1913	Uhrmacherkunst und Uhrensammlung.
Erfolg:	1880	Erster großer Erfolg.
	1900 und 1910	Huldigungen anläßlich des 70. und 80. Geburtstages.
Freunde IV:	1885	Freundschaft mit Hermine Villinger.
	1903	Freundschaft mit Enrica von Handel-Mazzetti.

eignis-Hauptphase im zweiten Teil zeitlich völlig mit dem biologischen Abstieg zusammen. Diese bedeutende Verzögerung der Kulmination der Ereignisse gegenüber der körperlichen Leistungsfähigkeit tritt oft auf, wo es sich um überwiegend intellektuelle Berufe handelt, weil die geistigen Qualitäten eine zunehmende und die Lebenskraft ergänzende Rolle spielen.[6] Anderseits kommen auch die geistigen Leistungen in Betracht, deren Ansehen und Erfolge die soziale Kurve bis an das Lebensende steigern.

Die Ereignisphasen bieten ein nur sehr unvollständiges Bild des Lebenslaufs. Uns beschäftigt mehr das subjektive Lebensbild, das Erleben des eigenen Lebens. Auch die Erlebnisse können datenmäßig verwertet werden. Unter den Erscheinungen, die es da gibt, steht an erster Stelle das Ziel des Daseins, die Tatsache, daß der Mensch für etwas da ist, dasein will und dasein zu müssen glaubt.

Die Vorstellung, für etwas dazusein, ist in Ebner-Eschenbach sehr stark entwickelt. Sie bestimmt sich selbst und ihr Leben zu etwas, wofür es sein soll und glaubt, diese Bestimmung aus sich herauszulesen. Sie deutet ihr ganzes Leben im Sinne dieser Aufgabe schon frühzeitig in folgenden allgemeinen Worten: „Ich war noch sehr jung, beinahe noch ein Kind, meine Neigungen, meine Überzeugungen, Geburten des Tages, kamen und schwanden mit ihm. Aber eines stand unerschütterlich in mir: inmitten all des Erblühens und Verwelkens, des stürmischen und schmerzvollen Sterbens: der felsenfeste Glauben, daß ich diese Erde nicht verlassen werde, ohne ihr eine

[6] Bühler 37 f.

wenigstens leise Spur meiner Schritte eingeprägt zu haben".[7] Allmählich gewinnt diese allgemeine Bestimmung eine festere Gestalt, sie will ein Shakespeare des neunzehnten Jahrhunderts werden,[8] entweder nicht leben oder die größte Schriftstellerin aller Zeiten und Völker sein.[9] Aber diese noch verworrenen Zukunftsträume klären sich; schließlich bringt sie ihre Lebensaufgabe folgendermaßen zum Ausdruck: sie will die Menschen ergreifen und erheitern, als „demütige Arbeiterin im Weinberge der Kunst".[10]

Diese Bestimmung verwirklichte Ebner-Eschenbach, indem sie schöpferisch tätig wurde. Die Rücksicht auf die eigene Existenz wird dabei allmählich mehr und mehr ausgeschaltet. Sie erachtet es als ihre Pflicht, gut zu sein und das Gute auf Erden zu ververteidigen mit Verzicht auf die Betonung eigener Ansprüche und Rechte; kein persönlicher Ehrgeiz fesselt sie mehr. Der Kunst und der Menschheit nach dem Maße ihrer Kraft dienen zu dürfen, bedingt und bestimmt ihr Schaffen. „Was will ich damit?" fragt sie am Anfang einer Arbeit. „Wer soll das lesen? werden die Leute sagen. „Wir", werden zehn bis zwölf Personen antworten, und für die schreibe ich".[11]

Die Ebner-Eschenbach betrachtete das Leben als eine Aufgabe, die sie einer bestimmten Lösung

---

[7] Bettelheim 275.

[8] Marie von Ebner-Eschenbach, Gesammelte Werke (Hafis-Ausgabe), Leipzig (1928), 12. Bd. 311 und 327. In der Folge wird diese Ausgabe im Texte bezeichnet als E.

[9] Bettelheim 276.

[10] Ungedr. Brief an Rodenberg, 22. Juli 1875 und 24. Oktober 1886.

[11] Bettelheim 109.

zuzuführen hatte. Sie fühlte sich zu mehr bestimmt, als nur dazusein und zu vergehen, und dieses Mehr bestand darin, daß sie noch weiter tätig sein konnte trotz physischen Rückgangs und Verfalls. Ihr Leben war Entwicklung, Fortschreiten, Wachstum, ganz unabhängig davon, ob sie alt und schwach wurde.

Im allgemeinen kann sich bei der Erfüllung einer Aufgabe das persönliche Bedürfnis mehr oder weniger mit auswirken. So auch im Schaffen der Ebner-Eschenbach. Die ersten Jugendarbeiten dienten fast ausschließlich der Befriedigung einer bestimmten Neigung, bald jedoch wurde die Tätigkeit mehr als berufliche Aufgabe betrachtet. Die Dichterin sieht sich durch die Umstände gezwungen, mehr praktischen Erfordernissen Rechnung zu tragen, und so faßt sie den Entschluß, mit der Abfassung von Theaterstücken, womit sie sich in der ersten Schaffensperiode fast ausschließlich beschäftigt hatte, aufzuhören.[12] Die Absicht, ihre Aufgabe zu lösen, siegt immer mehr über die Befriedigung der Wünsche und Neigungen, obgleich diese bis in das hohe Alter niemals ganz zurücktritt.

Die möglichen Inhalte, die es für eine Lebensaufgabe überhaupt gibt, sind, genau genommen, nur zwei; man kann der Ansicht sein, daß das Wirken für irgend eine Sache den Inhalt bildet, oder man kann das eigene persönliche Werden dafür ansehen.

In Ebner-Eschenbach ist beides wirksam, und zwar in der Weise, daß das sachliche Wirken Haupt-

[12] Aus meinen Kinder- und Lehrjahren (Marie von Ebner-Eschenbach, Letzte Worte. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Helene Bucher), Wien 1923, 59.

sache bleibt, während sie daneben bewußt sich selbst entwickelt und entwickeln will, eben auch durch ihre Arbeit. „Ich habe mein Leben damit zugebracht, nicht nur den anderen, sondern auch mir selbst zu sagen: So sind wir! Seien wir vernünftiger und besser. Mein Predigen hat den anderen nichts genützt, sie fragten nur: Was haben wir ihr getan, daß sie uns haßt? Daß ich ihnen aus Liebe predigte, merkten sie nie. Ihnen nützte ich also nicht. Mir selbst aber habe ich genützt. Ein schlechter Prediger, der nicht vor allem sich selbst ins Gebet nimmt. Nun, das darf ich sagen, weil es wahr ist: Ich nehme mich ins Gebet“ (E. 12. Bd. 105).

Ein zweites Merkmal für den Inhalt der Lebensaufgabe ist noch wesentlicher als das erste. Er kann nämlich entweder als im Leben beschlossen gedacht werden oder als über das irdische Leben hinausführend. Ebner-Eschenbach betrachtet den Inhalt der Bestimmung als im Dasein beschlossen. Vollständig Mensch sein und möglichst viele zu gleicher Lebensauffassung bringen, ist ihr Ziel. Sie ist ein Diesseitsmensch, für den die Lebensbegebenheiten ihr volles Gewicht und ihre konkrete, auf das irdische Leben gerichtete Bedeutung haben. Wenn sie auch im Alter das Jenseits mehr betrachtet, so bringt das doch in ihre Auffassung von ihrer Bestimmung kaum eine Änderung.

Über ihre Aufgabe, ganz allgemein gefaßt, war sich die Dichterin von Jugend an im klaren, bei der Lösung ging sie versuchsweise vor. Verhältnismäßig spät erkennt sie die Sonderart ihrer Begabung. „Es gibt kein Pförtchen, das zu schriftstellerischem

Ruhme führen konnte, an das ich nicht gepocht hätte".[13] Endlich öffnet der Erfolg einer schlichten Erzählung ihr die Augen.

Übrigens spielt auch die Begrenzung des Spielraumes ihrer Lebensaufgabe hierbei eine wichtige Rolle. Eine erste große Beschränkung erfuhr ihr in der ersten Schaffensperiode aus der Abneigung, ja sogar Furcht vor einer nicht standesgemäßen künstlerischen Begabung bei den konservativ gesinnten, adeligen Verwandten der Dichterin. Schon die nur um ein Jahr ältere Schwester ahnt in den künstlerischen Versuchen der zehnjährigen Marie ein dunkles Etwas, das nicht paßt für eine Aristokratin, das mit allen zu Gebote stehenden Mitteln, Zerstreuung, Gebet, guten Vorsätzen, bekämpft und überwunden werden muß (E. 12. Bd. 263).

Nach dem vierzehnten Lebensjahr der Dichterin lassen allerdings einige Verwandte, ihre Stiefmutter Gräfin Kolowrat, ihr Vetter und späterer Gemahl, Moritz von Ebner-Eschenbach, den künstlerischen Beruf gelten. Die Stiefmutter erst, nachdem sie sich bei Grillparzer Rat geholt hat. Beide werden aber wieder durch die dauernden Mißerfolge ins Wanken gebracht. Das geht so weit, daß einige Freunde sich schließlich ins Mittel legen, damit ihr Mann ihr die Schriftstellerei nicht endgültig verbietet.[14] Erst die großen Erfolge und hohen Auszeichnungen der späteren Jahre überzeugen auch die ihr Nahestehenden von dem Wert ihres dichterischen Talentes.

---

[13] Aus meinen Kinder- und Lehrjahren (Letzte Worte), 50.
[14] Bettelheim 121.

Gerade dann aber erfährt die Verwirklichung ihrer Bestimmung eine weitere Beschränkung durch den Mangel an Zeit. Soziale Pflichten, Sorgen für die Verwandten, Krankenpflege nehmen die Dichterin so sehr in Anspruch, daß sie nur unter Qualen, Ängsten und Gewissensbissen schreiben kann.[15])

Beschränkungen, die von ihrem eigenen Wesen ausgehen, sind übergroßer Mangel an Selbstvertrauen, der sich immer mehr geltend macht, wo ihr Ruhm steigt, und die Verschlechterung ihres Gesundheitszustandes. Auch ihre weibliche Natur kommt hier in Betracht; es gibt selbst im literarischen Schaffen Leistungen, zu denen sich eine Frau nicht emporzwingen kann. Ebner-Eschenbach hat diese Tatsache immer anerkannt und gelegentlich offen ausgesprochen (E. 12. Bd. 121).

Der ihr zur Verfügung stehende Spielraum war durch die oben aufgezählten Umstände in mancher Hinsicht eingeschränkt, was jedoch nicht verhinderte, daß ihre Bestimmung sich als Forderung zu jeder Zeit geltend machte, obgleich sie in Verzweiflungsanfällen wohl meinte, den Hemmungen erliegen zu müssen.[16]

Nachdem der wichtigste Punkt ihres Erlebens, die Bestimmung ihres Lebensziels, von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet worden ist, setzen wir die Erlebniszeugnisse in einem Darstellungsschema zusammen, um zu einer Unterscheidung von verschiedenen Phasen zu kommen. Maßgebend sind

---

[15] Ungedr. Brief an Rodenberg, 17. Dez. 1889, 24. Jan. 1893, 21. Febr. 1894 u. a.

[16] Bettelheim 276.

die Erweiterungs- und Einschränkungserlebnisse, die den Auf- und Abbau des Lebens begleiten, daneben aber die mit ihrer Lebensaufgabe zusammenhängenden Erlebnisse. Material für diese Untersuchung liefern die überlieferten Tagebuchblätter und die zugänglichen Briefe der Ebner-Eschenbach.

Die Aussprüche, die den Aufbau des Lebens und den Vorbereitungscharakter des Lebensplans betonen, fallen ganz zusammen und werden als eine Gruppe behandelt. Es sind Äußerungen wie die folgenden: „Ich werde weiter zu streben trachten auf dem Wege, den ich so spät eingeschlagen habe".[17] „Ich lerne G. Keller kennen. Welch ein Meister, Marie Ebner, da lerne, lerne, lerne!"[18] Diese Äußerungen bilden die Kategorie „vorbereitend", „unbestimmt".

In der Kategorie „endgültig", „bestimmt" werden all solche Äußerungen zusammengefaßt, aus denen hervorgeht, daß an die Stelle des Vorbereitenden die Sicherheit des Besitzes, des Endgültigen getreten ist, z. B. „Ich glaube jetzt zu wissen, wie einem Soldaten zu Mute sein mag, der auf dem Schlachtfelde dekoriert worden ist. Voll Stolz und Glück und so tief gerührt, wie uns immer der Augenblick findet, in welchem wir ein oft geträumtes, aber nie erhofftes Ziel plötzlich erreicht sehen".[19] „Ich habe ein lang angestrebtes Ziel endlich erreicht — das ist doch das Schönste, das es gibt".[20]

Die Äußerungen, die den Abbau des Lebens be-

---

[17] Ungedr. Brief an Rodenberg, 22. Juli 1875.
[18] Tagebuch, 9. Jan. 1875; vgl. Bettelheim 158.
[19] Ungedr. Brief an Heyse, 21. März 1882.
[20] Ungedr. Brief an Rodenberg, 21. Dez. 1879.

gleiten, kann man unterscheiden in solche über Müdigkeit, Verzicht, Zurückziehen und Kraftabnahme einerseits und solche über den bevorstehenden Tod, den Abschluß des Lebens, den Rückblick auf die Vergangenheit anderseits. Als Äußerungen erster Art können gelten: „Wie ich schreibe, schreibt man nicht lange".[21] „Manchmal überkommt mich ja der Zweifel, ist deine Gestaltungskraft nicht erloschen? Darfst du dir noch etwas zutrauen?"[22] „Immer kleiner wird der Kreis der Freunde. Mit Schmerz sieht man einen nach dem andern sich daraus fortstehlen".[23]

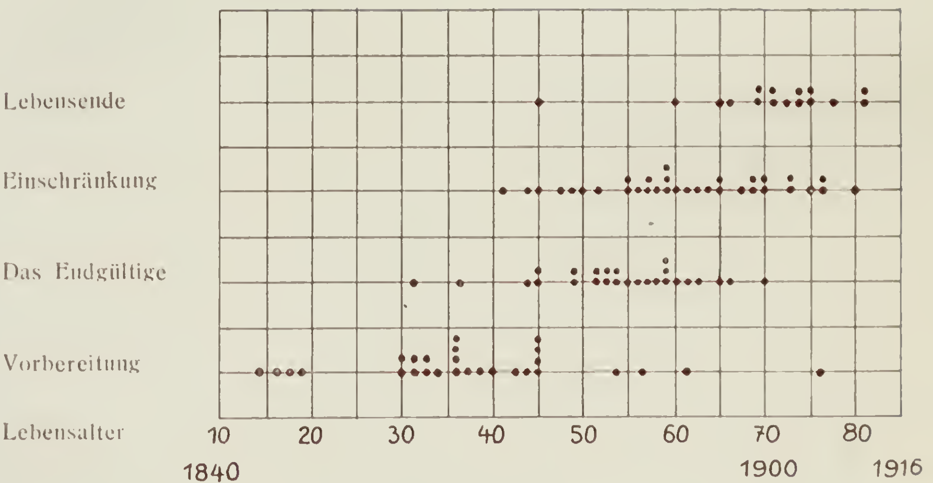
Auf das Lebensende beziehen sich die folgenden Äußerungen: „Früchte werden diese goldenen Tage nicht mehr tragen. Ich habe nicht mehr die Zeit und nicht mehr die Kraft, zu verwerten, was ich hier (in Rom) erwarb".[24] „Nun bin ich damit beschäftigt, mein literarisches Haus zu bestellen, ordne meine Korrespondenzen, weihe viele Manuskripte dem Feuertode".[25] „Wie gern würde ich meinem Bruder nachfolgen, wie schwer ist es mir, ihn zu überleben."[26]

Eine Untersuchung dieser vier Gruppen von Aussagen liefert ein Schema, in dem wir 5 Erlebnisphasen unterscheiden können: die erste Expansionsphase reicht bis zum 18. Lebensjahr, die zweite liegt zwischen dem 18. und 45. Jahr, die Phase des Endgültigen zwischen dem 45. und 65. Jahr, die Phase

---

[21] Ungedr. Brief an Rodenberg, 17. Dez. 1889.
[22] Ungedr. Brief an Rodenberg, 6. Juli 1895.
[23] Ungedr. Brief an Rodenberg, 4. März 1904.
[24] Aus Rom (Letzte Worte), 151.
[25] Ungedr. Brief an Rodenberg, 8. August 1903.
[26] Tagebuch, 31. Dez. 1911: vgl. Bettelheim 291.

SCHEMA III


Lebensende
Einschränkung
Das Endgültige
Vorbereitung
Lebensalter
10
20
30
40
50
60
70
80
1840
1900
1916

der Einschränkung zwischen dem 55. und 75., das Erleben des Lebensendes nach dem 70. Lebensjahr (vgl. Schema III und I).

Der Übergang von der Periode der Kindheit in die zweite Phase ist dann gegeben, wenn die Frage nach dem Lebensziel zum ersten Male gestellt wird. Diese Frage nimmt in den Briefen des Kindes an ihre ehemalige Erzieherin Marie Kittl, kurz nach 1841, im 11. Lebensjahr also, einen breiten Raum ein.[27] Dieser Schritt bedeutet außer Selbstbestimmung einen bedeutenden Entschluß, nämlich die Absicht, sich durchzusetzen gegen den Willen ihrer Verwandten, und einige Jahre später auch — wenn nötig — mit Aufopferung der Liebe ihres Verlobten.[28] Dieser opferbereite Entschluß offenbart sich weiter auch in einer schwärmerischen Sehnsucht, für die Verwirklichung eines Ideals zu leiden (E. 12. Bd. 318). Das Ergebnis des ersten literarischen Versuchs, der auf diesen Schritt folgt, ist ein völliges Mißlingen des ersten Dramas „Richelieu".

In der zweiten Expansionsphase hat die Dichterin ihre eigentliche Begabung noch nicht erkannt. Sie schreibt Dramen, Lustspiele, Novellen, kritische Schriften. In diesen Versuchen eröffnet sich die Aussicht auf das Richtige, das Wesentliche.

Die Phase des Endgültigen bringt die entscheidenden ersten Erfolge, nachdem der richtige Weg gefunden ist. Damit hat sie ihre Bestimmung verwirklicht. Ebner-Eschenbach kann sagen: Ich habe nicht umsonst gelebt.

[27] Bettelheim 77 ff.

[28] Ebda. 80.

Auf diese Phase folgt nun etwa nicht ein unfruchtbares Alter, ein ruhiger Rückblick auf das vergangene Leben, nein, unter Zusammenfassung aller noch vorhandenen Kräfte und Möglichkeiten wird alles nachgeholt und das erledigt, was in der langen Zeit der Vorbereitung nicht hat geleistet werden können. Im Verlauf dieses Abschnittes wird sich noch zeigen, daß die Erlebnisphase der Einschränkung zusammenfällt mit einem Gipfelpunkt im Bilde ihres Schaffens.

Ein wichtiger Vergleich ist der zwischen Erlebnis- und Ereignisphasen (vgl. Schema I). Das auffallende Ergebnis dieses Vergleichs ist die Einsicht, daß beide Phasenbilder in einem ganz eindeutigen Zeitverhältnis zu einander stehen. Jedem Erlebnisschritt entspricht ein Ereignisschritt, und zwar geht jener diesem voran. Bemerkenswert ist auch, daß der Übergang von der Vorbereitungsphase zu der endgültigen im Erlebnisbild zeitlich zusamenfällt mit einer großen Einsenkung im Ereignisbild. Es ist ein klarer Beweis der Lebenskraft und des großen Lebensmuts der Dichterin, daß sie gerade zur Zeit des größten Tiefstands in ihren Lebensbereichen den wichtigen Schritt zur endgültigen Verwirklichung ihrer Lebensaufgabe macht.

Die bisher gewonnene Einsicht in die Lebensstruktur der Ebner-Eschenbach ist nur noch durch die Untersuchung vom Werk- oder Ergebnisaspekt aus zu ergänzen. Das geleistete Werk nimmt an der Entwicklung der Person teil, wir können aus der Einstellung zum Werk vielfach den Wandel der Einstellung zum Leben erkennen. Bei der Ebner-Eschen-

bach erfährt dies insoweit eine Beschränkung, als die Berufsentwicklung nicht immer frei vor sich gehen konnte, sondern in mehreren Perioden stark unter Zwang und Druck von außen her stand. So z. B. bringt die Geschmacksrichtung des Burgtheaterpublikums und die Vorliebe der Direktion für das Lustspiel sie dazu, eine Zeitlang keine Trauerspiele mehr zu schreiben und sich dem Lustspiel zu widmen.[29] Nur unter dem Druck der fortwährenden Mißerfolge macht sie schließlich mit der Abfassung von Dramen überhaupt ein Ende.

Trotzdem ist die Berufsentwicklung zum größten Teil von innen her bestimmt. Was ihr von der Bühne her versagt blieb, versucht sie durch das Buch, nämlich auf Menschen tief zu wirken oder sie zu erheitern.[30] Der Übergang von der dramatischen Kunst zur Novellistik fiel ihr aber nicht leicht und trägt teilweise jedenfalls Opfercharakter. Unschwer mochte sie ihre bühnenreformatorischen Pläne aufgeben.

Im übrigen war der Einsatz bei der Verwirklichung ihrer Lebensaufgabe nicht groß. Ihre eigene Existenz wurde auch nicht einmal teilweise gefährdet. Sie besaß, auch unabhängig von ihrer Kunst, eine angesehene gesellschaftliche Stellung. Das einzige, was sie ihrer Kunst opferte, war ein ungestörter Friede. Ihr Leben wäre ohne Schriftstellerei ruhiger, weniger aufregend gewesen. Dafür bot ihr aber die Schaffensfreude Ersatz.

---

[29] Brief an Eduard Devrient, 23. März 1862; vgl. Bettelheim 314.

[30] Ungedr. Brief an Rodenberg, 22. Juli 1875.

Jeder Mensch empfindet sein Leben als mehr oder weniger gelungen, je nachdem die von ihm angestrebten Ergebnisse herbeigeführt werden oder nicht. Hierbei hat er mit zwei Faktoren zu rechnen, einerseits mit seinen Bedürfnissen und seiner Lebensaufgabe, anderseits aber mit den Gelegenheiten, die er vorfindet, einerseits also mit seinen Ansprüchen, anderseits mit den Umständen seines Lebens.

Wenn auch von den Ansprüchen manches unbefriedigt bleibt, so kann der Mensch sein Leben doch noch gelungen nennen, indem er nämlich seine Ansprüche nach den Umständen umgestaltet und seine Bestimmung nur insoweit erfüllt, als es ihm unter den gegebenen Umständen, zu denen wir auch seine Begabung rechnen, möglich war.

Auch im Leben der Ebner-Eschenbach blieben die ersten, jugendlichen Ansprüche — wie oben gesagt — unbefriedigt, aber indem sie ihre Ansprüche nach den Lebensverhältnissen umänderte, erfüllte sie ihre Aufgabe, „der Erde eine leise Spur ihrer Schritte einzudrücken".[31]

Für das restlose Gelingen eines Lebens, besonders eines Frauenlebens, genügt es nicht, daß die berufliche Aufgabe erfüllt ist, die meisten Frauen kennen echt weibliche persönliche Bedürfnisse, für die der Beruf allein keine Befriedigung gewährt.

Marie Ebner hatte neben ihrer Kunst ihre Ehe, die Liebe ihrer zahlreichen Verwandten, einen großen Freundeskreis. Eines blieb ihr versagt: sie hatte keine Kinder. Sie besaß ein Mutterherz wie nur wenige und ein großes Verständnis für Kinder. Die biographi-

[31] Bettelheim 275.

schen Skizzen „Mein Neffe" und „Armer Junge", die rührenden Kindergeschichten „Ein Verbot", „Der Fink", „Der Vorzugsschüler", die unzähligen Kindergestalten in ihren Novellen beweisen es. Und sie selbst blieb kinderlos. Wie schwer sie darunter gelitten hat, spricht sie nirgends offen aus. Einmal — anläßlich eines Umzugs — spricht sie über die „vielen Hoffnungen", die nicht in Erfüllung gingen in den vorangegangenen Jahren. Sie war damals 42 Jahre alt.[32] Vielleicht hat sie mit diesen „vielen Hoffnungen" auch den Kindersegen gemeint, der ihr versagt geblieben war. Eine Entschädigung fand sie in der Liebe und den Sorgen, die sie ihren zahlreichen Neffen und Nichten widmete, die sie fast nie anders als ihre „Kinder" nennt.[33] Auch hier hat sie eine Aufgabe gefunden und gelöst.

„Ihr ganzes Leben war den andern geweiht. Ob es nun Freunde waren, die ihren Umgang suchten, oder Bittsteller, die an sie herantraten — bereichert hat sie alle — gelindert, geheilt und gebessert, wo es not tat".[34] Deshalb konnte sie nicht nur als Dichterin, sondern auch als Frau ihr Leben als gelungen betrachten, weil sie, indem sie ihre berufliche Aufgabe erfüllte, auch für ihre weiblichen Bedürfnisse Befriedigung fand.

Die künstlerische Leistung der Ebner-Eschenbach ist bisher nur ganz im allgemeinen als die Er-

---

[32] Tagebuch, 25. Mai 1872; vgl. Bettelheim 142.

[33] Ungedr. Brief an Rodenberg, 9. Sept. 1903. Ungedr. Brief an Heyse, 4. Juli 1886. Tagebuch, 11. Juli 1911; vgl. Bettelheim 289. Tagebuch, 2. August 1911; vgl. Bettelheim 290.

[34] Franz Dubsky, Erinnerungen an Marie von Ebner-Eschenbach (Letzte Worte), 27.

füllung ihrer Bestimmung betrachtet worden, es ist aber möglich, wie bei der Untersuchung vom Ereignis- und Erlebnisaspekt aus, ein Phasenbild ihrer Leistung zu geben. Eine qualitative und quantitative Überschau der Werke ist dazu notwendig.

Im Schaffen der Ebner-Eschenbach sind fünf verschiedene poetische Gattungen zu unterscheiden: Trauerspiele, Lustspiele, Novellen, biographische und Erinnerungsschriften und die epigrammatische Dichtung. Zu dieser letzten Gruppe kann man rechnen die Aphorismen, Parabeln, die Märchen und die wenigen kleinen Gedichte.

Um eine graphische Darstellung der Leistungsqualität zu bekommen, wurde für je fünf Jahre festgestellt, welche Dichtungsarten in diesem Zeitraum von der Hand der Dichterin erschienen (vgl. Schema IV). Die Jahreszahlen der ersten Veröffentlichung waren dafür maßgebend.

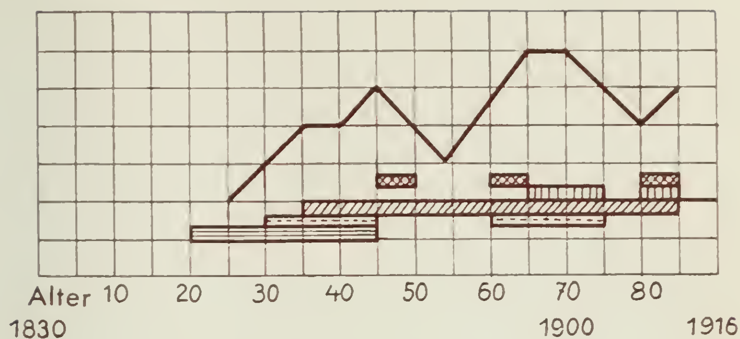
Für eine quantitative Verteilung wurde der Umfang der in je fünf Jahren erschienenen Werke nach Seitenzahlen berechnet (vgl. Schema IV).[35]

Die graphische Darstellung zeigt, daß der Schwerpunkt der künstlerischen Leistung in der zweiten Hälfte des Lebens liegt. In dem ersten, größeren Teil des Lebens steigen die Leistungen im-

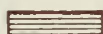
---

[35] Gegen eine solche Berechnung wäre vielleicht manches einzuwenden, wenn es sich um andere Dichter handelte. Wir wissen aber, daß Ebner-Eschenbach — Skrupulantin, wie sie sich manchmal nennt — auch auf die kleinste Skizze, ja auf jedes Wort die größte Sorgfalt verwendete. Übrigens beurteilte sie gelegentlich selbst ihre Leistungsfähigkeit nach den Seitenzahlen, die sie niederschrieb, in einer bestimmten Zeit. Vgl. Tagebuch, 12. Oktober 1877; vgl. Bettelheim 164.

SCHEMA IV



quantitative Verteilung

 Dramen

 Lustspiele

 Novellen

 biographische Schriften

 epigrammatische Werke

mer mehr an. Die tiefe Senkung in den Jahren 1875 bis 1880 wurde verursacht durch die Tatsache, daß die Dichterin in diesen Jahren keinen Verleger für ihre Werke finden konnte, was ihr einerseits die Lust zur Arbeit benahm, während es uns anderseits jetzt unmöglich ist, zu erforschen, welche Werke tatsächlich damals schon in Angriff genommen waren.[36]

Das Werkbild der Ebner-Eschenbach ist, nach Bühler, typisch für die Politiker, Journalisten und Gelehrten, im allgemeinen nicht für die Künstler.[37] Bei diesem Typus nimmt die Leistungsfähigkeit immer mehr zu, bis ihr erst am Ende des Lebens durch den Rückgang der Kräfte ein Ende gesetzt ist. Marie Ebner gehört zu diesem Typus, weil sie verhältnismäßig spät ihre eigenartige Begabung entdeckt und Erfolge errungen hat. Sie suchte deshalb in späteren Jahren alles Versäumte nachzuholen, dadurch entstand die fast bis ans Ende steigende Linie im Werkbild.

Aus einer Gesamtüberschau der Ereignis-, Erlebnis- und Ergebniskurven (vgl. Schema I) ergibt sich folgendes: Die Erlebnisphase setzt jedesmal zuerst ein, dann folgt die entsprechende Ereignisphase und schließlich offenbaren die Folgen dieser beiden sich im Werkbild. Zu bemerken ist noch, daß der endgültige Beginn des Schaffens, nicht wie in der Regel um eine, sondern anfangs um zwei Phasen bei der biologischen Kurve verschoben ist.

Um die Lebensstruktur der Ebner-Eschenbach besser zu erfassen, stellen wir aus dem dreiteiligen

---

[36] Tagebuch, 27. Mai 1878; vgl. Bettelheim 166.
[37] Bühler 219 ff.

Phasenbild ein einheitliches zusammen, das sich zunächst richtet nach der Erlebniskurve, weil Ebner-Eschenbach ein tief bewußt nach innen lebender Mensch war. Zu unterscheiden wären dann: 1. Periode vom 1. bis zum 18. Lebensjahr; 2. Periode zwischen dem 18. und 40. Jahr; 3. Periode zwischen dem 40. und 60. Jahr; 4. Periode zwischen dem 60. und 70. Jahr; 5. Periode nach dem 70. Jahr bis an den Tod.

Die jugendliche Periode bedeutet Aufstieg auf allen Gebieten. Die zweite Periode erreicht den biologischen und ersten biographischen Höhepunkt; diese Zeit wird durchaus noch als Vorbereitung erlebt. Die dritte Periode bedeutet Höhe auf allen Gebieten neben biologischem Abstieg. Die vierte Periode ist bemerkenswert durch die erreichte Höhe im Werkbild, während sie auf allen anderen Gebieten im Zeichen des Niedergangs steht. Die fünfte Periode ist endgültiger Abstieg überhaupt.

Die in diesem Kapitel gewonnene Kenntnis der Lebensstruktur der Ebner-Eschenbach erleichtert die Betrachtung ihrer Lebensanschauung in den folgenden Abschnitten; sie wird manches erklären und uns in den Stand setzen, die Äußerungen der Dichterin in ihrem Sinne zu deuten.

ZWEITES KAPITEL.

Frau, Liebe und Ehe.

1. Die Frau.

In jedem Lebensalter und in jedem Stand führt Ebner-Eschenbach uns die Frau vor. Das kleine Mädchen, das die Eigenart ihres weiblichen Wesens schon in frühester Jugend offenbart, ist selten mit mehr Lebenstreue geschildert worden als etwa in den Ebnerschen Novellen „Die Resel“ (1884), „Ein kleiner Roman“ (1889), „Der Fink“ (1895). Neben einer ganzen Reihe von jungen Komtessen, die entweder der Sportliebhaberin Muschi oder der ernsten Paula ähnlich sind, (Zwei Komtessen 1884) fehlt das schlichte Bauernmädchen nicht (Glaubenslos 1893). Die junge verheiratete Frau tritt auf im hellen Glanze ihres ersten ehelichen Glückes, wie Priska in der Novelle „Margarete“ (1889), oder mit dem Ernst der bitteren Enttäuschung, wie Wolfsbergs Frau in dem Roman „Unsühnbar“ (1889). Daneben erscheint die ältere, gereiftere Ehefrau, bei der die seelische Einheit mit dem Gatten den Höhepunkt erreicht hat (Die arme Kleine 1899), und die Mutter, die ein gleich liebevolles Herz zeigt, ob sie nun in den Schloß- oder in den Dorfgeschichten vorkommt.

Die sorgenden Großmütter fehlen ebensowenig wie die liebenswürdigen alten Jungfern, die vielge-

plagten Gouvernanten und Gesellschafterinnen, die alten, getreuen Dienerinnen, die karitativen Klosterfrauen.

Jede dieser Frauen vertritt in ihrem Charakter einen besonderen Typ. Es gibt mutig kämpfende, fast männliche Gestalten neben duldenden, leidenden Frauen; stets sorgende und schaffende neben leichtsinnigen; klare, ruhige Naturen neben leidenschaftlichen. All die Ebnerschen Frauen sind nach dem Leben gezeichnet, man kann sie irgendwo im Leben treffen. Einige sind genau einem der Dichterin bekannten Modell nachgebildet, so Anna in der Novelle „Die Totenwacht“ (1892) und Mašlans Frau in der gleichnamigen Erzählung (1892).[1]

Wie im Leben besitzen die Frauen in der Ebnerschen Dichtung neben ihren Tugenden auch ihre Laster oder neben ihren Lastern auch ihre Tugenden. Es hält dennoch nicht schwer die Eigenschaften zu erkennen, die die Dichterin in einer ideal gedachten Frau, unabhängig von Stand und Alter, zu sehen wünscht.

In ihrem Tagebuch widmet Ebner-Eschenbach ihrer verstorbenen Schwägerin Sophie Gräfin Dubsky folgenden Nachruf: „Sie war schön, klug, ernst, gut und gütig, wahr und wahrhaftig, mutig, großherzig und rechtschaffen wie ein alter Mann. Sie war liebreich und mitleidig, wie die feinfühlendste Frau, gläubig und vertrauensvoll wie ein Kind“.[2] Die hier aufgezählten Tugenden und Eigenschaften finden wir in

---

[1] Ungedr. Brief an Rodenberg, 2. Sept. 1892 u. 4. Juli 1897.
[2] Tagebuch, Januar 1877; vgl. Bettelheim 161.

den meisten edlen Frauengestalten der Ebnerschen Novellen wieder.

In ihren ersten Werken zeichnen sich die Frauen durch männliche Stärke, ja sogar durch Heldenmut aus. Marie Roland (1867) und Maria Stuart (1860) wissen wie Männer für ihre Ideale zu kämpfen; die Frauen in dem Lustspiel „Männertreue" (1874) sind Vorkämpferinnen der Frauenrechte gegenüber den Männern. Die Prinzessin von Banalien (1870) trotzt ihrem ganzen Hof, ja ihrem ganzen Reich, um ihren Geliebten zu erringen. Sie alle lehnen sich auf gegen eine althergebrachte Sitte, gegen die Tradition. In dem Lustspiel „Männertreue" behauptet der Richter: „Ein Weiberwort?!... das gilt nicht vor Gericht". Entrüstet erheben die Frauen Protest: „Es gilt nicht — wie? — ein ehrlich Frauenwort?... Sind rechtlos wir vor der Gerechtigkeit?"[3] Maria Stuart hat den Mut, in ihrer Überzeugung allein zu stehen:

„.... Es ist das Schicksal
Der Könige und aller königlich
Empfindenden Gemüter, in der Welt
Allein zu stehen, weil zu hoch sie stehen.
So laßt mich denn allein".[4]

Diese Männlichkeit zog Marie Ebner auch in Ida Fleischl an, mit der sie sich im Jahre 1866 fürs Leben befreundete. Sie findet für die neue Freundin keinen höheren Lobspruch als: „Sie ist ein ganzer Mann".[5] Viele Jahre später nötigt Louise von Fran-

---

[3] Männertreue. Als Manuskript gedruckt (ohne Verfassernamen), Wien 1874, 1. Akt, 2. Auftritt.

[4] M. v. Eschenbach, Maria Stuart in Schottland. Als Manuskript gedruckt, Wien 1860, 4. Akt, 2. Auftritt.

çois sie zu grenzenloser Verehrung, weil sie „von der Hand des Schicksals aus Erz geformt worden ist“.[6]

Auch in den späteren Werken der Dichterin bleibt eine gewisse Männlichkeit ein Wesenszug ihrer Lieblingsgestalten unter den Frauen. Er fehlt nicht in Lotti der Uhrmacherin (1879) in Claire Dubois und ihrer alten Freundin (Wieder die Alte 1886), in Margarete (1889), Maria Dornach (Unsühnbar 1889), der Koglerbäuerin (Glaubenslos 1893). Die Schwester des Pfarrers Emmanuel (Unverbesserlich 1909) spricht die Meinung der Dichterin aus: „Eine gewisse Art Männlichkeit fordere ich sogar von den weiblichsten Frauen“ (E. 9. Bd. 176).

Mehr kennzeichnend ist aber für die Frauen aus den späteren Werken die große Herzensgüte, die sich, wenn Pflicht oder Liebe es fordern, zu der höchsten Opferfreudigkeit steigert. Güte war der hervorragendste Charakterzug der Ebner-Eschenbach selbst. Alle, die über sie schrieben oder von einer Begegnung mit ihr erzählten, hoben diese Güte hervor. Hermine Villinger schrieb ihr einmal: „Nie ist richtigeren [!] Ausspruch getan worden als der — que vous êtes meilleure que le bon Dieu“.[7] Und in einem früheren Brief: „Sie können Weihnachten machen mitten in den Sommer hinein und Frühlingsjubel im dicksten Dezember erwecken“.[8]

„Die Güte, die nicht grenzenlos ist, verdient den

---

[5] Bettelheim 102.

[6] Tagebuch, 17. Juli 1880; vgl. Bettelheim 207.

[7] Ungedr. Brief der Hermine Villinger an Ebner-Eschenbach, 7. März 1888.

[8] Ungedr. Brief der Villinger an Ebner-Eschenbach, Juni 1887.

Namen nicht“ (E. 11. Bd. 92) ist die Überzeugung der Dichterin. Die guten Frauen in ihren Erzählungen bringen die in ihren Augen schwersten Opfer. Lotti die Uhrmacherin (1879), verzichtet auf ihre Uhrensammlung, um ihren ehemaligen Verlobten zu retten. Wir wissen, daß Ebner-Eschenbachs Uhrensammlung ihr größter Schatz und Stolz war, so daß sie im Alter sagen konnte: „Meine lieben Uhren machen mir das Sterben schwer“.[9] Maria Dornach (Unsühnbar 1889) lebt in Lüge und Betrug, sich selbst ein Greuel, weiter, da sie ihren Mann durch ihr Bekenntnis nicht unglücklich machen will. Für die Vorstellung der Ebner-Eschenbach, die eine Wahrheitsfanatikerin ohnegleichen war, ein unermeßliches Opfer! Die Dichterin selbst stellte in ihrer Jugend ihre Kunst über die Liebe zu ihrem Verlobten, in ihrer Dichtung verzichtet die Frau Staudenheim (Ihr Beruf 1901), eine sehr talentvolle Malerin, auf die Ausübung ihrer Kunst, aus Liebe zu ihrem Gatten.

Die als Gegenspiel hierzu gezeichneten Charaktere wirken oft geradezu abstoßend. Mutter und Tochter in der Novelle „Das Schädliche“ (1894) sind ein „verpfuschtes Werk“ aus der Hand des Ewigen (E. 5. Bd. 32), eben weil sie egoistisch, hart, gefühllos und mitleidlos sind und um der eigenen Vergnügungen willen die heiligsten Pflichten vernachlässigen.

In den Werken aus den Jahren 1880 bis 1890, aus der Zeit, in der sich die Dichterin der Kirche am meisten abgeneigt zeigte, kommt Härte besonders bei frommen Personen vor. Die Klosterschwestern

[9] Bettelheim 287.

(Das Gemeindekind 1886) sind „unendlich fromm, unendlich teilnahmslos", die überaus fromme Gräfin Agathe (Unsühnbar 1889) zeigt sich unerbittlich, wo alle anderen die schwere Schuld ihrer Schwieger=tochter verzeihen (E. 2. Bd. 334), die Mutter der Komtesse Paula (1884) liest zwar in Ozanams „Poètes Franciscains", läßt sich aber durch die men=schenfreundlichen Lehren des heiligen Franz nicht davon abhalten, das Glück ihrer Tochter eigenen ehrsüchtigen Plänen aufzuopfern (E. 4. Bd. 363). Noch im Jahre 1894 behauptet Ebner=Eschenbach, daß eine gewisse Härte von großer Frömmigkeit un=zertrennlich scheint (E. 5. Bd. 31).

Schon in einer ihrer ersten Novellen (Božena 1876) hatte sie freilich diese Behauptung Lügen ge=straft in der Person der frommen, herzensguten Gräfin Rondsperg. In den Altersnovellen sind die frommen Frauen fast ausnahmsweise edel, gut, opfer=freudig: Tante Renate (Die arme Kleine 1899), Jo=hanna Staudenheim (Ihr Beruf 1901) die Kloster=frauen (Ob spät ob früh 1908) die Schwester des Pfarrers Emmanuel (Unverbesserlich 1909).

Die Güte macht die Ebnerschen Frauen nie sen=timental, weichlich, weinerlich. Weinende Frauen sind bei Ebner=Eschenbach selten, nur in Augenblicken tiefsten Schmerzes löst sich die furchtbare Seelen=spannung in Tränen; Maria Dornach (Unsühnbar) weint nach dem Tode ihres Bruders und bei dem furchtbaren Unglück, das ihr zugleich Mann und Kind nahm. Vroni Kogler (Glaubenslos) geht wei=nend im Leichenzug ihres Vaters. Eine Božena, eine Lotti bringen die schwersten Opfer ohne Tränen.

Es gibt Frauen, die für ein Ideal nicht zu kämpfen, sondern nur zu leiden und zu dulden wissen. Auch solche treten in den Novellen auf, sowohl in den früheren wie in den späteren. Die junge, unglücklich verheiratete Gräfin Sonnberg (Nach dem Tode 1877), die Mutter des Gemeindekindes, Frau Klinger und das Bauernmädchen Vroni Kogler (Glaubenslos 1893) sind solche Naturen. Auch diese Frauen zeigen in ihrem stillen Dulden eine Art Heldenmut. Sie entsprechen aber nicht so sehr dem Frauenideal der Ebner-Eschenbach und sind in ihren Erzählungen selten.

In der äußeren Erscheinung, im Benehmen einer Frau, fordert Ebner-Eschenbach schon in ihrem Erstlingswerk Einfachheit, „die ein Grundton alles Hohen und Schönen auf Erde ist".[10] Bis in die letzten Erzählungen hebt die Dichterin diese Einfachheit, die zu gleicher Zeit Würde ist, hervor. Nur zu oft tritt klein-weibliche Eitelkeit und Gefallsucht an die Stelle dieser vornehmen Einfachheit. Die Mädchen der höheren Stände werden dazu nicht selten von der Wiege an erzogen. „Man fordere nicht Wahrhaftigkeit von den Frauen, solange man sie in dem Glauben erzieht, ihr vornehmster Lebenszweck sei — zu gefallen" (E. 11. Bd. 94.).

In hohem Maße begegnet die lächerliche Eitelkeit in Mutter und Tochter Heissenstein (Božena) und in der Märchenprinzessin Leiladin (1891), deren Inneres aus Pappendeckel besteht. „Wozu habt ihr euren Verstand", fragt spöttisch der Hofnarr, „wenn

---

[10] Aus Franzensbad. Sechs Episteln von Marie von Ebner-Eschenbach, Leipzig o. J., 79.

ihr nicht unter anderem auch wißt, daß Pappendeckel=haftigkeit und Eitelkeit unzertrennlich sind?" (E. 11. Bd. 140). Merkwürdigerweise suchen diese eiteln Frauen nicht durch körperliche Reize zu gefallen, für Mutter und Tochter Heißenstein wäre dies auch durch ihre Häßlichkeit unmöglich gewesen. Aber auch die wunderschöne Märchenprinzessin Leiladin sucht sich eher als Musikerin, als Reiterin oder durch ihre vermeintliche Gelehrsamkeit in ein besseres Licht zu setzen als durch Betonung ihrer körperlichen Schönheit. Wie einfach nimmt eine Maria Dornach (Unsühnbar) die Huldigung, die ihr wegen ihrer Schönheit dargebracht wird, entgegen. Einer ihrer Gäste ruft bei ihrem Anblick unwillkürlich aus: „Wie schön Sie sind, Frau Gräfin!" „Nicht wahr? erwiderte sie, seine Bewunderung ebenso unbefangen hinnehmend, wie er sie geäußert hatte" (E. 2. Bd. 225).

Durch körperliche Schönheit zu gefallen, war Ebner=Eschenbach eine zu niedrige Form der Eitelkeit. Sie selbst hat diese in sich nie verspürt und auch wohl nicht verspüren können. Sie besaß eine unscheinbare Gestalt und verriet in ihren breiten, knochigen, geradezu slawischen Gesichtsformen deutlich ihre Herkunft vom mährischen Landadel und ihre Blutmischung. Auf einem Bild aus ihren mittleren Jahren trägt der untere Teil ihres Gesichts sogar ausgesprochen männliche Züge.[11]

Nach der ersten Begegnung mit ihr beschreibt sie Ferdinand von Saar jedenfalls sehr wohlwollend: „Am Ende der Dreißiger stehend, war sie eine gewinnende

---

[11] Bettelheim Tafel V.

Erscheinung. Nicht hoch von Wuchs, aber schlank und zierlich gebaut; Hände und Füße vom feinsten Ebenmaß. Das Gesicht nicht schön, aber doch anmutig und höchst ausdrucksvoll; die mächtige Stirn von dichten, mattbraunen Haaren umrahmt. Aus dem Blick der etwas tiefliegenden Augen sprach unendliche Güte, die sich auch in dem sanften Wohllaut der Stimme offenbarte".[12]

Die Dichterin trieb gelegentlich selbst ihren Spott mit ihrem unschönen Äußeren. „Chinesinnen und Chinesen sehen mir alle gleich, besonders die häßlichen wirklich auffallend".[13] An Rodenberg schreibt sie einmal: „Mein von Fräulein Pmoff gemaltes Bild ist nicht sehr gelungen, es sieht mir zwar sehr ähnlich, aber dem Gespenst eines Nachtfalters doch auch".[14] „Ich bin's, und schon zum Entsetzen ähnlich", ruft sie aus vor dem Entwurf ihres Bildes im Atelier des Bildhauers Zaccagnini in Rom (E. 12. Bd. 59). Hieraus erklärt sich auch ihre Scheu, sich photographieren zu lassen.[15]

Bei der Ebner-Eschenbach wurde dieser körperliche Mangel durch ihre geistige Größe überreichlich ausgeglichen. Das mag bei anderen Frauen nicht immer der Fall sein, jedenfalls verlangt die Dichterin von jeder Frau Interesse für die idealen Güter des

---

[12] Ferdinand von Saar, Sämtliche Werke, herausgegeben von Jakob Minor, Leipzig (1908), 12. Bd. 162.

[13] Tagebuch, 11. Juni 1867; vgl. Bettelheim 116.

[14] Ungedr. Brief an Rodenberg, 30. Januar 1896.

[15] Gräfin Margarete Kinsky, eine Großnichte der Dichterin, schrieb mir: „Ob ich Ihnen ein Bildnis senden kann, ist sehr fraglich, nachdem sich die Dichterin sehr ungern fotografieren ließ".

Lebens. Sie müssen sich begeistern können für alles Wahre, Gute und Schöne.

Die Frauen aus den adeligen Kreisen, in denen sie verkehrte, konnten das nur zu oft nicht. Schuld daran trägt nach der Meinung der Dichterin die Erziehung. „Wo aber hätten die Töchter unserer Aristokratie Gelegenheit gehabt zu denken? Flüchtig wie ihre Gefühle, seicht wie ihre Urteile sind ihre Neigungen und ihre Gespräche. Nie hat sich ihnen der Ernst des Lebens aufgetan, nie haben sie mit Begeisterung vor einer Wahrheit, einer Schönheit gestanden, lehrte sie doch die Mutter schon, der Ernst sei nur verkleidete Langweile, Begeisterung eine lächerliche Schwärmerei“ (Aus Franzensbad 83). Man darf den jungen Gräfinnen nicht zumuten, irgend einer ernsten Sache Interesse zu schenken (E. 3. Bd. 340). Die Gräfin Thekla (Nach dem Tode) ist nicht imstande, ein einziges Gedicht zu würdigen; ihre Mutter geht nicht ins Theater, weil ein „Trauerspiel“ gegeben wird! (E. 3. Bd. 341).

Der Sportskomtesse Muschi, die sagt: „Mit dem Klassischen lassen Sie mich aus, ich habe immer gehört, daß der Goethe unmoralisch ist, und der Schiller, der ist mir doch gar zu geschwollen“ (E. 4. Bd. 319), stellt die Dichterin das Bürgermädchen Lotti gegenüber, in deren Bibliothek viele Klassiker der Weltliteratur, alte und neue, durch irgend ein Hauptwerk vertreten sind (E. 8. Bd. 15). Für die Lehrerin und Gesellschafterin Claire Dubois (Wieder die Alte) ist ernste Geistesarbeit „eine Sonntagserholung“; sie liest in ihren freien Stunden sogar ein englisches Werk über den esoterischen Buddhismus

(E. 1. Bd. 254). Wieviel Verständnis für echte Kunst zeigt schließlich auch die arme Stickerin Margarete!

Ebner-Eschenbach widerspricht der Behauptung, Verstand sei nur dem Mann notwendig, für die Frau genüge das Herz. „Es gibt Dinge, die auch eine Frau nicht aus den Tiefen ihres Gemütes schöpfen kann" (E. 4. Bd. 337). Herz und Verstand werden bei der Frau aber gewöhnlich mehr zusammengehen als bei dem Manne. „Wenn mein Herz nicht spricht, dann schweigt auch mein Verstand, sagt die Frau. Schweige, Herz, damit der Verstand zu Worte kommt, sagt der Mann" (E. 11. Bd. 110).

Auch in anderer Hinsicht betont Ebner-Eschenbach die verschiedenartige Individualität von Mann und Frau.[16] Besonders der Liebe gegenüber verhält sich der Mann ganz anders als die Frau. „Die Frau verliert in der Liebe zu einem ausgezeichneten Manne das Bewußtsein ihres eigenen Wertes; der Mann kommt erst recht zum Bewußtsein des seinen durch die Liebe einer edlen Frau" (E. 11. Bd. 103).

2. Liebe.

Des Weibes innerste Natur fordert Liebe; für die Mehrzahl der Frauen liegt die höchste Befriedigung im innigsten Verkehr mit dem Manne. Die Liebe des Mannes bringt in der Frau die höchsten Fähigkeiten zur Entfaltung. Die große, echte Liebe ist nach Ebner-Eschenbach selten, und ihre Helden sind an den Fingern herzuzählen (E. 3. Bd. 296); nur

[16] A. Sauer geht jedoch wohl zu weit, wenn er sagt, daß sie die Frau höher stellt als den Mann. Vgl. A. Sauer, Marie Freifrau von Ebner-Eschenbach (Neue Österreichische Biographie, 1. Abt.), 1923, 154.

wenige wissen, was das heißt: lieben (E. 8. Bd. 331) und nur diejenigen, die die Liebe kennen, glauben daran (E. 11. Bd. 110).

In den ersten Werken der Dichterin tritt die Liebe auf als eine plötzlich aufflammende, heiße Leidenschaft; sie kommt im Triumph, schlägt ein wie der Blitz und beherrscht, ohne Widerstand zu dulden, den ganzen Menschen (E. 7. Bd. 203 und 9. Bd. 231).

Maria Stuart (1860), Marie Roland (1867), Schiller (Dr. Ritter 1869), die Prinzessin von Banalien (1870), Chlodwig (1874), der junge Graf Rondsperg (Božena 1876), Paul Sonnberg (Nach dem Tode 1877) und die Freiherren von Gemperlein (1879) lieben alle auf den ersten Blick. Von Paul Sonnberg heißt es: „Wie aus dürrem Waldesboden die Lohe bricht, wie Feuerfluten aus dem felsenstarrenden Berge, so flammte jetzt in seiner Seele die Leidenschaft plötzlich auf" (E. 3. Bd. 317).

In den Novellen nach 1880 entwickelt sich die Liebe meistens ganz anders. Sie wächst allmählich heran aus Sympathie, Wertschätzung oder Mitleid. In dieser Gestalt kommt die Liebe zu der Wäscherin Marie Lakomy (Die Unverstandene auf dem Dorfe 1881), zu Komtesse Paula (1884). In dieser Weise lernen der gute Mond (1886), das Gemeindekind (1886), Claire Dubois (Wieder die Alte 1886), Maria Dornach (Unsühnbar 1889), Oversberg (1891) und der Bauernknecht Sepp (Glaubenslos 1893) die Liebe kennen.

Merkwürdigerweise begegnet in den Altersnovellen wieder häufiger die plötzlich, beim ersten Blick

aufflammende Liebe. In den Erzählungen „Agave" (1900), „Ihr Beruf" (1901), „Genesen" (1903), „Fritzens Ball" (1906), Ob spät, ob früh" (1908), „Im Zauberbann" (1908) spielt die plötzliche Leidenschaft wieder eine große Rolle. Ebner-Eschenbach kehrt hier wieder zu den Anschauungen ihrer ersten Schaffenszeit zurück. Über ihre „Prinzessin von Banalien" (1870) sagt sie im Alter einmal:

„Ich fühlt' mich jung, als ich es schrieb,
Das Märchen von der blinden Lieb';
Nun beugt mich tief des Alters Joch
Und an mein Märchen glaub' ich noch"
(E. 12. Bd. 115).

Die zügellose Leidenschaft, die blinde Liebe, darf jedoch nicht fortbestehen, sonst beschwört sie das Unglück herauf. Ein idealer Zustand kann erst nach Überwindung der Leidenschaften eintreten. Dieser Wechsel ist notwendig in der Liebe. „Sie geht von schüchterner Anbetung zu alles überwindender Kühnheit, von Leidenschaft zur Freundschaft, das ist von der Flamme, die prächtig leuchtet, zu der sanften Glut, die milde erwärmt, von der Freundschaft zu jenem seligen, geistigen Besitzen über, in dem zwei Seelen, zu einer verbunden und vermählt, viribus unitis sich durchs Dasein ringen, mit verdoppelter und darum fast immer siegreicher Kraft. Diesen Weg muß jede echte Liebe zurücklegen; will sie nicht fort von einer dieser Stationen, so geht s i e darüber zu Grunde, oder die, welche sie empfanden" (Aus Franzensbad 58).[17]

[17] Alban Stolz drückt dasselbe, was die Ebner-Eschenbach hier meint, in einem Vergleich aus: „Die Liebe ist ein

Das letzte und höchste Stadium der Liebe ist die volle Seelengemeinschaft, die aus dem ganzen Wesen strahlt, für die keine Worte mehr zu finden sind. Die Gräfin Vohburg (Margarete 1889) meint diese Liebe, wenn sie zu einem Bekannten sagt: „Sie werden der Herr, vielleicht der Freund Ihrer Frau werden, für mich ist Robert ... Sie schwieg, aber ein Ausdruck von fast überirdischer Schönheit breitete sich über ihr Gesicht" (E. 8. Bd. 335).

In einer Dissertation über Marie von Ebner-Eschenbach behauptet M. Fr. Radke, daß die Dichterin die Leidenschaften nicht gekannt habe und sie deshalb auch nicht darstellen könne.[18] Oskar Walzel sagt in ähnlichem Sinne: „Vielleicht gönnt ihre starke Natur der Liebesleidenschaft zu wenig Raum in ihren Dichtungen".[19]

Ebner-Eschenbach ist keine erotische Dichterin, sie verherrlicht nie die wilde, zügellose Leidenschaft. Daß sie aber nicht imstande wäre, Leidenschaften darzustellen, ist eine zu kühne Behauptung. In dieser Hinsicht erinnert sie an Adalbert Stifter, dem man gleichfalls und mit Unrecht Leidenschaftslosigkeit zugeschrieben hat.[20]

Gärungsprozeß der menschlichen Seele. Vorher süßer, geistloser Most — nachher guter oder saurer Wein, hell und klar — während der Gärung wild brausend, toll und wahnsinnig machend". Alban Stolz, Phantasmata, Oktober 1834; vgl. Fr. Hulshof, Alban Stolz in seiner Entwicklung als Schriftsteller (Deutsche Quellen und Studien, 8. Bd.), Graz 1931, 137.

[18] M. Fr. Radke, Das Tragische in den Erzählungen von Marie von Ebner-Eschenbach, Diss. Marburg 1918, 90.

[19] O. Walzel, Vom Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts, 2. Auflage, Leipzig 1922, 485.

[20] Vgl. Wilhelm Kosch, Stifter und die Romantik (Prager Deutsche Studien, 1. Bd.), Prag 1905.

Die Liebe der Dichterin selbst zu ihrem Manne erinnert zwar mehr an die allmählich heranwachsende als an die wie Blitz einschlagende Liebe; dennoch dürfen wir uns Ebner-Eschenbach nicht als eine kaltblütige Natur vorstellen, wie sie diese etwa in der Gräfin Neumark (Nach dem Tode 1877) geschildert hat. „Ihr ganzes Wesen", heißt es von dieser Frau, „atmete die Frische, die nur denjenigen Frauen bewahrt bleibt, die niemals große Leidenschaften empfunden, niemals schwere Seelenkämpfe durchgemacht haben und die, einem mehr oder minder unbewußten Selbsterhaltungstrieb folgend, immer da nachzudenken aufhören, wo das Nachdenken anfängt, weh zu tun" (E. 3. Bd. 300).

Man stützt sich bei der Behauptung, die Ebner habe die großen Leidenschaften nicht darstellen können, auf die nach der Meinung vieler mißlungene Novelle „Margarete" (1889). Die Dichterin gibt selbst zu, daß ihre Margarete zu wenig wild und elementar ist; auch ihr Mann sagt, sie sei dem Stoff nicht gewachsen.[21] Das mag wahr gewesen sein, insoweit es sich hier um die wilden Äußerungen einer unbeherrschten sinnlichen Leidenschaft handelt, die in die Ebnersche aristokratisch feine Kunst nicht passen, die in scharfem Gegensatz zu der Erotik etwa eines Theodor Storm steht.

Die wilde mitreißende Leidenschaft, die in einigen Fällen sogar zu Selbstmord führt, ist dagegen meisterhaft gezeichnet in dem Drama „Marie Roland" (1867), in dem Märchen „Die Prinzessin von Bana-

[21] Tagebuch, 25. März 1878; vgl. Bettelheim 165.

lien“ (1870), in den Novellen „Chlodwig“ (1874), „Božena“ (1876), „Die Resel“ (1883), „Unsühnbar“ (1889), „Ein kleiner Roman“ (1889), „Das Schädliche“ (1894), „Agave“ (1900), „Fritzens Ball (1906). Hier ist auch ein Hinweis auf die unsühnbare Tat Maria Dornachs (Unsühnbar) am Platze: „Zwei trunkene Menschen hatten kein Bewußtsein mehr von Ehre, Pflicht und Treue; ihnen verging die Welt und jegliches Erinnern (E. 2. Bd. 247).

Für die Schilderung der Leidenschaft konnten Hemmungen entstehen durch die streng sittlichen Anschauungen der Dichterin, nicht aber durch künstlerisches Unvermögen.[22]

3. Die Ehe.

Ebner-Eschenbach betrachtet die Ehe als eine der wichtigsten Einrichtungen des ganzen geistigen und sittlichen Lebens. Glückliche Ehen sind nach ihr im Leben selten, sie sind es auch in ihren Dichtungen. Die Ursachen, die das Unglück in der Ehe herbeiführen, können sehr verschieden sein.

Werden die Kinder, die schon eine andere Liebe im Herzen tragen, gegen ihre Neigung von den Eltern zu einer Ehe gezwungen mit einem „dreinzureden hat's nichts“ (E. 2. Bd. 114), so ist eheliches Glück von vornherein ausgeschlossen. Beispiele liefern die Novellen „Chlodwig“ (1874), „Die Resel“ (1883), „Komtesse Paula“ (1884) und „Oversberg“ (1891).

Zwingen die Eltern zu einer Ehe, bevor die Liebe im Herzen ihres Kindes erwacht ist, so ist es nicht

[22] Vgl. Radke 90.

ausgeschlossen, daß allmählich Sympathie, ja Liebe die Gatten verbindet. Beispiele finden sich nicht in den ersten Werken, weil die Dichterin damals mehr an die plötzliche Entstehung der Liebe glaubte, aber wohl in späteren Novellen: „Der gute Mond" (1881), „Die Poesie des Unbewußten" (1882). Es bleibt aber ein gefährliches Experiment, und die Verheißung der Eltern: „Du liebst ihn jetzt noch nicht, du wirst ihn aber gewiß lieben lernen, wenn es erst deine Pflicht sein wird" (E. 4. Bd. 365) geht nur zu oft nicht in Erfüllung, wie etwa in der Ehe der Komtesse Elisabeth (Komtesse Paula). Aus ihrem Mund hören wir die Anklage der Ebner gegen die Eltern „Wenn ihr dem Kinde sagt: tu's, weil du eine schöne Stellung in der Welt haben, weil du in schönen Schlössern wohnen, ein großes Haus führen und herrliche Equipagen haben wirst, so mögt ihr nach eurer Ansicht wohl recht haben; aber sagt ihm nicht: tu's, weil du glücklich werden wirst. Das dürft ihr dem Kinde nicht sagen, das, glaubt mir, wäre eine Vermessenheit" (E. 4. Bd. 368).

Vermessen ist es aber auch von seiten der Beteiligten selbst, wenn sie ohne Liebe eine Ehe schliessen, es sei denn aus irgend einem edlen Grunde, etwa um für den armen, kränklichen Mann zu arbeiten, ihm eine treue Pflegerin zu sein (Rittmeister Brand 1894) oder weil die Tochter eine Mutter braucht (Božena 1874) oder auch, um Ruhe zu haben und befreit zu sein von dem wiederholten Drängen der anderen Partei (Die Unverstandene auf dem Dorfe 1881). Kurz, „eine Vernunftehe schließen, heißt in

den meisten Fällen, alle seine Vernunft zusammen⸗nehmen, um die wahnsinnigste Handlung zu begehen, die ein Mensch begehen kann" (E. 11. Bd. 100).

Die unglückliche Ehe, wie sie in den späteren Werken der Dichterin vorkommt, kennt die notwen⸗dige, gegenseitige Anpassung der Eheleute nicht, in ihr fehlt die gegenseitige Hochschätzung der persön⸗lichen Eigenart. Selbstsucht, meistens von seiten des Mannes,[23] steht dieser Anpassung im Wege; daraus folgt Zweifel an der Liebe, Eifersucht, schließlich Herrschsucht und Quälerei. Solche unglücklichen Ehen begegnen in den Novellen „Glaubenslos" (1893), „Uneröffnet zu verbrennen" (1898), „Die Reisege⸗fährten" (1901), „Das tägliche Leben" (1909) und „Der Herr Hofrat" (1912).

In diesen Ehen wird die Frau zur Dienerin, zur Sklavin des Mannes, und das soll sie nicht sein, son⸗dern die gleichgestellte Lebensgefährtin, das ver⸗stehende Weib, das nicht nur eine Nebenrolle spielt im Leben ihres Mannes.

Für Ebner⸗Eschenbach ist das Leben einer ver⸗heirateten Frau nicht Unterordnung und Passivität, sondern die Frau besitzt ebensoviel individuelles Leben wie der Mann und bedarf der Ergänzung durch ihn nicht weniger als er durch sie. Sie wider⸗legt die Auffassung, daß die Frau an und für sich nichts ist, daß sie nur etwas werden kann durch den

---

[23] Sollte dies A. Sauer zu seiner Behauptung (154) ver-anlaßt haben? Vgl. Seite 45, Anm. 16.

[24] Brief an Freiherrn Emmerich du Mont, 20. Dezember 1879; vgl. Bettelheim 276 ff.

Mann, dem sie in Liebe angehört, dem sie sich in Demut unterwirft, in dessen Leben das ihre aufgeht.[24]

Diese Gleichwertigkeit der Frau mit dem Manne, für die Ebner-Eschenbach schon in einem Brief aus dem Jahre 1879 eintritt, betont sie besonders in den Werken nach 1890. Wir müssen dies als unmittelbare Beteiligung der Dichterin an der damals hochgehenden Frauenbewegung verstehen. Ebner-Eschenbach ist keine Frauenrechtlerin, aber die Gleichwertigkeit von Frau und Mann gehört zu ihren Lebensdogmen.

Eine gute Ehe setzt unbedingte Treue voraus. In den Ebnerschen Novellen, besonders in den späteren, kommt Untreue wiederholt vor, meistens auf seiten des Mannes.[25]

Die Dichterin legt Protest ein gegen die sich immer mehr geltend machende Lockerung der Ehemoral. Sie betont, daß die Frau ein gleiches Recht hat auf die Treue des Mannes wie er auf die ihrige. Sie teilt nicht die viel verfochtene Meinung: „Die Treue, die der Mann seiner Frau am Altare geschworen, ist eine andere als die, deren Schwur er vor ihr empfing“ (E. 2. Bd. 184). Schon in einem Lustspiel „Männertreue“, aus der ersten Schaffensperiode, erhebt sie Protest gegen diese Auffassung, wenn auch in scherzender Weise. In diesem Stück behauptet ein Mann, er wisse von einem Versprechen nichts mehr, weil es so lange her sei. Spottend ruft seine Frau aus: „Ein Jahr beinah! ... zu lang für

---

[25] Vielleicht stützt sich A. Sauer für seine These (154) auf diese Aufnahme. Vgl. Seite 45, Anm. 16.

Männertreue". Wenn die Frauen die Männer der Untreue verklagen, spotten diese ihrerseits: „Untreu — haha — ein sauberes Verbrechen! — Ich glaube gar — ihr spasset vor Gericht"! (Männertreue 1. Akt, 2. Auftritt).

Noch in dem letzten von der Ebner druckfertig gemachten Werke heißt es: „Den Mann, der einmal sein Ehrenwort gebrochen hat, möchtet ihr nicht mit einem Hölzchen anrühren, aber der Mann, der alle Augenblicke seinen Eid bricht, büßt an seinem Ansehen bei euch nicht das Geringste ein" (E. 12. Bd. 122). Mit Stolz sagt sie in ihrer Autobiographie von ihrem eigenen Vater: „Noch eine Eigenschaft darf ich meinem Vater nachrühmen, die Treue. Wer seine Liebe errungen hatte, dem blieb sie ein unverlierbarer Besitz. Seine Frau war für ihn die einzige in der Welt" (E. 12. Bd. 207).

Untreue der Frau begegnet in der Ebnerschen Dichtung viel weniger. In den meisten Fällen führt die Dichterin dann noch eine Entschuldigung an. Die Frau wird untreu, weil sie sich bewußt wird, daß ihr Mann sie nicht mehr liebt, (Das Schädliche) oder in einem Augenblick schwersten Kampfes (Unsühnbar). Die einzige Frau, die mit offenen Augen, raffiniert und ohne Reue, ihren sie liebenden Mann hintergeht, ist keine Deutsche. Es ist die Magyarin Frau Klenke (Fritzens Ball), die Dichterin führt sie uns mit Absicht vor in ihrer ganzen nicht-germanischen Schönheit. „Eine Atmosphäre des Reizes umgab die feine, braune Frau, die in der selben Stunde trotzig sein konnte wie ein wilder Junge und weich wie eine

sanfte Dulderin. Sie hatte gar so sprechende schwarze, langbewimperte Augen, die hervorleuchteten aus dem Schatten eines sie umgebenden bisterfarbigen Tones" (E. 9. Bd. 103).

Eine Parallele wäre hier zu ziehen zwischen Ebner-Eschenbach und Wilhelm Raabe, der auch gern für seine entgleisten Frauen solche nicht-deutscher Abkunft wählt, so die Spanierin Romana (Prinzessin Fisch), die Italienerin Fausta La Fedesca (Der heilige Born), die Französin Henriette Trublet (Der Hungerpastor) u. a.[26]

Das Problem der Unauflöslichkeit der Ehe beschäftigte zur Zeit der Ebner-Eschenbach viele Gemüter. Auch sie setzt sich mit ihm auseinander.

Eine ihrer ersten Heldinnen, Marie Roland, hat während der französischen Revolution es dahin gebracht, daß die Schranke, „die das geheiligte Recht der Neigung eindämmt", weggenommen wurde. „Die Ehe ist das Sklavenjoch nicht mehr", ruft sie freudig aus.[27] Bezeichnend für die Auffassung der Dichterin ist es aber, daß sie ihre Heldin nicht die Folgerungen aus ihrer Lehre ziehen läßt. Obgleich die verheiratete Marie Roland einen anderen Mann liebt, läßt sie sich doch von ihrem Manne nicht scheiden.

Geschiedene Eheleute kommen in den Ebnerschen Novellen erst um das Jahr 1900 vor, als die Frage der Ehescheidung wieder sehr zeitgemäß war. In der Erzählung „Uneröffnet zu verbrennen" (1898)

[26] Lilli Auerbach, Die Stellung der Frau in der sittlichen Weltanschauung Wilhelm Raabes, Diss. Würzburg 1927, 24 f.

[27] M. v. Eschenbach, Maria Roland. Als Manuskript gedruckt, Wien 1867, 1. Akt, 6. Auftritt.

läßt sich eine junge, katholische adelige Frau von ihrem Manne scheiden, schwört ihrem Glauben ab und schließt eine neue Ehe. Die ganze altadelige Familie ist empört über diesen Frevel gegen die Tradition und sagt sich mit einer einzigen Ausnahme von dieser geschiedenen Frau los. In der kleinen Skizze „Eine Vision“ (1897) steht eine junge evangelische Frau zum zweiten Male vor dem Altar, an dem sie schon einmal ihr „Ja“ gesagt hat, als der Pfarrer sie fragte, ob sie den Bund der Ehe heilig und unverbrüchlich halten wolle, „bis der Tod euch scheidet“.

In beiden Fällen sucht die Dichterin eine Entschuldigung in der ersten, unglücklichen Ehe. Aber sie zeigt doch geradezu Bewunderung für die Auffassung der durch Schuld der Eltern unglücklich verheirateten Gräfin Elisabeth: „Wer macht denn einen Skandal? Wer läuft davon? Wer wirft sich ins Wasser? So etwas tun ja nur die ordinären Leute, die keine Religion haben ... Unsereins ist fromm und stark, hat Heldenblut in den Adern, unsereins desertiert nicht von seinem Posten“ (E. 4. Bd. 367).

In der dialogisierten Novelle „Genesen“ (1903) sagt ein Ehemann zu seiner Frau: „Man kann auch zweimal verheiratet sein. Es kommt vor und nicht nur bei Geringen — bei großen Künstlern, bei Vorbildern und Leuchten der Menschheit ... einander ewige Liebe schwören kann man nicht, ebensowenig als man darauf schwören kann, ewig gesund zu bleiben“. Die junge Frau, die dem gegenüber die Auffassung der Dichterin vertritt, antwortet lakonisch: „Darauf kann man freilich nicht schwören, aber man

kann etwas dafür tun".[28] Aus diesen Beispielen geht genügend hervor, daß Ebner-Eschenbach, ganz abgesehen von dem Gesetze der Kirche, die Unauflösbarkeit der Ehe für ein Ideal hielt.

Sie hat übrigens das Eheproblem nicht erschöpfend dargestellt. Vor 1900 war man in ihren Kreisen noch mehr oder weniger konservativ; Irrungen nach außen kamen da nicht vor. Die Lockerung des Ehebandes setzte unmittelbar vor dem Weltkriege auch öffentlich ein, und diese Zeit hat die Dichterin nicht mehr berücksichtigt.

Daneben fanden unverheiratete Mütter ihren Platz in der Ebnerschen Dichtung. Unter den armen Bauern und im städtischen Proletariat führt Ebner-Eschenbach uns solche vor in den Novellen „Er laßt die Hand küssen" (1886), „Margarete" (1889), „Novellenstoffe" (1906), „Die Sünderin" (1913). Diese Frauen versucht sie von Schuld frei zu sprechen, nicht etwa weil sie mit ihren Sympathien immer auf seiten der Leidenschaft steht, wie Moritz Necker vorgibt,[29], sondern weil sie die Verhältnisse und Umstände kennt, weil sie weiß, daß andere oft größere Schuld tragen als die betreffenden Frauen. Sie wagt es nicht, zu verurteilen. „Wer darf strafen? Trägt ihre Schuld die Strafe nicht in sich? Hat sie ihr nicht Plage und Schande genug gemacht?" (E. 6. Bd. 280). Im Punkte der moralischen

[28] Marie von Ebner-Eschenbach, Genesen. Dialogisierte Novelle (Westermanns Monatshefte, 47. Jg., Nr. 7), Braunschweig 1903, 44 f.

[29] Moritz Necker, Marie von Ebner-Eschenbach. Nach ihren Werken dargestellt, Leipzig 1900, 116.

Gesetze nimmt Ebner-Eschenbach es nicht so leicht. „Die Moral, die gut genug war für unsere Väter, ist nicht gut genug für unsere Kinder“ (E. 11. Bd. 136). „Es stände besser um die Welt, wenn die Mühe, die man sich gibt, die subtilsten Moralgesetze auszuklügeln, an die Ausübung der einfachsten gewendet würde“ (E. 11. Bd. 96).

Herman Groeneweg hat in seiner Dissertation über J. J David als typischen Unterschied zwischen diesem und seiner Landsmännin hervorgehoben, daß Ebner mehr die moralische, David mehr die tragische Schuld betont. In den Augen der Ebner entschuldigt die Liebe nichts, in denen Davids alles.[30] Auch diese Behauptung ist viel zu allgemein gehalten. Das Bewußtsein einer sittlichen Schuld mag sehr groß gewesen sein bei Maria Dornach (Unsühnbar) und Božena, es gibt aber auch in den Ebnerschen Novellen Frauen, bei denen das Schuldbewußtsein völlig fehlt, wie Groeneweg das in den Werken Davids zeigt.

In der Parabel „Der Erstgeborene“ sagt die Großmutter wegwerfend: „Ach der, das ist ja das unglückliche Kind der Liebe“, die junge Frau, die Mutter, lächelt weder beschämt noch frech; es ist ein gar liebliches Lächeln (E. 12. Bd. 36). Ein Schuldbewußtsein erweckt auch die alte Baronin (Die Sünderin) durch ihre Strafpredigt nicht in der Seele der unverheirateten Mutter Fanka. Bei der Frage:

---

[30] H. Groeneweg, J. J. David in seinem Verhältnis zur Heimat, Geschichte, Gesellschaft und Literatur(Deutsche Quellen und Studien, 4. Bd.), Graz 1929, 110.

„Schämt Ihr Euch nicht vor Eurem großen Buben?“ schlägt sie die Hände leicht zusammen und blickt die Baronin mit gelassenem Staunen an: „Der hat ja die Brüder lieb; den kleinen schon gar. Den hat er gar lieb“ (E. 6. Bd. 277). Die unverheiratete Margarete sagt von ihrem Kinde: „Ich habe es in Schande geboren und mich nicht geschämt, ich war im Elend und hab mich reich gefühlt“ (E. 8. Bd. 311). Weder von Schuld noch Schamgefühl ist bei der unverheirateten Mutter in der Erzählung „Er laßt die Hand küssen“ die Rede.

Man muß in den Ebnerschen Novellen deutlich zwei verschiedene Fälle unterscheiden. Eine erste Gruppe bilden Maria Dornach (Unsühnbar) und Božena. Bei diesen Frauen ist die Hingabe das Erste, die Rechenschaft erscheint im Taumel der Leidenschaft nebensächlich, aber nach der Tat tritt starkes Schuldbewußtsein auf. Gerade umgekehrt verhalten sich die Verführer. Bei ihnen geht die Rechenschaft voran; sehen wir nur die Maßregeln, die der Verführer Maria Dornachs trifft, dann erst folgt die Hingabe. Schuldbewußtsein fehlt bei diesen Männern ganz. Die Erinnerung an die Stunde, die Maria Dornach aus ihrem Leben tilgen möchte, würde ihr Verführer nicht gegen alle Erdengüter eintauschen (E. 2. Bd. 358).

Eine zweite Gruppe bilden die Frauen aus niederem Stande. Die Hemmkraft des Schamgefühls ist bei diesen verkümmert. „Man muß auch für die moralischen Begriffe der Armen und Elenden ein schonendes Verständnis haben“ (E. 6. Bd. 67). In diesem

Fall fehlt alles Schuldbewußtsein, und auch die Dichterin verurteilt — wie oben gesehen — nicht. Schuld haben nur diejenigen, die dem moralischen Tiefstand abhelfen konnten und es nicht getan haben, wie etwa die Gräfin in der Novelle „Er laßt die Hand küssen“.

4. Die Mutter.

Ebner-Eschenbach hat „die schönste Stunde im Leben der Frau“,[31] die Stunde, in der die Mutter der Geburt ihres Kindes entgegensieht, nie erlebt. Sie empfand es zeitlebens als eine schwere Entbehrung, daß sie für den mächtigsten Instinkt im Weibe, die Mutterliebe, keine Befriedigung finden durfte. Gerade sie hatte eine so überaus große Liebe zu den Kindern. Hermine Villinger schrieb ihr einmal: „In Bezug auf Kinder, wie paßten wir zusammen, ich kann für so ein schmutziges oder sauberes Geschöpfle — es ist mir ganz einerlei — eine Welt von Muttergefühlen hegen“.[32]

Erst in ihrem Alter hat Ebner-Eschenbach zwei Novellen geschrieben, in denen die Mutterschaft als höchste Krönung des Frauenlebens das Hauptmotiv bildet; sie faßte die beiden zusammen unter dem gemeinsamen Titel „Die unbesiegbare Macht“ (1903). Vor dieser Zeit mag es ihr als kinderloser Frau schwer gefallen sein, dieses Thema zu berühren.

Aber auch in ihren früheren Werken setzte sie der Mutterliebe, „dem Besten und Höchsten, was

---

[31] Ungedr. Brief an Rodenberg, 17. April 1900.

[32] Ungedr. Brief von Villinger an Ebner-Eschenbach, 25. Juni 1887.

das Leben einem Weibe zu bieten hat" (E. 12. Bd. 265), manches schöne Denkmal. Marie Roland, die erbitterte Feindin der Königin Marie Antoinette, fühlt sich tief ergriffen, als sie deren Schmerz wegen des Verlustes ihres Kindes sieht:

„Als man den Sohn ihr nahm, sprach sie ein Wort,
Das mich ergreift, so oft ich daran denke,
Sie sprach: Jetzt kann mir nichts mehr wehe tun!
O Leid, das aller Leiden spottet. Leid
Der Mutter um ihr vielgeliebtes Kind".

(Marie Roland 5. Akt, 2. Auftritt.)

An anderen Stellen schildert uns die Dichterin den Ausdruck stiller, vollkommener Seligkeit, mit der eine Mutter ihr Kind betrachtet.

Mutterliebe bedeutet in erster Linie Sorge für das leibliche und geistige Wohl des Kindes. Eine besorgte Mutter nährt ihr kleines Kind selbst, obwohl — fügt Ebner-Eschenbach hinzu — das heute „niemand" mehr tut. Die Mutter schafft und arbeitet für ihr Kind und sorgt wenn nötig allein für den Unterhalt (E. 12. Bd. 237). Die Mutter Bertram Vogelweids (1895) darbte und kargte bis sie zusammenbrach (E. 10. Bd. 276). Die arme Mutter des Gemeindekinds verrichtet fast übermenschliche Arbeit, während der Vater im Wirtshause sitzt. Unschuldig verurteilt, betet sie im Gefängnis Tag und Nacht für ihre Kinder und arbeitet immer fleißig, weil das verdiente Geld für die Kinder zurückgelegt wird.

Schwerer noch lasten die Sorgen für das geistige Wohlergehen. Die Mutter ist die erste Erzieherin

ihrer Kinder. Fremde können nie die mütterliche Belehrung, das mütterliche Beispiel ersetzen. Bertram Vogelweid nennt seine Mutter die beste Lehrerin, die er hätte finden können (E. 10. Bd. 236). Der Einfluß der Mutter dauert nach ihrem Tode noch fort, sie lebt gleichsam im Kinde weiter. Die deutliche Vorstellung von ihrer Mutter, die sie doch eigentlich nicht gekannt hat, begleitete Marie Ebner selbst durch das ganze Leben. „Ich vergesse nie, mit welcher geheimnisvollen Glückseligkeit das Bewußtsein ihrer Nähe mich oft erfüllte“ (E. 12. Bd. 183).

Vereinzelt tritt eine Mutter auf, die sich um ihr Kind nicht kümmert, so daß dieses ihr ganz entfremdet wird (Das Schädliche 1894). Freilich ist nicht immer die Mutter schuld an dem Mangel an Verständnis zwischen ihr und ihren Kindern (Das tägliche Leben 1909).

Schlimmer ist es noch, wenn eine Mutter ihr Kind unglücklich macht. In „einem kleinen Roman“ (1889) heißt es von einer Mutter: „Ihr Tod war eine Erlösung für ihre Kinder und ist als solche von ihnen empfunden worden, obwohl diese Kinder brave und warmherzige Menschen sind“ (E. 9. Bd. 270). Dieses Fehlen der Mutterliebe ist Unnatur, denn die Mutterliebe ist ein natürlicher Instinkt, der in den meisten Frauen sehr stark ist. Der betrogenen Frau, die meint, für das Kind ihres Verführers keine Liebe empfinden zu können, wächst allmählich eine große Liebe auch für dieses Kind im Herzen (E. 7. Bd. 47).

Den mütterlichen Instinkt von Tieren stellt Ebner-Eschenbach uns ergeifend dar in der Hunde-

geschichte „Die Spitzin“. Die arme Erdbeerfrau im gleichnamigen Gedicht empfindet sogar Mitleid mit der Mutterpflanze:

„Dees is mei' allerirgster Kumma,
Wenn's d'Erber brock'n u'reif' und kloanleizi
Ma mirkt's ja deutli, 's tuat der Pflanzen weh.
Sie wehrt si drum, was sie nur ko', di Armi,
Just wier a Muatta um ihr liebis Kind“
(E. 11. Bd. 84).

Die seelische Mütterlichkeit kann bestehen ohne das leibliche Mutterverhältnis. Ebner-Eschenbach selbst hatte für den schwersten Verlust, den frühen Tod ihrer Mutter, den denkbar besten Ersatz gefunden, die liebreichsten und gütigsten Stiefmütter. Eine Fülle der zärtlichsten Mutterliebe zeichnet sie uns in der Božena, die keine Erniedrigung scheut, um dem kleinen ihr anvertrauten Röschen zu seinem Recht zu verhelfen. Der Schmerz der Großmutter (1874) bei der Leiche ihres Enkels könnte in einem Mutterherzen nicht größer sein: „Sie berührte die Leiche nicht, keine Träne quoll aus ihren weitgeöffneten Augen, kein Laut drang aus ihrer Kehle. Dem Doktor schauderte vor der Gewalt dieses Schmerzes“ (E. 11. Bd. 358).

Freilich fehlt auch die böse Stiefmutter nicht. Nannette Heißenstein (Božena) empfindet nicht nur keine Liebe für ihr Stiefkind, sondern wird auch mitschuldig an dessen Unglück. Sie ist aber eine Frau, die zu keiner andern als zur Selbstliebe fähig scheint, und solche Frauen bleiben für Ebner-Eschenbach Ausnahmen.

5. Die Freundin.

„Unserem kleinen Stern Erde wird zwar viel Böses nachgesagt; das aber kann der verbissenste Pessimist nicht leugnen, daß etwas Köstliches auf ihr gedeiht: echte, treue Freundschaft!“[33]

Die Freundschaft verherrlicht Marie Ebner in ihren Werken in allen Tonarten. Ihre Aphorismen können uns lehren, welche hohe Anforderungen sie an einen echten Freund stellt. Freundschaft kann nur bestehen zwischen Menschen von gleichem Werte, im Unterschied zu der Liebe, die auch zwischen Menschen von sehr verschiedenem Wert bestehen kann. Wohl darf der Unterschied im Charakter zwischen Freunden groß sein, in ihren letzten und tiefsten Überzeugungen müssen sie jedoch übereinstimmen. Mit dem Freunde muß man sprechen können über das, was einem das Liebste ist, sonst stumpfen Vertrauen und Liebe ab, und es bleibt nur noch die Hochschätzung (E. 12. Bd. 24). Ein Streit zwischen Freunden bedeutet jedoch nichts. Meistens wird der Freund einen großen Scharfblick für unsere Fehler zeigen.

Es ist nicht so schwer, viele Freunde zu haben, es ist nur schwer, solche zu haben, die man haben will (E. 11. Bd. 110). Nur wenige Menschen wissen den Wert der Freundschaft zu schätzen, deshalb ist die Nachfrage nach aufrichtigen Freunden gering (E. 11. Bd. 126).

Mehrere feste, edle Männerfreundschaften kom-

---

[33] Ebner-Eschenbach im Gedenkbuch für Julius Rodenberg, zu seinem siebzigsten Geburtstag; vgl. Bettelheim 200.

men in den Ebnerschen Novellen vor: „Ein Spätgeborener“ (1874), „Chlodwig“ (1874), „Margarete“ (1889), „Der Nebenbuhler“ (1891), „Bertram Vogelweid“ (1895), „Uneröffnet zu verbrennen“ (1898), „Im Zauberbann“ (1908) u. a.

Viel seltener sind die Freundschaften zwischen Frauen. Die Sportskomtesse Muschi korrespondiert mit einer Freundin, aber hierbei handelt es sich um eine richtige Junge=Mädchen=Freundschaft ohne tiefere Bedeutung. Die Gesellschafterin Claire Dubois (Wieder die Alte) wohnt bei einer alten Baronin, die sie ihre Freundin und Mutter nennt. Das zweite Verhältnis, das mütterliche, überwiegt hier.

Ebner=Eschenbach zeichnete auch in dieser Hinsicht getreu nach dem Leben. Mütterlichkeit und Liebe zum Mann sind in der innersten Natur der Frau begründet, Freundschaft im tiefsten und edelsten Sinne des Wortes kann nur bestehen zwischen zwei geistig sehr hochstehenden Frauen, denen Gefallsucht, Eitelkeit und Koketterie nichts anhaben können.

Die Dichterin selbst war solch eine Frau. Sie hat in ihrem Leben echte Freundschaft gekannt und gepflegt. In erster Linie kommt hier in Betracht die Freundschaft mit Ida Fleischl, mit der Marie Ebner 36 Jahre lang in engstem Verkehr stand. Sie war ihr „verkörpertes künstlerisches Gewissen“.[34] Ihr Tod im Jahre 1899 bereitete Ebner=Eschenbach einen unbeschreiblichen Schmerz und bedeutete für sie einen dauernden Verlust. Kurz darauf schrieb sie: „Seit=

[34] Ungedr. Brief an Rodenberg, 31. Juli 1896.

dem ich überhaupt schriftstellerisch tätig bin, habe ich nie eine Zeile veröffentlicht, die nicht sie vorher auf das gewissenhafteste, strengste und liebevollste geprüft hätte. Ich glaube, daß ich mich nie mehr entschließen werde, mit einer Arbeit an die Öffentlichkeit zu treten".[35] So weit kam es indessen nicht, aber den Tod ihrer treuesten Freundin verschmerzte sie nie; Ida Fleischls Bild stand bis in die letzten Tage auf dem Schreibtisch der Dichterin.

Die Freundschaft mit Louise von François war schon aus dem Grunde nicht so innig, weil der Verkehr fast nur schriftlich stattfinden konnte. Ebner-Eschenbach fühlte sich jedoch auch so durch den Umgang mit „dieser großen Persönlichkeit"[36] bereichert. Louise von François ihrerseits äußerte anfangs Bedenken gegen die neue Freundschaft, die sich auf den gesellschaftlichen Unterschied gründeten. „Wie kann man mit jemandem in Korrespondenz treten, die einem auf solchem Briefpapier schreibt", sagte sie in Hinblick auf das elegante Briefpapier der Ebner-Eschenbach.[37] Später brachte sie der Freundin das Gefühl einer großen Dankbarkeit entgegen, blieb aber in ihren Briefen doch etwas förmlich, so daß Ebner-Eschenbach sie erst nach ihrem Tode aus ihren Tagebüchern ganz kennen lernte.[38]

Von dem Verhältnis der Ebner zu Josefine

---

[35] Ungedr. Brief an Rodenberg, 4. Juni 1899.

[36] Tagebuch, 18. Juni 1880; vgl. Bettelheim 207.

[37] Maria Gögler, Die pädagogischen Anschauungen der Marie von Ebner-Eschenbach, Diss. Tübingen 1931, 15.

[38] Bettelheim 225.

Freiin von Knorr berichtet Richard von Schaukal: „Die Baronin Ebner hätte viel darum gegeben, wenn die Baronin Knorr eine Bettina von Arnim gewesen wäre. Denn sie hatte vor dem Menschen Knorr das Bedürfnis der Hochachtung ohne das Gefühl der Unterordnung".[39]

Im Verkehr mit jüngeren Freundinnen, Hermine Villinger und Enrica Freiin von Handel-Mazzetti, finden wir nicht mehr das rein freundschaftliche Verhältnis; etwas Mütterliches kommt von seiten der Ebner-Eschenbach hinzu. Hermine Villinger überschreibt ihre Briefe an Ebner-Eschenbach meistens mit „Liebe Meisterin" und spricht sie nach zwanzigjährigem Verkehr noch immer mit „Sie" an. Handel-Mazzetti duzte sie zwar, aber schon die Tatsache, daß die ältere Freundin „Kind" zu der jungen Dichterin sagte, kennzeichnet das Verhältnis als ganz verschieden von dem zwischen der Ebner und Ida Fleischl.

Eine Freundschaft zwischen Mann und Frau begegnet in den Ebnerschen Novellen nur einmal, in der Erzählung „Uneröffnet zu verbrennen" (1898) zwischen einer kranken, von ihrem Mann vernachlässigten Gräfin und dem Freund ihres Mannes. Nach dem Tode der Gräfin hat der Graf, durch einige Zufälligkeiten dazu gebracht, sie im Verdacht der Untreue. Er geht schließlich soweit, seinen Freund, der auch der ihre gewesen ist, zu erschießen, und kommt erst zu spät zu der Erkenntnis, daß sein Verdacht falsch war und daß zwischen seinem Freund

---

[39] R. Schaukal, Marie von Ebner-Eschenbach (Hochland, 14. Jahrg.), München 1917, 589.

und seiner Frau bloß ein rein freundschaftliches Verhältnis bestand. Die Gräfin hat Albrecht, den Freund, sympathisch gefunden, seinen Gleichmut geschätzt, seinen Frohsinn geliebt. Er ist ihr immer willkommen gewesen, auch als sie niemanden mehr hat sehen wollen. Er hat ihr Gesellschaft geleistet, wenn alle übrigen ihren Unterhaltungen nachgingen und ist bereit gewesen, ein Vergnügen zu opfern, um bei ihr zu bleiben und der dritte im Bunde der Barmherzigen Schwester und der Kammerfrau zu sein.

Wohl mit Absicht stellt uns die Dichterin in derselben Novelle einen ähnlichen Fall vor, in dem die Frau zur Ehebrecherin wird. Auch in den Erzählungen „Ob spät, ob früh", „Der Nebenbuhler", „In letzter Stunde" entwickelt sich aus einem freundschaftlichen Verhältnis zwischen Mann und Frau ein Liebesverhältnis. Sie hielt beide Fälle für möglich, aber den Fall, worin die Freundschaft zur Liebe wird, für den am häufigsten vorkommenden.

Marie Ebner selbst hat mit mehreren bedeutenden Männern in freundschaftlichem Verkehr gestanden. Den Dichter Josef (Ritter von) Weilen lernte sie in den Jahren, die sie in Klosterbruck (1850 bis 1856) verbrachte, kennen. Er blieb ihr zeitlebens ein wahrer Freund. Am letzten Tage seines Sterbejahres verzeichnet ihr Tagebuch: „Gute Nacht, Jahr 1890. Du hast mir einen Tag gebracht, an dem begraben wurde, was mehr als drei Jahrzehnte lang mein Dasein bereichert hatte, wahre Freundestreue".[40]

Ihre geschäftlichen Beziehungen zu Julius Ro-

---

[40] Tagebuch, 31. Dezember 1890; vgl. Bettelheim 223.

denberg wuchsen zu einem Freundschaftsbunde aus, zu dem der Grundstein am 26. Juni 1875 gelegt wurde.[41] Zeigt sich eine Wolke an diesem blauen Freundschaftshimmel, so ist die Ebner sofort bemüht, Aufklärung zu fordern. Einmal schreibt Rodenberg einen weniger freundlichen Brief, die Antwort der Dichterin bleibt nicht aus. „Ihr Brief schmerzt mich tief und macht mich zweifeln an einer Freundschaft, auf die ich Felsen gebaut hätte. Lesen Sie ihn noch einmal und sagen Sie mir dann, ob Sie ihn wieder schreiben würden".[42] Postwendend leistet der Berliner Freund „amende honorable".

Den schönsten Beweis seiner Freundschaft gab Rodenberg ihr jedesmal, wenn er es, obwohl es ihm schwer fiel, übers Herz brachte, einen Tadel über die Ebnerschen Werke auszusprechen.[43] Selbst in ihrem hohen Alter schreibt Ebner-Eschenbach an Handel-Mazzetti: „Wenn es möglich wäre, Rodenberg noch inniger zu lieben, als ich ihn liebe, durch diese Briefe (sie meint seine Briefe über Handel-Mazzettis Roman „Der deutsche Held") würde das erreicht".[44]

Für das Verhältnis der Ebner-Eschenbach zu Paul Heyse möge ein Hinweis auf den in dieser Arbeit veröffentlichten Briefwechsel der beiden genügen.

In Wien sah sich die Dichterin von einem Freundeskreise umgeben, aus dem jeder einzelne ihr teuer

[41] Ungedr. Brief an Rodenberg, 25. April 1911.

[42] Ungedr. Brief an Rodenberg, 30. April 1894.

[43] Ungedr. Brief an Rodenberg, 8. September 1906.

[44] Brief an Handel-Mazzetti; vgl. Der Dichterinnen stiller Garten, Marie von Ebner-Eschenbach und Enrica von Handel-Mazzetti. Bilder aus ihrem Leben und ihrer Freundschaft, dargestellt von Joh. Mumbauer, Freiburg i. Br. 1918, 68.

war. „Ich habe leider zu viel gute Freunde, alle verwöhnen mich, alle, alle!“ [45] Der Tod eines jeden trifft sie schmerzlich. „Ich weiß nur zu gut, was es heißt, einen langjährigen treuen Freund verlieren“.[46] In ihrem Alter klagt sie: „Immer kleiner wird der Kreis der Freunde. Mit Schmerz sieht man einen nach dem andern sich daraus fortstehlen. Gott erhalte uns die geliebten Getreuen, die wir noch haben“.[47]

Obgleich Ebner-Eschenbach selbst Freundschaft, sowohl mit Frauen als auch mit Männern reichlich gepflegt hat, nehmen die Frauenfreundschaften in ihren Dichtungen einen geringen Raum ein. Instinktiv hat sie herausgefühlt, daß für viele Frauen eine Freundschaft mit einer anderen Frau schwer und mit einem Manne noch schwerer ist. Nach dieser allgemeinen Regel, nicht nach eigenem persönlichem Empfinden richtet sie sich in ihren Werken.

6. Die Frau im Beruf.

Die Frauenberufe in den Ebnerschen Werken tragen alle einen echt weiblichen Charakter, d. h. sie haben es entweder mit der Erziehung oder der Pflege zu tun, oder sie haben in irgend einer Form eine dienende Aufgabe zu leisten. Denn auch außerhalb der Ehe soll die Frau das eigentliche weibliche Lebensziel, Liebe zu üben, nicht verlieren, sondern nur in anderer Form ausüben.

---

[45] Tagebuch, 24. April 1868; vgl. Bettelheim 126.
[46] Ungedr. Brief an Rodenberg, 7. Oktober 1907.
[47] Ungedr. Brief an Rodenberg, 4. März 1904.

Der naturgegebene Platz der Frau befindet sich in der Familie. Zu den Mitgliedern der Familie zählen auch die treuen Dienerinnen, die unentbehrlichen Stützen der Hausfrau, die keine anderen Interessen mehr haben als die der Herrschaft und ihrer Kinder. Eine Prachtfigur führt uns die Dichterin in der Božena vor, die sich wohl bewußt ist, daß das Kind und der Haushalt ihres Herrn schwerlich besser betreut werden können, als es durch sie geschieht (E. 3. Bd. 12). Für allen Schmuck und alle Zier hat sie nur Verachtung, aber mit der Reinlichkeit nimmt sie es genau. In ihrem Alter wiegt sie noch eine dritte Generation auf ihren Armen, und dieses kleine Volk kennt sie, die man einst die große, schöne genannt, nur noch als die gute Božena (E. 3. Bd. 223).

Eine ähnliche Gestalt tritt uns in der alten Boguslawa (Reisegefährten) entgegen; in der äußerlichen Erscheinung nicht eine Božena, denn diese getreue war „von monumentaler Häßlichkeit" (E. 5. Bd. 249), wohl aber in ihrer Liebe für ihre Herrin, für die sie sich würde in Stücke hauen lassen (E. 5. Bd. 252). Ihre Liebe für die Kinder ist die einer „Löwenmutter". Für diese beiden Frauen wählt die Dichterin slawische Namen, wohl auch in Erinnerung an die slawischen Dienerinnen, die sie in ihrer Jugend auf Schloß Zdislawitz kennen gelernt hat.

Ihren eigenen Kinderfrauen, Pepinka und Anischa, setzt die Dichterin in der Autobiographie „Meine Kinderjahre" (1905) ein ehrenvolles Denkmal. „Sei gesegnet noch in deinem Grabe, in dem du seit so langen Jahren ruhst, du brave Josefa Navratil, genannt Pepinka! Du hast dir ein unschätzbares

Verdienst um uns erworben." (E. 12. Bd. 185). Ani=scha nennt sie „den lichten Stern unserer Kinder=stube" (Ebda.).

Gouvernanten und Lehrerinnen fehlen in kei=ner Schloßgeschichte. Fast jede dieser Frauen ist mehr oder weniger eine Märtyrin. Den Launen der Kinder ausgesetzt, für die sie oft beim besten Willen kein Herz fassen kann, hat sie von seiten der Eltern keine Hilfe zu erwarten. „Ich hätte alles darum ge=geben", klagt eine Lehrerin, „nur einmal mit der Grä=fin über das Kind sprechen zu dürfen. Allein man will keine Klage über seine Kinder hören" (E. 9. Bd. 240). Zu den Schwierigkeiten der Erziehung kommt dann oft noch die Anfeindung durch die übrige Die=nerschaft, zu der sie eigentlich nicht und anderseits doch auch wieder gehört.

Schlimmer noch gestaltet sich das Los der Ge=sellschafterinnen. Sie müssen sich ihre Heiterkeit und Lustigkeit um jeden Preis erhalten, denn „worauf die Vornehmen den meisten Wert legen, ist, daß man ihnen freudig diene oder freudig zu dienen scheine" (E. 1. Bd. 237). Lustigkeit gibt ihnen Brot. Wie es im Herzen des Fräuleins dabei aussieht, danach wird freilich nicht gefragt; ob sie sich unterhält, kommt nicht in Betracht; die anderen zu unterhalten, dazu ist sie auf der Welt. Welch ein klägliches Leben führt z. B. nicht das empfindsame, nervöse Fräulein Nullinger (Unsühnbar). Sie wurde von der Gebiete=rin Nulle genannt, was sie empörte, und litt infolge ihres aufregenden Dienstes an Nervosität.

Die Ebner=Eschenbach kannte solche Frauen aus allernächster Nähe, und wir brauchen nicht anzuneh=

men, daß sie in der Schilderung der Leiden der Ge=sellschafterinnen übertrieb.

Die Frauen, die außerhalb der Familie den Le=bensunterhalt für sich und ihre Kinder verdienen müssen, sind eine Vorsteherin einer Mädchenschule (Die Kapitalistinnen 1888), eine Modistin (Rittmei=ster Brand 1894), eine Näherin (Wieder die Alte 1886 und Die Sünderin 1913) und eine Waschfrau (Die Unverstandene auf dem Dorfe 1881). Sie haben also alle einen ausgesprochen weiblichen Beruf. Eine Ausnahme bildet die Witwe Magdalene Sanften=träger, die das Delikatessengeschäft ihres verstorbe=nen Mannes weiterführt (Rittmeister Brand) und die allerärmste Mutter des Gemeindekindes, welche die schwere Arbeit eines Ziegelschlagers verrichtet.

Lotti die Uhrmacherin, mit ihrer außerordentli=chen Geschicklichkeit und der zu diesem Handwerk erforderlichen unsäglichen Geduld, auch Gabriele Teufenberg (Ein Original), die geniale Erfinderin auf dem Gebiete der Technik, betreiben das Hand=werk mehr als eine Kunst, mehr als Liebhaberei, wie auch die Dichterin selbst die Uhrmacherkunst betrieb.

In ihrem Beruf braucht die Frau sich in der Ebnerschen Dichtung dem Manne gegenüber nicht zu behaupten, weil sie in sein Gebiet nicht hinein=kommt. Das physische, geistige und moralische Elend der Frau in der Fabrik ist von Ebner=Eschen=bach gar nicht behandelt worden, wie denn die Groß=stadt bei ihr überhaupt nur eine verschwindend kleine Rolle spielt.

Auch das Problem „Hausfrau oder Frau im öffentlichen Beruf“ besteht in ihren Werken nicht.

Die einzige verheiratete Frau, die im Beruf tätig ist, die Frau Heideschmied (Die arme Kleine), Gouvernante bei einer adeligen Familie, hat keine Kinder, und die Dichterin fügt es so, daß sie mit ihrem Manne bei einer und derselben Familie dient. Die Witwen und unehelichen Mütter haben alle eine solche Arbeit, daß sie zu Hause bleiben und für die Kinder sorgen können. Als die Witwe Müller (Rittmeister Brand) eine bessere Stelle bekommen kann, die ihr die Möglichkeit bietet, ihre Kinder gut zu ernähren und zu kleiden, und als sie freudig ausruft: „Erwägen Sie, was das heißt!", antwortet ihr Beschützer, der Rittmeister Brand: „Es heißt viel; sich aber zwölf Stunden von ihnen trennen und sie der Obsorge der Dienerin überlassen heißt mehr" (E. 7. Bd. 276). Die Mutter gehört nach der Ebner zu ihren Kindern. Nur dann soll sie beruflich tätig sein, wenn sich die Art des Berufes mit den Pflichten der Mutterschaft vereinbaren läßt.

Gleichberechtigung der Frau im wirtschaftlichen Leben hat die Dichterin, ebensowenig wie im politischen, nie gewünscht. Diese Probleme standen auch der Blütezeit ihres Schaffens noch fern, während die Frauenemanzipation der ersten Hälfte des Jahrhunderts, ein häufiges Motiv bei der Gräfin Hahn-Hahn, zur Zeit der Ebner-Eschenbach nicht mehr zu den modernsten Tagesfragen zählte.

7. Die Künstlerin.

Auf zwei Gebieten ist Marie Ebner für Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne eingetreten, in der Ehe und in der Kunst.

Es ist für viele nicht leicht, an den künstlerischen Beruf einer Frau zu glauben. Ebner-Eschenbach mußte das sehr oft in ihrem Leben erfahren, auch von seiten ihrer nächsten Verwandten. „Noch lieber, als ich sie ohnehin habe", schreibt sie in ihr Tagebuch, „hätte ich sie, wenn ich mit ihrer Zustimmung meinem Beruf folgen, wenn ich ihnen diese höchste Befriedigung danken dürfte".[48] Sie zeigt wohl Verständnis für ihre Auffassung: „... all der Sturm und Drang, aus dem jedes Kunstwerk geboren wird, sind, im Frauengemüte durchgemacht, keine sympathische Erscheinung".[49] Dennoch darf man von einer Künstlernatur, von einer talentvollen Frau nicht fordern, daß sie ihrem Beruf nicht folgt, „das wäre, sich einem Naturgesetz entziehen".[50]

Auf die Einladung des Freiherrn Emmerich du Mont, zu sagen, was eine Frau über Frauen denkt, antwortete die Ebner-Eschenbach ablehnend, nur für die talentvolle Frau legt sie ein gutes Wort ein, wobei sie den Deutschen scharfe Vorwürfe macht: „Der deutsche Doktrinarismus ist am Ende seiner Weisheit den Frauen gegenüber auf dem Punkte angelangt, auf dem das verkommenste Volk der Erde, dem deutschen übrigens sehr nahe verwandt und mit ihm aus einem Ei gekrochen, das persische, sich schon seit einiger Zeit befindet. Beide meinen, daß man einer Henne, die krähen will, den Hals umdrehen

---

[48] Tagebuch, 9. Januar 1867; vgl. Bettelheim 110.

[49] Brief an Devrient, Dez. 1861; vgl. Bettelheim 313.

[50] Brief an Freiherrn E. du Mont, 20. Dezember 1879; vgl. Bettelheim 277.

soll. Ich stehe gut dafür, daß jede Henne in Deutschland froh ist, wenn sie nicht zu krähen braucht, und daß jede, der es nicht erlassen worden, denkt: Hätt' es nie in deinen Zweigen, heil'ge Eiche, mir gerauscht. Aber es hat gerauscht, der Ruf ist ergangen und die Henne muß folgen. Ist es nicht grausam, der Unglücklichen Steine nachzuwerfen, nicht unvernünftig, ihr zuzurufen: Kehr um?"[51]

So wenig man der Frau den Eintritt in den Tempel der Kunst versagen darf, so wenig darf man von vornherein jede künstlerische Leistung der Frau für minderwertig halten. Über die Angst der Kritiker, für einen Beschützer der Frauen gehalten zu werden, spottet die Dichterin in der kleinen Skizze „Die Visite" (1901). Zwei Kritiker geben darin ein Urteil ab über die Dichtung einer Frau. Der erste fängt an: „Wenn aber auch noch keine Frau in der Literatur etwas Hervorragendes geleistet hat" usw.; und der zweite: „Die Erfindungsgabe der Frau ist bekanntlich keine Potenz, mit der man zu rechnen braucht, doch besitzen sie fast durchwegs Talent zu minutiösem Fleiße" (E. 5. Bd. 308).

Ebner-Eschenbach selbst hat den künstlerischen Leistungen der Frauen immer besondere Teilnahme geschenkt, sich gefreut über jeden Erfolg einer Frau

[51] Brief an Freiherrn E. du Mont, 20. Dezember 1879; vgl. Bettelheim 277. Man vergleiche mit den zitierten überscharfen und daher ungerechten Worten der Ebner-Eschenbach, den ersten Vers des Epigramms „Schwere Zeit" von Fr. W. Weber: „Den Büchertisch besorgen die Weiber", das gewiß nicht von einer Hintansetzung der künstlerischen Bestrebungen der Frauen zeugt. Vgl. Fr. W. Weber, Gedichte, 18. Aufl., Paderborn 1895, 183.

und sich nach Kräften bemüht, talentvolle Frauen zu unterstützen. In ihrem Tagebuch heißt es einmal: „Der Lustspielpreis, den Laube ausgeschrieben hat, wurde von einer Frau gewonnen. Sie siegte über 450 Mitbewerber. Das freut mich, als ob ich selbst die Preisträgerin wäre".[52]

Für die Ausgabe der Briefe der Droste-Hülshoff, für die Veröffentlichung einer Arbeit von H. Villinger, J. Freiin von Knorr und C. Woerner legte sie bei Rodenberg, dem Herausgeber der „Deutschen Rundschau", Fürsprache ein.

Mit Schriftstellerinnen suchte sie gern bekannt zu werden, eine Bekanntschaft, die — wir sahen es schon — oft zu einer langjährigen Freundschaft führte.

Der Ebner-Preis, aus dem ihr an ihrem 70. Geburtstag gestifteten Ebner-Eschenbach-Fonds wurde durch den Wiener Zweigverein der Deutschen Schillerstiftung in den Jahren 1900 bis 1910, wohl ganz im Sinne der Dichterin, an eine Reihe von Dichterinnen verliehen.

In ihrem Leben hat sich Ebner-Eschenbach mit allen zu Gebote stehenden Mitteln für die Künstlerin eingesetzt. Nicht so in ihrer Dichtung. In einem Drama aus der ersten Schaffenszeit tritt eine Schauspielerin auf, in der ironisch gemeinten Skizze „Die Visite" zwei Dichterinnen. Das sind aber die einzigen Künstlerinnen im ganzen Ebnerschen Lebenswerk.

Das Weib als Geliebte, als Mutter war ihr lieber, sympathischer, echter als die Künstlerin. Immer deutlicher wurde es ihr, daß die Kunst zwar etwas

---

[52] Tagebuch, 30. Oktober 1877; vgl. Bettelheim 164.

Großes, Heiliges sei, daß das Leben jedoch einer Frau größere Güter zu geben habe. Die Schauspielerin (1861) stellt ihre Kunst über ihre Liebe, wie Ebner-Eschenbach selbst das in ihrer Jugend tat; in der Novelle „Ihr Beruf“ (1901) opfert umgekehrt eine echte, berufene, talentvolle Malerin mit schwerem Herzen, aber sicherem, festem Entschluß ihre Kunst der Liebe.

8. Die Klosterfrau.

Die Ordensschwester findet ebenfalls einen, wenn auch nur bescheidenen Platz in den Ebnerschen Novellen „Das Gemeindekind“ (1886), „Glaubenslos“ (1893), „Ihr Beruf“ (1901), „Ob spät, ob früh“ (1908) und „Im Zauberbann“ (1908). Von Klostererziehung ist außerdem noch die Rede in den „Bettelbriefen“ (1891) und in der Novelle „Wieder die Alte“ (1886).

Für die Krankenschwestern zeigt die Dichterin nur Lob und Bewunderung. Da ist die schöne, junge Schwester am Totenbett der verlassenen Gräfin (Uneröffnet zu verbrennen), da sind die mit Arbeit überlasteten Schwestern in Krankenhaus und Kindergarten (Ihr Beruf), die Pflegerin des kranken Offiziers (Im Zauberbann), der von ihr sagt: „Sie pflegt mich, als ob unser Hergott selbst mich ihrer Hut übergeben hätte. Welche Pflichttreue, welche Selbstbeherrschung, welche Selbstverleugnung!“ (E. 9. Bd. 74). Die alte, schwerleidende Schwester Therese (Glaubenslos) steht nach einer in qualvollen Schmerzen durchwachten Nacht frisch und heiter in der Krankenstube. Ihr Anblick schon bringt Trost und Aufmunterung (E. 2. Bd. 13).

Über die Missionsschwestern spricht mit liebevollem Verständnis ein Freidenker (Ihr Beruf): „Im Sonnenbrande, unter strömendem Regen fahren sie mit ihrem Büffelgespann, schlecht geschützt durch ein armseliges Leinwanddach, in ihrem kleinen Karren von Dorf zu Dorf, suchen die Wohnstätten eines Elends auf, in dessen Tiefe die Vorstellung nicht dringt, das, einmal geschaut, die Lebensfreude für immer vergällt und bringen Labung, bringen Balsam, vollziehen Wunder der Erweckung an stumpfen Geschöpfen, die bisher ein verzweiflungsvolles Dasein tierisch verträumten. Endlich erliegen die heiligen Frauen — der Ermüdung hatten sie sich erwehrt — der Erschöpfung. Die meisten sterben jung, sterben wie sie gelebt haben, freudig in ihrem Glauben, in ihrem Gotte“ (E. 7. Bd. 125).

Die Erziehungsschwestern im „Gemeindekind“ sind aber so unsympathisch wie möglich, ohne alles Mitgefühl, mit erstaunlich merkwürdigen Ideen über Erziehung. Die arme, kleine Milada erziehen sie in dem Glauben, sie solle büßen für ihre Eltern. Für die Gesundheit des Mädchens wird nicht die geringste Sorge getragen. Einen Brief ihrer Mutter, dieser Heldenmutter, die unschuldig verurteilt im Gefängnis ist, geben sie dem Kinde nicht, den Besuch ihres Bruders, des armen Gemeindekindes verweigern sie.

Diese Novelle erschien in der Zeit, als sich die Dichterin von der katholischen Kirche innerlich abgestoßen fühlte. Sie steht, wie wir noch sehen werden, ganz im Banne von Salters „Religion der Moral“, worin in sehr ablehnendem Tone über die soziale

Arbeit der katholischen Kirche gesprochen wird.[53] In der Novelle „Das Gemeindekind" finden wir auch neben den Karikaturen von Klosterschwestern einen in jeder Hinsicht unausstehlichen und lieblosen Pfarrer, während die Dichterin in früheren und späteren Werken edle Priestergestalten darstellt.[54]

Lange beherrschte diese Gesinnung übrigens Ebner-Eschenbach nicht. Die Erziehungsschwestern in der im selben Jahre 1886 erschienenen Novelle „Wieder die Alte" erscheinen in einem viel vorteilhafteren Lichte. Claire Dubois ist bei ihnen erzogen und gewiß nicht verzogen worden. Als das Unglück über ihre Familie hereinbricht, besorgt die Oberin des Klosters ihr sofort eine Stelle (E. 1. Bd. 237).

Kommt Ebner-Eschenbach auf die klösterliche Lebensweise der Schwestern zu sprechen, so begnügt sie sich mit einigen Redensarten. Da klingen feierliche Orgeltöne oder Gesänge „so hell und weich wie die leise bewegte Luft"; da sind die Schwestern versunken in Gebet oder schreiten daher in feierlichen Zügen. Die Dichterin spricht von Demut und frommem Gehorsam oder von der rätselhaften, schwärmerischen Liebe der Nonne zu ihrem Kloster. Es bleibt bei einigen allgemeinen Zügen, und man merkt, die Dichterin wagt sich auf unbekanntes Gebiet.

---

[53] William Mackintire Salter, Die Religion der Moral. Vorträge, gehalten in der Gesellschaft für moralische Kultur in Chicago, übersetzt von Georg von Gizycki, Berlin 1885, 194. Vgl. Seite *229* ff. dieser Arbeit.

[54] „Das Gemeindekind", wohl das am meisten gelesene Werk der Ebner-Eschenbach, ist schuld daran, daß man bis jetzt die antikirchliche Gesinnung der Dichterin zu stark betont hat. Ausgesprochen antikirchlich war die Ebner nur eine ganz kurze Zeit.

Das ändert sich sofort, wo uns die Ebner eine ihr näher bekannte Klosterfrau vorführt. In Reichenhall hatte sie in den Sommermonaten, die sie öfters da verbrachte, Gelegenheit, Klosterschwestern zu beobachten.[55] Jetzt weiß sie uns zu erzählen von einer Schwester Ökonomin, die wie eine aufgeregte Biene durch Gärten und Wirtschaftsräume flog, „ihr langer Schleier fegte hinter ihr her". „Sie ordnete, tadelte, lobte, energisch, klug und weise. Die Knechte und Mägde lachten und gehorchten". Neben ihr die Schwester Therese, ihr Widerspiel, groß und breit, ein Bild der Kraft, sehr laut in den Äußerungen ihres Mißtrauens und so gar nicht gefürchtet (E. 9. Bd. 53).

Sinn für das Übernatürliche, für den geistlichen Teil des klösterlichen Lebens zeigt Ebner-Eschenbach nirgends.

Zusammenfassung.

Die Frage, ob Ebner-Eschenbach in ihrer Schilderung der Frau eine Entwicklung durchmacht, verdient im allgemeinen eine bejahende Antwort. Sie geht aus von der lebensstarken, heldenmütigen, männlichen Frau, die dem Mann trotzt, für ihre Ideale kämpft und Gleichberechtigung mit dem Manne fordert. Allmählich mildern sich diese Züge, das Echt-Weibliche, Entsagende, Opfernde tritt mehr in den Vordergrund, ohne daß die Frau dadurch sentimental, weichlich, schwächlich wird.

Liebe spenden und Liebe empfangen, heißt der Beruf jeder Frau. Sie muß in ihrem Leben in irgend einer Weise, wenn auch nicht immer in der Ehe oder

---

[55] Bettelheim 146.

als glückliche Mutter, der Liebe begegnen, soll ihr Dasein nicht als verloren oder inhaltlos gelten. Liebe heißt aber bei Ebner-Eschenbach nicht Erotik.

Die Werke der Dichterin stehen nicht im Zeichen der Frauenbewegung. Sie schätzt die Würde der Frau sehr hoch, sie besteht deshalb auf den allgemein-menschlichen Rechten der Frau. Die Probleme der Unauflöslichkeit der Ehe, der beruflichen Tätigkeit der Frau, der politischen Gleichberechtigung werden in der Ebnerschen Dichtung wohl berührt, nicht aber vollständig gelöst.

In ihrer ganzen Frauenschilderung ist Ebner-Eschenbach mehr eine Dichterin des 19. als des 20. Jahrhunderts.

DRITTES KAPITEL.

Erziehung, Bildung und Unterricht.

1. Erziehung.

Der Name Ebner-Eschenbach ist wiederholt mit dem Namen Pestalozzi zusammen genannt worden.[1] Man hat in der Dichterin ein großes erzieherisches Talent entdeckt und wertvolle Richtlinien für die Erziehung aus ihren Werken herausgelesen.[2] Von anderer Seite dagegen wurde behauptet, daß Ebner-Eschenbach sich jedesmal mit spöttischem Humor über die Erziehungskunst geäußert habe, da gewöhnlich die individuelle Natur mißverstanden werde und man ihr Zwang antun wolle.[3]

[1] „Man darf unbedenklich behaupten, daß diese Frau das größte pädagogische Genie ist seit Pestalozzis Zeiten"; vgl. H. A. Koller, Studien zu Marie von Ebner-Eschenbach, Diss. Zürich 1920, 65

„Wenn sie dem Adel die Pflicht dem armen und unwissenden Volk gegenüber predigt, schwebt der Geist Pestalozzis über ihr". Ebda. 30.

„Pestalozzisch ist ihr unzerstörbarer Glaube an das Gute, das auch in rauher Schale schlummere und auch durch eine verächtliche Hülle brechen könne"; vgl. Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte, herausgegeben von J. W. Nagl, Jakob Zeidler und Ed. Castle, 3. Bd., Wien 1930, 1053.

[2] Maria Gögler legte die Ergebnisse einer Untersuchung der pädagogischen Anschauungen der Dichterin nieder in ihrer Dissertation: Die pädagogischen Anschauungen der Marie von Ebner-Eschenbach, Tübingen 1931.

[3] Moritz Necker, Marie von Ebner-Eschenbach. Nach ihren Werken dargestellt, Leipzig 1900, 207.

Unter dem Worte Erziehung in engerem Sinne versteht man die geistige und sittliche Heranbildung des jugendlichen Menschen. Man kann aber dem Worte eine weitere Bedeutung unterlegen und darunter zusammenfassen alle Einflüsse, die während des ganzen Lebens auf einen Menschen einwirken. In diesem Sinne sagte der große bischöfliche Pädagoge Sailer: „Die Natur erzieht, das Schicksal erzieht, die Erfahrung erzieht, der Umgang erzieht, die Freude, die Not erzieht, die Kunst, die Wissenschaft erzieht den Menschen“.[4]

Für eine solche Erziehung zum Guten oder zum Bösen liefert die Ebnersche Dichtung zahllose Beispiele. Die Novelle „Der Kreisphysikus“ (1884) beweist den Einfluß großer Persönlichkeiten auf ihre Umgebung. Über die Erzählung „Die Unverstandene auf dem Dorfe“ (1881) sagt die Dichterin selbst: „Zwei Liebende, die sich nicht verstehen, e r zu leichtfertig, s i e zu hart. Aber das Leben nimmt sie in seine Schule, er bekömmt ein Gewissen und sie ein Herz“.[5] Schmerz nennt sie den großen Lehrer der Menschen (E. 11. Bd. 99). „Das Leben erzieht die großen Menschen und läßt die kleinen laufen“ (E. 11. Bd. 125).

Ebner-Eschenbach verlangt von jedem Menschen eine bewußte Arbeit an der Ausbildung seiner eigenen Persönlichkeit. Viele ihrer Aphorismen haben eine solche selbsterzieherische Tendenz. „Ein Hauptzweck unserer Selbsterziehung ist, die Eitelkeit in

---

[4] Johann Michael Sailer, Über Erziehung für Erzieher. Neu herausgegeben von Joh. Baier, Freiburg i. Br. 1899, 26.

[5] Ungedr. Brief an Rodenberg, 29. September 1881.

uns zu ertöten, ohne welche wir nie erzogen worden wären" (E. 11. Bd. 130). „Wir müssen immer lernen, zuletzt auch noch sterben lernen" (E. 11. Bd. 136). „Geniere dich vor dir selbst; das ist der Anfang aller Vorzüglichkeit" (E. 11. Bd. 124). „Frieden kannst du nur haben, wenn du ihn gibst" (E. 11. Bd. 122). „Nur wieder empor nach jedem Sturz aus der Höhe! Entweder fällst du dich tot, oder es wachsen dir die Flügel" (E. 11. Bd. 118).

Božena, Lotti die Uhrmacherin, Maria Dornach (Unsühnbar) Pavel das Gemeindekind arbeiten alle mehr oder weniger bewußt an ihrer Selbstvervollkommnung. Auch das Alter enthebt uns nicht von dieser Pflicht. „Für das Besserwerden gibt es keine Grenzen. Die Fähigkeit, geduldiger, nachsichtsvoller, mitleidiger, liebreicher zu werden, behält der edel angelegte Mensch bis ans Ende" (E. 12. Bd. 111).

Die Erziehung in der Lebensschule und die Selbsterziehung verringern den Wert der Jugenderziehung in engerem Sinne nicht. Wie sehr Ebner-Eschenbach davon überzeugt war, beweist die Tatsache, daß die Handlungen ihrer Gestalten nicht nur in deren Charakter, sondern auch in ihrer Jugenderziehung begründet sind.

Deshalb fügt die Dichterin wenigstens für ihre Hauptfiguren immer eine kurze Schilderung ihrer Jugend und der Einflüsse, die damals auf sie eingewirkt haben, bei. Das tragische Schicksal des Spätgeborenen ist geradezu auf seine weltfremde Jugend zurückzuführen. Der gelehrte Vater hat versäumt, seinem Sohn beizubringen, wie es in der Welt aussieht und wie man in ihr vor-

wärtskommen kann (E. 11. Bd. 197). Die Entwicklung der Geschehnisse in den Novellen „Chlodwig" (1874), „Die Poesie des Unbewußten" (1881), „Die Resel" (1884), „Mašlans Frau" (1897) findet ihren Grund zum größten Teil in der Erziehung der Hauptpersonen.

Berechtigt ist der Vorwurf der Sportskomtesse Muschi (1884) gegen ihren Vater: „Er, der mir schon, wie ich sechs Jahre alt war, ein Pony geschenkt und mir erlaubt hat, Hunde zu haben, so viele ich will, rumpelt mich jetzt alle Augenblick an: ‚Weiß denn von nix zu reden als von die Pferd? Wenn ich nur wüßt, wo die die Passion für die Hund her hat' " (E. 4. Bd. 317). Die Komtesse Thekla (Nach dem Tode 1877) konnte wohl nicht anders als kalt und egoistisch sein, weil die größte Sorge ihrer Mutter gewesen war, in dem Kinde „keine Sentimentalitäten und keine Exaltationen" aufkommen zu lassen (E. 3. Bd. 301). Sie hatte gelernt, mit vollen Händen zu geben, jedoch niemals ohne Überlegung, vor allem nicht aus einer flüchtigen Wallung des Mitleids heraus.

Die oben angeführten Jahreszahlen der Novellen deuten darauf hin, daß Ebner-Eschenbach sowohl in ihrer ersten als in den späteren Schaffensperioden den Wert der Erziehung anerkannt hat.

Jedes Kind soll in seiner Jugend von anderen zum Guten angehalten werden. Natur und Schicksal sind nach ihr nicht die einzigen Erzieher, wie M. Necker das aus ihren Werken hat herauslesen wollen.[6] In Italien begegnete ihr einmal ein kleiner Gassenjunge,

---

[6] Necker 207.

mit einer großen Mappe unter dem Arm, der einen Auftrag zu bestellen hatte. Die Dichterin betrachtete ihn. „Wie er ging, mit welchem Stolz, mit welchem Selbstgefühl; wie er zu sagen schien: ‚Seht ich bin zu etwas gut, man hat mir die Mappe da anvertraut‘ “. „In dir steckt ein guter Keim, du kleiner Werdender“, denkt die Dichterin, und sie fügt hinzu, nicht etwa: Aus dir wird etwas, denn der gute Keim ist da, sondern: „Aber ausbilden sollte man ihn — man sollte“.[7] Sie hat übrigens unumwunden erklärt: „Erziehung bedeutet viel bei dem Gros der Menschen. Über die ganz Schlechten vermag sie nichts, über die ganz Vorzüglichen fast nichts, sie sind meistens den Erziehern zu sehr überlegen“ (E. 12. Bd. 111).

Die ganz schlechten und die ganz vorzüglichen Menschen bilden aber die Ausnahmefälle, welche die Dichterin behandelt in den Novellen „Das Schädliche“ (1894) und „Ein kleiner Roman“ (1889). „Ach Gott“, klagt die Erzieherin in dem letzten Werke, „mir erging es schlechter als Moses in der Wüste Zin. Zweimal pochte der an einem Felsen, wie oft ich es getan, ist nicht zu zählen, und wie vergeblich, nicht auszudrücken“ (E. 9. Bd. 281).

Die Entwicklung der guten und die Bekämpfung der schlechten Anlagen in dem Kinde soll sehr frühzeitig einsetzen. Schwache Eltern sagen von den Fehlern ihrer Kinder: „Das gibt sich“. „O nein!“, warnt die Dichterin, „es gibt sich nicht, es entwickelt sich“ (E. 11. Bd. 107). Sie steht mit diesem Aphorismus auf der Seite aller erfahrenen Pädagogen,

[7] Aus Rom (Letzte Worte), 84.

die jeder in seiner Art den alten Spruch wiederholen: Principiis obsta. Pestalozzi sagt in seinen Erziehungsschriften wiederholt: „Es kommt in der Jugend auf Kleinigkeiten an".[8] Sailer nennt die Vernachlässigung der sittlichen Erziehung in frühester Jugend „die Erbsünde aller Erziehung"[9] und der Volksschriftsteller Alban Stolz gibt den Rat: „Der Erzieher hat vor allem Bedacht zu nehmen, das Unkraut, welches allmählich keimt und wächst, frühzeitig wahrzunehmen und auszureuten".[10]

Ebner-Eschenbach nimmt angeborene sittliche Anlagen an, sie spricht von angeborenen Tugenden und Untugenden (E. 11. Bd. 110). Diese angeborenen Anlagen können durch Vererbung auf den Menschen übertragen worden sein. Für die Frage der Vererbungsmöglichkeit zeigt die Dichterin, besonders in den späteren Werken großes Interesse. Sie führt viele Fälle von Vererbung der sittlichen Anlagen an. Bedeutend ist in dieser Hinsicht die Novelle „Das Schädliche" (1894), in der die Mutter sich „in jedem Blutstropfen ihres Kindes" wiederholt. „Es ist noch einmal ich, doppelt ich und wird doppelt unselig sein" (E. 5. Bd. 33).

Auch das Gegenteil findet sich. Erstaunt fragt die Dichterin, wie zwei geradlinige Leute zu einem so verschnörkelten Sohne kommen (E. 6. Bd. 284), woher Rittmeister Brand seine kriegerischen und heroischen Neigungen hat, da er doch einer fried-

[8] Johann Heinrich Pestalozzi, Lienhard und Gertrud (Ausgabe Reclam, Universalbibliothek Nr. 434—437), Leipzig o. J., 255.

[9] Sailer 71.

[10] Alban Stolz, Gesammelte Werke (Volksausgabe), Freiburg i. Br. 1921, 13. Bd. 103.

fertigen Kaufmannsfamilie entstammt (E. 7. Bd. 202). Und woher kommt in der jungen Fürstin (Ihr Traum 1888) der unüberwindliche angeborene Hang zum Schlechten? Ihre Eltern, ihre Vorfahren waren brave Leute (E. 1. Bd. 333). „Die Gelehrten erklären uns, wie in gewissen Fällen Licht zu Licht gefügt Dunkelheit erzeugt; vielleicht vermögen sie auch Auskunft darüber zu geben, wieso aus der Verbindung von Kälte und Kälte Wärme entspringen kann" (E. 9. Bd. 270).

In den Novellen „Das Schädliche" (1894) und „Ein kleiner Roman" (1889) führt die erbliche Belastung zu einem gewissen Fatalismus. Ebner-Eschenbach huldigte eine Zeitlang unter dem Einfluß Schopenhauers und Fechners einer deterministischen Auffassung[11]. In den genannten Novellen nützt tatsächlich alle Erziehung nichts und kämpft man vergebens gegen den angeborenen Hang zum Schlechten in dem Kinde.

Im allgemeinen aber erkannte Ebner-Eschenbach, wie auch Schopenhauer und Fechner, bei ihrer damaligen deterministischen Auffassung den Wert einer Erziehung zum Guten an. Obschon nach Schopenhauer das Wollen nicht umgestaltet wird, so kann doch durch die Erziehung das Handeln umgestaltet werden, weil nämlich der Kopf aufgehellt wird und dem Kinde richtige Begriffe beigebracht werden. In dieser Hinsicht gibt es nach ihm eine sittliche Erziehung.[12] Für Fechner hat die Erziehung geradezu den Determinismus zur Voraussetzung. Sie

[11] Vgl. 226, 234 f., 241 f. dieser Arbeit.

[12] Arthur Schopenhauer, Sämtliche Werke, herausgegeben von Paul Deussen, München 1911—1933, 3. Bd 719 ff.

hat den Zweck, das Gewissen richtig, sorgfältig bis ins einzelne auszubilden. „Der Mensch ist dahin zu erziehen, daß er aus Liebe seine Pflicht tut und sein Gewissen ihm ohne Rechnung sagt, was recht ist“.[13]

Das Erziehungsziel der Ebner-Eschenbach geht darauf hinaus, eine innere Harmonie im Menschen herzustellen, wodurch er immer in Frieden mit sich selbst und wo möglich auch mit andern leben kann. Dieses wird erreicht, wenn der junge Mensch zu reiner, wahrer Menschlichkeit herangebildet wird. Maria Gögler definiert das Erziehungsziel der Ebner-Eschenbach als eine gegenseitige Durchdringung des griechischen und des christlichen Menschenideals. „Das griechische Moment zeigt sich einerseits in der Wertschätzung heiterer Anmut, anderseits in dem Verlangen nach stoischer Ruhe“.[14] Anmut ist hier im Ebnerschen Sinne als „Ausströmen einer inneren Harmonie“ zu verstehen (E. 11. Bd. 88).

Diese Harmonie als Erziehungsziel wird auch von Pestalozzi immer stark betont. „Der Mensch muß zur inneren Ruhe gebildet werden“.[15] Er erkennt als die gereifte Früchte einer sittlichen Vollendung die Heiterkeit einer unumwölkten Stirn, den Frieden der Seele, den Glauben an das Lächeln der Menschen.[16]

---

[13] Gustav Theodor Fechner, Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht, Leipzig 1879, 68.

Fechner, Über das höchste Gut, Leipzig 1846, 53 ff.

[14] Gögler 33.

[15] Pestalozzi, Die Abendstunde eines Einsiedlers. Herausgegeben von Martin Hürlimann, Zürich 1927, 18.

[16] Pestalozzi, Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechtes. Herausgegeben von Martin Hürlimann, Zürich 1927, 26.

Auch Alban Stolz hebt in seiner Erziehungslehre gern diese Harmonie hervor. „Das Höchste was bezüglich des Gemütes der Mensch erreichen kann, ist die Gemütsruhe bei allem Wechsel der innerlichen und äußerlichen Begebnisse."[17] Innere Ruhe bedeutet für Ebner-Eschenbach keineswegs Gleichgültigkeit. „Mir ist immer die Gleichgültigkeit als etwas Klägliches erschienen, als das Merkmal der seelisch Verkümmerten und Ohnmächtigen".[18] Nein, der ideale Zustand wäre, „seine Leidenschaften überwunden haben, aber fähig geblieben sein jeder höchsten und tiefsten, jeder feurigsten und jeder zartesten Empfindung" (E. 12. Bd. 95).

Gögler zufolge strebt Ebner-Eschenbach auch dem christlichen Menschenideal nach. In dem Drama „Marie Roland" (1867) gibt die Heldin vor ihrem Tode ein Erziehungsprogramm für ihre einzige Tochter, das wir, bei der großen Sympathie, welche die Dichterin für Roland hat, wohl auch als das ihrige betrachten dürfen.

„Erziehe sie im Glauben an den Gott,
Zu dem Du mich im Tod zurückgeführt.
Lehr sie verehren, lehre sie bewundern,
Und lieben lehre sie, was echt und treu,
Im Freunde und im Feinde, Lodoiska.
Sie werde klug, entschlossen, klar und fest
Vor allem aber wohlwollend und gut."

(Marie Roland, 5. Akt, 4. Auftritt.)

In diesem Programm hat der Gottesglaube noch einen Platz gefunden; er tritt in den späteren Werken

[17] Stolz, Werke, 13. Bd. 255.

[18] Brief an Richard Schaukal; vgl. Schaukal, Marie von Ebner-Eschenbach (Hochland, 14. Jahrg.), München 1917, 589.

der Ebner immer mehr zurück. Die Tugenden, die sie bei der Erziehung gepflegt sehen will, bleiben zwar durchaus mit der christlichen Tugendlehre in Übereinstimmung, Güte, Anspruchslosigkeit, Unbefangenheit, Geradheit, Vorsicht, Zurückhaltung, Teilnahme an geistigen Werten, aber es besteht doch ein wesentlicher Unterschied gegenüber dem christlichen Ideal. Dies ist immer auf das Jenseits gerichtet, ohne das, was einen Menschen brauchbar macht für das irdische Leben, zu vernachlässigen. Diesen Grundsatz vertreten alle christlichen Pädagogen. „Die Erziehung bildet ihren Zögling, daß er zugleich taugsam für die Arbeiten des irdischen Lebens und reif für die Angelegenheiten des Ewigen werde“.[19] „In Betracht der Bestimmung des Menschen muß auch für die wahre Erziehung als oberster Grundsatz das evangelische Wort gelten: Trachtet vor allem nach dem himmlischen Reich, das Übrige wird Euch dreingegeben werden“.[20]

Das ausgesprochen christliche Element kommt in dem Erziehungsideal der Ebner-Eschenbach nicht genügend zur Geltung. Sie steht in ihren Grundsätzen Pestalozzi näher, dessen Pädagogik nicht auf streng christlichem Boden steht. Er sagt zwar selbst, daß sie mit dem Geiste des Christentums zusammenhänge,[21] das beruht jedoch nur auf einer rein formellen Übereinstimmung in den sittlichen Forderungen an den Menschen. Insoweit steht auch Ebner-Eschenbach auf christlichem Standpunkt, ohne daß wir ihre Er-

---

[19] Sailer 105.
[20] Stolz, Werke, 13. Bd. 14.
[21] Pestalozzi, Die Abendstunde eines Einsiedlers, 22.

ziehungslehre, so wie sie diese in ihren Werken niedergelegt hat, eine christliche nennen können.

Die Wege, die zum angestrebten Ziele führen, sind sehr verschieden. In den Schloßgeschichten hat die Dichterin die Wahl zwischen Privaterziehung und der in einer Erziehungsanstalt. Die Frage, welche die beste sei, ist schon seit alten Zeiten in pädagogischen Kreisen aktuell gewesen. In neuerer Zeit waren Verfechter der Privaterziehung in der Familie: Rousseau, Pestalozzi und Herbart. Erziehung in Anstalten bevorzugten Jean Paul und Fichte, jener aber nur für Knaben, während er sie für Mädchen entschieden ablehnte.[22]

In ihrer Autobiographie erzählt uns die Dichterin, wie sie als Kind darüber grübelte, als ihre beiden Brüder in eine Anstalt geschickt wurden. „Warum schickt man sie fort, diese zwei Kinder, die ein gutes Daheim, die Eltern und Geschwister haben? Ist es nicht grausam, sie fortzuschicken unter fremde Menschen?" (E. 12. Bd. 286). Sie wußte, daß ihre Brüder im Institut keine besonders guten Zeiten verlebten. Deshalb kommt wohl auch in ihren Schloßgeschichten fast ausschließlich Erziehung in der Familie vor, die sie entschieden bevorzugt. Nur soll dafür gesorgt werden, daß ein einziges Kind immer mit andern Kindern in Berührung komme.

Der ausschließliche Umgang mit Erwachsenen ist eine schwere Erziehungssünde. Deutlich zeigt sich das in den Novellen, „Božena" (1876), „Ein kleiner Roman" (1889), „Das Schädliche" (1894). Alban

---

[22] Jean Paul, Sämtliche Werke (Ausgabe Gustav Hempel), Berlin (1879), 55. bis 58. Teil, 149.

Stolz war der gleichen Meinung: „Es ist sehr schwer, ein einziges Kind in der Familie richtig zu erziehen".[23]

Ebner-Eschenbach hält sich an Jean Pauls Lösung: „Schulet Kinder durch Kinder".[24] Sie deutet gelegentlich darauf hin, wie nützlich es ist, Kinder verschiedener Stände zu ungezwungenem Verkehr zusammenzubringen; so macht es etwa jeden Samstagnachmittag der Meister in der Erziehungskunst, Rittmeister Brand.

Besonders bei der Familienerziehung ist der Einfluß der Eltern groß. Die Dichterin vertritt den Standpunkt, daß nicht viele Eltern gute Erzieher für ihre Kinder sind. „Es gibt leider nicht viele Eltern, deren Umgang für ihre Kinder wirklich ein Segen ist" (E. 11. Bd. 134). Die Väter sind entweder zu streng, von der Art des Grafen in der Novelle „Chlodwig" (1874), der sich rühmt, daß er Gehorsam nötigenfalls zu erzwingen weiß (E. 11. Bd. 298), oder sie nehmen die Erziehung der Kinder zu wenig ernst, wie der Vater der Komtesse Paula mit seinem unveränderlichen „Do whatever you like" (E. 4. Bd. 330). Die Mütter sündigen durch Eitelkeit, Vergötterung der Kinder, Schwachheit oder Egoismus, oder sie kümmern sich auch um die Kinder gar nicht. Die kleine Komtesse Paula freut sich auf ihren Spaziergang im Prater, weil sie fast täglich dort ihrer Mutter begegnet und dadurch Gelegenheit hat, sie wenigstens zu sehen. Übrigens läßt die Mama sie auch in den Salon rufen, wenn fremde Leute da sind, die sie zu sehen wünschen (E. 4. Bd. 333).

---

[23] Stolz, Werke, 13. Bd. 270.

[24] Jean Paul, Werke (Ausgabe Hempel), 55. bis 58. Teil, 68.

Bei solchen Verhältnissen liegt ein guter Teil der Erziehung in den Händen des Personals. Eine ganze Reihe Ammen, Kinderfrauen, Gouvernanten, Hauslehrer und Lehrerinnen treten in der Ebnerschen Dichtung auf. Besonders unter den Kinderfrauen begegnen einige urwüchsige Gestalten, die ihre Erziehungsweisheit aus dem eigenen Herzen schöpfen.

Der Beruf der Hauslehrer und Gouvernanten ist in mancher Hinsicht sehr schwer. Gelegentlich wurde in dieser Arbeit schon darauf hingewiesen.[25] Die guten Erzieher unter ihnen sind selten. Musterbeispiele sind Herr Heideschmied (Die arme Kleine 1899) und Marie Kittl, eine aus der Zahl der eigenen Lehrerinnen der Dichterin.

Die Klostererziehung der kleinen Milada (Gemeindekind 1886) ist verfehlt und unnatürlich. Es ist übrigens ein ganz besonderer Fall, dieses arme Kind eines Mörders, das auf Wunsch der Gräfin, ihrer Beschützerin, zu einer Aristokratin erzogen werden soll. Die Behauptung M. Göglers, daß die Klostererziehung nur solche „Heiligen" oder „unechte Gestalten" schaffen kann,[26] widerlegt Ebner-Eschenbach an anderen Stellen zur Genüge, denn die zwei anderen in einem Kloster erzogenen Frauen gehören zu den echtesten und lebensfrohesten Menschen, sie sind Lieblingsgestalten der Dichterin; Claire Dubois (Wieder die Alte) und die Gräfin Beate (Bettelbriefe).

Die Forderung eines blinden Gehorsams können wir auch nicht ein spezifisches Merkmal der Kloster-

---

[25] Vgl. 2. Kapitel.

[26] Gögler 65.

erziehung nennen. Die Gräfin Beate sagt zwar: „Ich habe nicht einmal gewußt, daß eine Frau einen Willen haben darf“ (E. 10. Bd. 197), aber auch von der Erziehung zu Hause heißt es: „Ihr Selbst wird so lang abgetötet, bis es endlich ertötet ist“ (E. 11. Bd. 296). „Ich lasse über mich verfügen“, schreibt die so erzogene Komtesse (E. 11. Bd. 291). In der Novelle „Ein Edelmann“ (1872) fragt der Sohn nach dem Grunde eines grausamen Befehls seines Vaters. „Er (der Vater) meinte, es stände mir nicht zu, nach anderen Ursachen zu forschen, als nach denen, die den Sohn zum Gehorsam gegen den Vater verpflichteten. Ich erwiderte, daß ich sechsundzwanzig Jahre alt und mir keines Unrechtes bewußt sei und daß ich glaubte, ihn bitten zu dürfen, mich blinder Unterwerfung selbst gegen ihn zu entheben“ (E. 11. Bd. 382).

Ebner-Eschenbach mißbilligt eine solche Erziehung, sie schafft „Schattenexistenzen“ (E. 11. Bd. 297). Die unbegrenzte Autorität sogar über erwachsene Kinder ging allerdings am Ende des neunzehnten Jahrhunderts auch in den Kreisen der Dichterin zurück; sie begegnet uns auch in ihren späteren Novellen nicht mehr.

In den Dorfgeschichten ist von einer geregelten Erziehung von seiten der Eltern keine Rede. Die Dorfkinder werden nicht wie die adeligen bei jedem Schritt bewacht. Die Dorfschule war auch sehr oft keine richtige Erziehungsanstalt. Vor dem Jahre 1870 herrschten in den meisten Dörfern recht traurige Schulverhältnisse. Der Lehrer verhungerte fast (E. 3. Bd. 331), oder es wurde ein junger Bursche, der selbst die Schule noch nicht absolviert haben konnte,

sondern relegiert worden war, als Lehrer gewählt (E. 3. Bd. 361).

Im Jahre 1869 wurde in Österreich das Reichs=volksschulgesetz angenommen. Zur Durchführung waren Landesgesetze notwendig, die jedoch nicht immer ohne Zwischenfälle zustande kamen.[27] Aber auch, wo Schulzwang bestand, schickten die Bauern ihre Kinder nicht immer in die Schule. Sie zahlten „halt Straf".

Der Lehrer im „Gemeindekind" ist zwar sehr sympathisch gezeichnet, er ist eigentlich der einzige, der mit dem armen Pavel Mitleid zeigt, als Erzieher ist er aber in mancher Hinsicht auf dem falschen Wege. Das Urbild des Lehrers in der Novelle „Die Unverstandene auf dem Dorfe" war der Dichterin persönlich bekannt. Er lebte und wirkte segensreich in ihrer mährischen Heimat. „Nur könnte man", sagt Ebner=Eschenbach, „an seiner pädagogischen Begabung zweifeln, weil er doch zu schnell ins Har=nisch gerät".[28]

Das religiöse Moment fehlt in der Erziehung, so=wohl in den Schloß= als in den Dorfgeschichten, nicht ganz. Weil die Novellen der Ebner=Eschenbach es mit einer ausgesprochen gläubig=katholischen Be=völkerung zu tun haben, nimmt die Dichterin die religiöse Erziehung als etwas Selbstverständliches hin. Beten wird den Kindern empfohlen als ein Heils=mittel (E. 5. Bd. 32). Das arme verlassene Gemeinde=kind findet im Gebet Trost und Hilfe und Unter=stützung in seinen guten Vorsätzen (E. 1. Bd. 92 und

---

[27] Richard Charmatz, Österreichs innere Geschichte von 1848 bis 1895, Leipzig 1918, 1. Bd. 95.

[28] Ungedr. Brief an Rodenberg, 6. Jan. 1882.

100). In seelischen Wirren ist der Beichtvater da, um seinen Rat zu geben (E. 4. Bd. 330).

Ebner-Eschenbach, die ihre erzieherischen Talente eigenen Kindern nicht konnte zugute kommen lassen, hat diese in Bezug auf ihre kleinen Neffen und Nichten zur Anwendung gebracht. Einem der Versuche, einen kleinen Neffen auf bessere Gedanken zu bringen, verdanken wir die poetische Erzählung „Das Hirzepinzchen", gedacht als Strafpredigt für den kleinen Grafen Franz Dubsky. In seinen Erinnerungen an die Dichterin erzählt dieser, wie die Tante Marie ihm die Geschichte vorlas und wie ihm „dabei etwas in seinem Innern schmolz". Wie sie ihn zu dem Verständnis brachte, daß es wirklich nur die Liebe der anderen gewesen, die seinem Leben bis dahin Gehalt verliehen.[29]

Nichts kann uns überzeugender beweisen, daß die Dichterin eine geborene Erzieherin war, als dieses Bekenntnis ihres Neffen über den Eindruck, den das „Hirzepinzchen" auf ihn machte. „Ich hatte zum ersten Mal eine Kraft und Überlegenheit verspürt, der ich mich unterwarf, ohne mir Rechenschaft zu geben, weshalb es geschah. Ich beschloß, mich den Weg führen zu lassen, den Tante Marie mir da wies".[30]

2. Bildung und Unterricht.

Ebner-Eschenbach, die Feindin alles Scheins, konnte nicht umhin, den Spott zu treiben mit dem oberflächlichen Unterricht, den ihre Standesgenossen bis an das Ende des 19. Jahrhunderts im allgemeinen

[29] Franz Dubsky, Erinnerungen an Marie von Ebner-Eschenbach, 24.

[30] Ebda.

erhielten. Die ganze Ausbildung wurde, wie Sailer das einmal sehr scharf hervorhebt, betrachtet „aus dem Gesichtspunkt der Gewandtheit des Leibes, der Freiheit der Lebensart, des sich zur Schau stellens".[31]

Nicht nur galt eine gelehrte Frau „für die größte aller Kalamitäten" (E. 4. Bd. 337) und stand von vornherein fest, daß „unsereins" keine Künstlerin werden dürfe, sondern der Unterricht, den die Komtessen im allgemeinen genossen, war sehr lückenhaft und nur darauf berechnet, einen äußeren Anstrich zu geben ohne inneren Gehalt. Die Gouvernante der Komtesse Paula war ein Engel und wußte von irdischen Dingen auch nicht viel mehr als ein Engel. Übrigens hatte der Vater ihres Zöglings sie unter der ausdrücklichen Bedingung aufgenommen, daß sie seiner Tochter eine gute, oberflächliche Erziehung erteilen sollte (E. 4. Bd. 330). Diese selbe Komtesse mußte sich vom Herrn Kaplan in der Geographiestunde erzählen lassen „Am Nordpol ist es kalt, und am Süd (freilich sprach er Sied), am Südpol, meinetwegen, heiß" (E. 4. Bd. 331). Auf Wunsch der Mutter wurde obendrein ein ganzes Zeitalter der Weltgeschichte eskamotiert, das der Reformation. „Sie wollten vor mir den Luther geheimhalten" (E. 4. Bd. 330).

Je höher der Stand des adeligen jungen Mädchens, desto oberflächlicher oft ihre Ausbildung! Ebner-Eschenbach erzählt aus eigener Jugend, daß nach Einzug der zweiten Stiefmutter, deren Verwandtenkreis auf der sozialen Leiter um eine Sprosse höher stand als derjenige der Dubsky, ein frischer Geist

---

[31] Sailer 98.

in Zdislawitz einzog. Auch das ganze Unterrichtswesen erfuhr eine Umgestaltung, die sie folgendermaßen umschreibt: „Vom Gediegenen hüpften wir zum Gleißenden hin“ (E. 12. Bd. 282).

Unter diesen Umständen wird es begreiflich, daß sie ihren Wunsch Griechisch und Lateinisch zu lernen, nicht äußerte, sie wäre ganz einfach für verrückt angesehen worden (E. 12. Bd. 344). Ihre lückenhaften Kenntnisse suchte sie in den ersten Jahren ihrer Ehe so gut wie möglich zu ergänzen; sie nahm bei einem tüchtigen Schulmann Unterricht in deutscher Sprache, weil sie sich in den Elementen der Grammatik und Syntax unsicher fühlte.[32] Dieselbe Erfahrung machten wohl noch mehrere ihrer Standesgenossinnen und das kam dann allerdings ihren Kindern zugute, da diese alles das lernen mußten, was ihre Mütter nicht gelernt hatten.

Um die Knaben war es meistens besser bestellt. Diese wurden durch Hauslehrer für die Aufnahme in ein städtisches Gymnasium vorbereitet. Gegen Ende des Jahrhunderts waren sie schon der Überhäufung mit Gelehrsamkeit ausgesetzt, die für manchen unbegabten unter ihnen ein Unglück wurde.

Die Dichterin, welche die Zeit erlebt hat, in der man mit seiner Unkenntnis prahlte, erlebte auch noch die Zeit, in der man auf die Kenntnis gelehrter Dinge großen Wert legte. Sie, die selbst als junges Mädchen gewünscht hatte, die Klassiker in ihrer eigenen Sprache kennenzulernen, versenkt sich in alle Qualen und Mühen, die das Erlernen dieser Sprachen schwächer Begabten bereitet. „Das Lateinische und Grie-

---

[32] Bettelheim 92.

chische muß in den Kopf des armen Jungen hinein. Nun, wohlan, da es sein mußte, studierte er denn. Leicht wurde es ihm nicht, am wenigsten leicht das Einprägen der griechischen Verba in sein Gedächtnis. Er memorierte sie mit eisernem Fleiße, daß ihm die Stirn brannte, er schrieb sie auf die Tischecken, auf seine Bürsten, seine Bleistifte, seine Manschetten. An einem frühen Sommermorgen, kurz vor der Erlösung von den Mühen eines langen Schuljahres, brach er zusammen, die griechische Grammatik in der Hand. Und diesem Jungen hatte das Leben eines Landwirts in Aussicht gestanden; das war sein schönster Traum gewesen; eine kleine Wirtschaft kaufen, ein kleines Stück Land urbar machen".[33]

Solche Aristokratenkinder gibt es bei Ebner-Eschenbach mehrere. Sie sucht für diese Tatsache eine Erklärung in der Vererbung. Von seinem adeligen Schüler sagt der Pater Reimer (Ob spät, ob früh 1908), „seine Ahnen sind Turnierhelden, Kreuzfahrer, Feldherren gewesen; die Wissenschaften waren ihnen Schnuppe. Davon haben nun ihre Nachkommen die nichttrainierten Gehirne" (E. 9. Bd. 32). Wenn die Tante Charlotte (Die arme Kleine 1899) ihrem Großneffen einige Professorensöhne als nachahmungswürdiges Beispiel vorführt, antwortet der Hauslehrer: „Kaum zu verlangen, kaum zu vergleichen, meine Gnädigste; jene jungen Leute haben von Vater und vielleicht von Großvater und Urgroßvater her trainierte Gehirne" (E. 6. Bd. 159). Jenen Großneffen aber kann man nicht am Lehrtisch festhalten

[33] Ebner-Eschenbach, Armer Junge (Die Dioskuren, 18. Jg.), Wien 1889, 5 ff.

und über Büchern seinen Tatendrang vergessen machen. Er fühlt sich als „ein Knecht im Frondienst, als Zugtier, eingespannt in ein verabscheutes Joch". Schließlich geht er insgeheim fort, als Schiffsjunge nach Australien. Dort kann und versteht er alles und zeigt eine beneidenswerte Gabe, die Eingeborenen zutraulich und anhänglich zu machen (E. 6. Bd. 101).

Weit tragischer gestaltet sich das Schicksal des armen Vorzugsschülers, der nach vielen Leiden und Qualen sich ins Wasser stürzt, nur um von dem verhaßten Lernen befreit zu sein. „Der Stoff, woher ich den genommen habe?", sagt die Dichterin. „Aus unseren Wiener Zeitungen, die in den letzten Jahren so entsetzlich oft Nachrichten vom Selbstmorde junger Gymnasiasten brachten. Der Ehrgeiz meist unwissender Eltern trieb sie in den Tod. Ich wollte mich einmal in eine solche Seele versetzen, ihre Kämpfe miterleben und alle die Leiden, die endlich den verzweifelten Entschluß in ihr reiften".[34]

Ausbildung der Talente des Kindes kann diesem nie zur Qual werden. Mit welcher Wonne hätte der unglückliche Vorzugsschüler seine Zeit, die er jetzt mit roten Wangen über seinen Rechenaufgaben verbrachte, für die Musik verwendet, für die er offenbar Talent hatte. Berücksichtigung der Individualität ist hier das Ideal. Es ist wieder ein Grundsatz aller erfahrenen Pädagogen, dem Ebner-Eschenbach hier huldigt. So sagt Pestalozzi: „Dem Erzieher soll die Individualität des Zöglings heilig sein",[35] und Sailer:

[34] Ungedr. Brief an Rodenberg, 21. Juli 1898.

[35] J. H. Pestalozzi, Wie Gertrud ihre Kinder lehrt (Ausgabe Reclam, Universal-Bibliothek Nr. 991—992 a), Leipzig o. J., 190.

„Der Erzieher soll keine andere Bildung dem Zögling aufdringen, als die dessen individuellen Anlagen entspricht".[36]

Zusammenfassung.

Die Erziehung im engeren Sinne bedeutet für den Durchschnittsmenschen viel und soll möglichst früh einsetzen. Das Ziel der Erziehung, wie Ebner-Eschenbach es darstellt, ist nicht christlich, sondern ausschließlich auf das Diesseits gerichtet. Es ist eine Aubildung zu reiner, wahrer Menschlichkeit mehr im Sinne Pestalozzis, der ihr wenigstens dem Namen nach bekannt war (E. 9. Bd. 177). Dennoch spielt die Religion als Erziehungsmittel in ihren Werken eine Rolle.

Privaterziehung zieht sie der Erziehung in Anstalten vor, nur soll man ein Kind nie allein erziehen. Sowohl in den Anstalten als in den Familien mißbilligt sie die allzu strenge Autorität der Erzieher, besonders bei älteren Kindern, die man dadurch für das ganze Leben unselbständig macht.

Die Zustände der österreichischen Volksschule bis zur Einführung des von den Liberalen durchgeführten Reichsvolksschulgesetzes werden als sehr traurig dargestellt.

Gute Erzieher sind selten. Eltern sind es fast nie. Die Dichterin selbst zeigt ein ausgesprochen erzieherisches Talent.

Die oberflächliche Bildung und sogenannte Gelehrsamkeit der Aristokratenbildung im 19. Jahrhundert verspottet die Dichterin. Überhäufung des Kin-

---

[36] Sailer 97.

des, besonders des weniger begabten, lehnt sie ent⸗ schieden ab. Berücksichtigung der Individualität heißt die Losung.

Ebner⸗Eschenbach zeigt in ihren pädagogischen Anschauungen manche Übereinstimmung mit dem aufgeklärten Protestanten Pestalozzi, wie mit den gläubigen Katholiken Sailer und Stolz, ohne daß wir deshalb annehmen müßten, daß sie sich mit pädago⸗ gischen Studien beschäftigt habe. Ihr mütterlicher Instinkt, ihr großes Verständnis für die Kinderseele, ihr gesunder Menschenverstand und ihr mitfühlendes Herz führten sie auf die Grundsätze, die diese er⸗ fahrenen Pädagogen vertraten.

VIERTES KAPITEL.

Kunst und Literatur.

1. Ästhetische Anschauungen.

Ebner-Eschenbach war der Ansicht, daß eine Ästhetik ziemlich gleichgültig sei, weil die richtigen Grundsätze im Talente selbst enthalten seien (E. 12. Bd. 309), trotzdem wollte sie sich über diese Grundsätze klar werden. Das Wort Schillers: „Um die Ausübung selbst philosophiere ich gern über die Theorie“ [1] findet auch auf sie Anwendung.

Die Ergebnisse ihrer nachdenklichen Untersuchungen legte sie in ihren Novellen, Parabeln, Märchen, Aphorismen oder auch in ihren Briefen und Tagebüchern nieder. Wichtig sind in dieser Hinsicht besonders die Künstlernovellen, „Ein Spätgeborener“ (1874), „Lotti, die Uhrmacherin“ (1879), „Bertram Vogelweid“ (1895), „Verschollen“ (1896) und „Agave“ (1900). Aus einem Vergleich dieser Novellen mit den Äußerungen über Kunst in den Briefen und Tagebüchern geht ohne weiteres hervor, daß Andreas Muth (Ein Spätgeborener), Lotti, die Uhrmacherin, Bertram Vogelweid und der alte Professor (Verschollen) die Anschauungen der Dichterin teilen. Ihre Stellung zur Kunst ist mithin klar.

---

[1] Schillers Briefe. Herausgegeben von Fr. Jonas, Stuttgart (1892), 3. Bd. 202.

Sowohl in den frühesten Werken als in den Altersnovellen hält Ebner=Eschenbach fest an der Auffassung, daß die Kunst so gut wie die Natur eine Offenbarung Gottes an den Menschen ist. Einer ihrer frühesten Aphorismen (1862) lautet sogar: „Natur ist Wahrheit; Kunst ist die höchste Wahr=heit" (E. 11. Bd. 92). Andreas Muth (Ein Spätge=borener) nennt die Kunst die „zeitliche Offenbarung des Ewigschönen und Ewigguten" (E. 11. Bd. 232). Künstlerisches Schaffen ist eine Nachahmung des göttlichen Schaffen und führt auch zum Glauben an einen Schöpfer. (E. 11. Bd. 135). Im Munde der Ebner=Eschenbach sind es keine leeren Phrasen, wenn sie spricht von einer heiligen Kunst,[2] vom Tempel oder Gotteshaus der Kunst (E. 11. Bd. 91 und 12. Bd. 98), wenn sie diese ein weltliches Evangelium nennt (E. 7. Bd. 186) und den Künstler vergleicht mit einem Priester, dem ein heiliges Amt hier auf Erden anvertraut ist (E. 12. Bd. 289).

Nur aus dieser hohen Auffassung von der Kunst läßt sich die Parabel „Naturerscheinung" erklären, in der eine ungeheure Vergeudung von Menschen=arbeit und Menschenglück den einzigen Zweck hat eine neue Schattierung der Kunst, eine kleine Erwei=terung ihres Gebietes zu gewinnen (E. 12. Bd. 27).

Die Kunst als eine Offenbarung Gottes zu sehen, ist nichts Neues. Schiller, unter dessen Einfluß Ebner=Eschenbach besonders in der ersten Schaffensperiode stand, nennt die Kunst auch so gern die Göttliche, er vergleicht den Genius mit dem Schöpfer der Natur

[2] Tagebuch, 14. Februar 1906; vgl. Bettelheim 267.

und spricht von der Priesterwürde des Künstlers.[3] Auch Stifter[4] nannte die Kunst „die Darstellung des Göttlichen im Gewande des Reizes", der Künstler ist nach ihm „ein Dolmetsch und Priester des Höchsten".[5]

Um das Jahr 1890 stand Ebner-Eschenbach stark unter dem Einfluß G. Th. Fechners.[6] Dieser behauptete zwar in seiner „Vorschule der Ästhetik", daß alle Rede von einer Begründung des Schönen in Gott eine wohlklingende Phrase sei, hält selbst zu gleicher Zeit jedoch nur dasjenige für schön, was die Entstehungsweise, aus der im Sinne der göttlichen Phantasie fortschaffenden menschlichen Phantasie aufweisen kann.[7]

Der Frage nach dem Wesen der Kunst schließt sich unmittelbar die nach der Bestimmung des Kunstwerks an. Als erste Wirkung erstrebt ein Kunstwerk die Erweckung rein-ästhetischer Lustgefühle, oder nach der Kantischen Definition: die Schönheit soll ohne Begriff und ohne Begehren Vergnügen ver-

---

[3] Schiller, Sämtliche Werke (Meyers Klassiker-Ausgaben), 2. Ausgabe, Leipzig (1922), 1. Bd. 279 u. 183; 9. Bd. 93 u. 116.

[4] Ebner-Eschenbach erwähnt A. Stifter nirgends; bei der großen Teilnahme, welche die Dichterin zeitlebens den österreichischen Dichtern schenkte, können seine Werke ihr aber nicht entgangen sein. Übrigens war sie eng befreundet mit Betty Paoli, die als Gesellschafterin der Fürstin Schwarzenberg im Hause Schwarzenberg den Dichter kennen gelernt hat. Vgl. A. Stifter, Werke, herausgegeben von Gustav Wilhelm (Bongs Goldene Klassiker-Bibliothek), Berlin usw. (1910), 1. Bd. XXIV.

[5] Stifter, Werke, 6. Bd. 182, 186, 196, 166.

[6] Vgl. Seite 239 dieser Arbeit.

[7] Fechner, Vorschule der Ästhetik, Leipzig 1876, 1. Bd. 38.

schaffen.[8] Diese ästhetische Wirkung ist auch die erste Forderung, die Ebner-Eschenbach einem Kunstwerk stellt. Sie beschreibt diese Wirkung folgendermaßen: Das Kunstwerk erweckt in uns eine enthusiastische, andächtige Stimmung,[9] gewährt einen Blick in ein mächtigeres und schöneres Dasein (E. 8. Bd. 36), es befriedigt den Schönheitssinn (E. 2. Bd. 191) und ist ein Quell edler Freude (E. 12. Bd. 291).

Viel umstritten ist die Frage nach der versittlichenden Kraft der Kunst. In einem Drama der ersten Schaffensperiode (Doctor Ritter 1869) verkündet die Dichterin ihre Ideen durch Schillers Mund:

„Leih mir die Waffen zum Erlösungswerke
Dein Flammenschwert leih mir, o Poesie!
Ich schwing es kühn, den Guten eine Leuchte,
Ein Wetterstrahl den Nied'ren und Gemeinen,
Der tödlich niederzuckt".[10]

Hier erkennt Ebner-Eschenbach neben der rein ästhetischen Wirkung noch einen mächtigen Einfluß zum Guten an. Sie tut das auch in ihren späteren Werken. Künstlerisches Genießen gibt Kraft, ist ein Manna für die Seele, bringt die höchsten und edelsten Gedanken und Gefühle zur Entfaltung, begeistert zu großen Taten, versetzt die feinsten, kaum bewußten Regungen der Seele in kraftvolles Schwingen (E. 2. Bd. 156 und 12. Bd. 124). Der Künstler ist ein Besserer der Menschheit.[11]

---

[8] Immanuel Kant, Sämtliche Werke (Ausgabe der philosophischen Bibliothek), 2. Bd., 7. Aufl., Leipzig 1920, 48.

[9] Tagebuch, 18. Mai 1867; vgl. Bettelheim 114.

[10] M. v. Eschenbach, Doctor Ritter. Dramatisches Gedicht, als Manuskript gedruckt, Wien 1872, 28.

[11] Ungedr. Brief an Heyse, 4. Dezember 1885.

Ein Kunstprodukt, das eine antimoralische Wirkung erzielt, erkennt die Ebner nicht als solches an. Sie verurteilt durch „Lotti die Uhrmacherin" einige Werke der Naturalisten: „Da war dem Tier im Menschen jede Regung abgelauscht und mit schamloser Genauigkeit auseinandergesetzt. Da war eine erzwungene, erlogene Sinnlichkeit, aus der die offenbare Ohnmacht mit bleicher Fratze hervorgrinste. Da war die Fülle niederer Wirklichkeit aus dem seichten Strom des gemeinen Lebens geschöpft, da fehlte alle höchste Wahrheit, die der Poesie." (E. 8. Bd. 100). Der Künstler darf Furchtbares darstellen, „das, was wir in der Wirklichkeit schwerlich mit ansehen möchten" (E. 1. Bd. 338), er tue es aber mit dem tiefinnerlichen Schauder, den der Leser mitempfinden soll, nur nicht „mit dem eklen, im Häßlichen wühlenden Behagen, das sich vielleicht auf jenen überträgt" (E. 8. Bd. 98).

Diese Ebnersche Ansicht stimmt genau überein mit Schillers Forderung: „Freilich darf der Dichter auch die schlechte Natur nachahmen, aber in diesem Fall muß seine eigene schöne Natur den Gegenstand überragen und der gemeine Stoff den Nachahmer nicht mit sich zu Boden ziehen".[12]

Ebner-Eschenbach selbst hat sich nicht gescheut, Furchtbares darzustellen, erinnert sei nur an die erschütternde Geschichte „Er laßt die Hand küssen" (1886). Das ästhetische Gefühl wird aber nirgends verletzt, man spürt überall den Abscheu der Dichterin vor der unverzeihlichen Tat der Gräfin in dieser Novelle.

---

[12] Schiller, Werke, 7. Bd. 42.

Die Beurteilung eines Kunstwerks soll zwar nicht ausschließlich nach ethischem Maßstabe geschehen, aber wahre Kunst ist nach der Meinung der Dichterin an und für sich nicht amoralisch und darf nicht antimoralisch sein.

Hier liegt wieder eine genaue Übereinstimmung zwischen Stifter und Ebner-Eschenbach vor. Während die Romantiker in dieser Hinsicht nicht einig waren,[13] verlangt Stifter ausdrücklich, daß der Künstler seine Mitbrüder auf seinen Flügeln emportragen soll, und wenn sie auch wieder zurücksinken mögen, so läßt er sie doch nicht mehr ganz auf die niedere, frühere Stufe hinabsinken.[14] Später fand die Dichterin diese Forderung auch bei Fechner stark hervorgehoben.[15]

Das erste Werk der Ebner-Eschenbach „Aus Franzensbad" (1858), ist von einer allzu deutlichen Tendenz beherrscht, so daß das ästhetische Moment in den Hintergrund gedrängt wird. Die junge Dichterin, wohlvertraut mit den Werken der George Sand, der Mad. de Staël, der Sophie Gay, wollte einmal wie diese Französinnen versuchen, ihrer Zeit ins Gewissen zu reden.[16] Später hat sie anerkannt, daß die Kunst nicht durch unmittelbar belehrenden Inhalt, nicht durch „Auswerfen klingender Sentenzen", wie Jean Paul es nennt,[17] auf unser moralisches Leben

[13] A. W. Schlegel, Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst (Deutsche Literaturdenkmäler des 18. und 19. Jahrhunderts, Nr. 17, 18, 19), Heilbronn 1884, 1. Bd. 10 u. 3. Bd. 5.
Novalis Schriften, herausgegeben von J. Minor, Jena 1907, 3. Bd. 92.

[14] Stifter, Werke, 6. Bd. 166.

[15] Fechner, Vorschule der Ästhetik, 2. Bd. 2 und 15.

[16] Bettelheim 96.

[17] Jean Paul, Sämtliche Werke, herausgegeben von Karl

Einfluß ausüben soll. Sie hat ihr Erstlingswerk später selbst verurteilt mit den Worten: „Ich habe gegen das Büchlein ‚Aus Franzensbad' dieselbe Abneigung, die manche Mutter gegen ein vor der Ehe geborenes Kind hat" (E. 12. Bd. 99).

Die zweifache veredelnde Wirkung, die ästhetische und die moralische, erreicht ein Kunstwerk erst wenn es bestimmten Anforderungen entspricht. Ebner-Eschenbach will in dem Kunstprodukt eine wahrhaftige Wiedergabe des Lebens sehen. Sie geht schon in ihren ersten Dramen vom wirklichen Leben aus. Nicht Richelieus Idee, sondern seine große Persönlichkeit, die ihr Bewunderung abzwingt, regt sie zu einem Richelieu-Drama an. Sie begeistert sich für die Person der Marie Roland, der Heldin der französischen Revolution, und wählt sie zur Hauptfigur einer Tragödie.

Dennoch steht die Dichterin in diesen Werken dem Leben zu fern. Ihre Dichtung ist unter Schillers Einfluß noch zu sehr „eine Geburt der Abgezogenheit und der Stille" [18]. Das Pathos, worin sie ihren vergötterten Schiller nachahmen wollte, mutet bei ihr oft unecht an.

Allmählich kommt sie zu der Erkenntnis, daß, wie Grillparzer es ausdrückte, ein lebendiger Zeisig mehr wert ist als ein ausgestopfter Riesengeier oder Steinadler.[19] In ihren Novellen will sie nur noch

---

Freye (Bongs Goldene Klassiker-Bibliothek), Berlin (1910), 7. Bd. 78.

[18] Schiller, Werke, 7. Bd. 510.

[19] Frz. Grillparzer, Sämtliche Werke, herausgegeben von Stephan Hock (Bongs Goldene Klassiker-Bibliothek), Berlin (1911), 13. Bd. 404.

„möglichst einfach“ die Lebensgeschichte oder einen Teil der Lebensgeschichte eines Menschen erzählen und empfängt die Anregung dazu immer nur vom Leben selbst.[20]

Eine bloß objektive Darstellung genügt ihr jedoch nicht. Seine ganze Seele soll der Künstler in sein Werk legen, seinen tiefsten Gedanken soll es enthüllen (E. 10. Bd. 49). Die Wahrheit soll er läutern „in den Gluten seiner Feuerseele“ (E. 1. Bd. 338). Durch das subjektive Element gibt sich die wahre Dichterkraft erst kund. „Die Entfernungen der Sterne bemessen, genau bekannt sein mit ihrem Lauf, die Farbe ihres Lichtscheins unterscheiden können, ist nicht genug, man muß sie auch singen hören“ (E. 12. Bd. 132).

Ebner-Eschenbach selbst bemühte sich immer, ihre eigenen Gedanken in ihr Werk hineinzudichten, dann erst wurde es in ihren Augen gut.[21] In der ersten Schaffensperiode gelang ihr das nicht immer. In einer Kritik über ihr Drama „Maria Stuart in Schottland“ (1860) sagt Otto Ludwig: „Was eben die Kunst tun soll, worin ihr Wesen besteht, ist hier gar nicht versucht. Der Dichter hat nichts von seinem Eigenen in die Personen hineingelegt“.[22]

Später gelang ihr das besser. Von ihrem „Gemeindekind“ heißt es in einem Brief an Rodenberg: „Es kommt nicht ein Buch zu ihnen, lieber, lieber Freund, meine Seele kommt, meine ganze Seele, alles, was ich auf dem Herzen habe, alles, was ich guten

[20] Bettelheim 12.

[21] Tagebuch, 20. Februar 1874; vgl. Bettelheim 148.

[22] Otto Ludwig, Werke, herausgegeben von Adolf Stern, Leipzig 1891, 1. Bd. 396 und 387.

Menschen ans Herz legen möchte".[23] Es ist deshalb durchaus verfehlt, Ebner-Eschenbach die „objektivste moderne Erzählerin" zu nennen.[24] Sie tritt zwar selten selbst mit Betrachtungen und Bemerkungen hervor, dennoch gibt sie in jedem Werke ihre eigenste Anschauung des Lebens wieder.

Nicht nur der Stoff, sondern auch die Form des Kunstwerks hat ihre zwingenden Gesetze, von denen nach Ebner-Eschenbach hohe, anmutsvolle Einfachheit, durchsichtige Klarheit und totale Harmonie die wichtigsten sind. „Möglichst einfach" ist die Regel, die sie nach den ersten weniger gelungenen Versuchen befolgt. Sie erinnert hierin wieder an Stifters Grundsatz: „recht klar, recht einfach".[25] Auch bei Schopenhauer, den sie in der Zeit, als sie die ersten Novellen schrieb, näher kennen lernte, fand sie wiederholt diese Forderung der Klarheit.[26]

Wie im Leben, so ist auch in der Kunst eine vollkommene Harmonie ihr Ideal. Diese entsteht erst dann, wenn der gesunde Menschenverstand, von dem gerade der Künstler so viel braucht, die Phantasie beherrscht.[27] „Was würde aus deinen Kindern, spricht der Verstand zu der Phantasie, wenn ich nicht Gevatter bei ihnen stände? Elend müßten sie zugrunde gehen, erdrückt unter den berauschenden Blumen, mit denen du sie überschüttest, irregeführt durch deine webenden Träume" (E. 11. Bd. 59).

---

[23] Ungedr. Brief an Rodenberg, 24. Oktober 1886.

[24] Käthe Offergeld, Marie von Ebner-Eschenbach, Untersuchungen über ihre Erzählungstechnik, Diss. Münster 1917, 99.

[25] Stifter, Werke, 6. Bd. 160.

[26] Schopenhauer, Werke, 5. Bd. 561 ff.

[27] Tagebuch, 2. Februar 1893; vgl. Bettelheim 224.

In den Werken der Romantiker, die von sich selbst bekennen mußten: „Wir haben nichts genährt als die Phantasie, und sie hat uns teils wieder auf- gefressen,[28] vermißte die Ebner die harmonische Form. Grillparzer hatte schon die Formlosigkeit eine „Hauptingredienz" der Romantik genannt,[29] als Ebner-Eschenbach klagte. „Nirgends etwas Greif- bares zu gewinnen, nicht eine feste Gestalt, die einen tüchtigen Kopf hat und auf zwei Beinen steht, überall ein Mangel".[30] In ihrem Alter erhebt sie ähnliche Klagen gegen den Naturalismus, der sich in anderer Weise an der künstlerischen Harmonie versündigt und sich „vom Harmonischen zum Lärmenden und Mißtönigen, vom Schönen zum Fratzenhaften" ge- wendet hat (E. 12. Bd. 126).

In ihrem Streben nach einer Totalharmonie in jedem Werk, wurde sie später noch unterstützt durch Heyses Ratschläge[31] und Fechners Ästhetik.[32]

Hinter jedem Kunstwerk sieht Ebner-Eschenbach den K ü n s t l e r, dieser steht für sie nicht weniger im Vordergrund als sein Werk. Nicht nur in den oben erwähnten Künstlernovellen, sondern auch in vielen anderen Erzählungen, Parabeln, Märchen und Gedichten nimmt er einen großen Raum ein. Die Dichterin, welche die Kunst heilig und gött- lich nennt, sieht in dem Künstler ein gottbegnadetes Wesen.

---

[28] Jos. Frh. von Eichendorff, Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands, herausgegeben von W. Kosch, Kempten und München (Sammlung Kösel), 1906, 2. Bd. 431.

[29] Grillparzer, Werke, 13. Bd. 381.

[30] Brief an Devrient, 16. Jan. 1862; vgl. Bettelheim 224.

[31] Ungedr. Brief an Heyse, 4. Dezember 1895.

[32] Fechner, Vorschule der Ästhetik, 2. Bd. 15.

Besonders in den ersten Werken legt sie den Nachdruck darauf, daß für einen wirklich berufenen Künstler die Kunst der einzige Lebenszweck sein muß, daß er nach nichts anderem trachten darf als nach der Ausübung seines Talentes. In dem Drama „Doctor Ritter“ faßt der junge Schiller den Entschluß, seiner Kunst zu entsagen:

„Ich kehr zurück zur langentbehrten Heimat,
Zu meinen Brüdern, zu der Wirklichkeit,
Mir schaudert vor der eisigkalten Höhe,
Auf der ich einsam und entsagend stand“.
(Doctor Ritter 21).

Schließlich muß er sich doch wieder der Gewalt seiner Kunst beugen:

„Lebt wohl! Geliebt und wohl! Die Heimat sei
Euch süß! Ich aber fort in Sturm und Drang,
Die Welt mein Haus, die Menschheit meine Liebe!“
(Doctor Ritter 28).

Ebner=Eschenbach hat hier Schiller nach dem Leben gezeichnet, denn wirklich empfand er so den Widerstreit zwischen Kunst und Leben, als er an Henriette von Wolzogen schrieb: „Wie klein ist doch die höchste Größe eines Dichters gegen den Gedanken glücklich zu leben“.[33] Aber er gab seine Kunst nicht auf, weil sein ganzes Ich daran hing.[34] „Ich muß ganz Künstler sein können oder ich will nicht mehr sein“.[35]

In den späteren Werken der Ebner=Eschenbach kommt diese Anschauung zwar auch noch vor, aber allmählich erkennt sie doch, daß in einzelnen Fällen

[33] Schiller, Briefe, 1. Bd. 129.
[34] Ebda. 1. Bd. 136.
[35] Ebda. 2. Bd. 251.

das Leben zwingendere Rechte geltend machen kann als die Kunst (Ihr Beruf 1901). Der tragische Konflikt zwischen Kunst und Leben, den die Dichter so gern als Thema wählten — erinnert sei nur an Goethes „Tasso" und Grillparzers „Sappho" — begegnet in der Ebnerschen Dichtung dreimal. In dem Drama „Doctor Ritter" und „Die Schauspielerin" (1861) entscheidet die Dichterin zugunsten der Kunst, in der Novelle „Ihr Beruf" (1901) wird auf die Kunst verzichtet.

Ebner-Eschenbach unterscheidet in den Künstlern das Talent vom Genie. Der geniale Künstler darf mit Fra Angelico sagen: „Ich änd're nichts, denn so wie ich's zuerst gemacht habe, so hat es Gott gewollt' (E. 8. Bd. 174). Er darf sich gehen lassen, wo die anderen sich zusammennehmen müssen (E. 11. Bd. 123). „Den Strich, den das Genie in einem Zuge hinwirft, kann das Talent in glücklichen Stunden aus Punkten zusammensetzen" (E. 11. Bd. 109). Das ist aber nicht so aufzufassen, als könne ein talentvoller Künstler bloß nachahmen, zusammenstellen, Form geben ohne Inhalt (E. 8. Bd. 319). Nein, auch Talent ist der Ausfluß unseres ureigensten Wesens, ist sein tiefster und höchster Ausdruck (E. 10. Bd. 297); nur derjenige hat Talent, der aus sich heraus etwas schaffen kann. Aber dem talentvollen Künstler sind Mut, Ausdauer und Fleiß notwendig, er muß sich in seine Arbeit verbeißen, mit ihr ringen bis zur Erschöpfung, bis zur Selbstvernichtung (E. 12. Bd. 91). Talent verbunden mit Abscheu für jede ernste Betätigung führt zu nichts (E. 7. Bd. 98), während das Genie auch ohne dies

Großes leisten kann. Der Genius gehört eben zu den Sonntagskindern, von denen Schiller sang: :

„Jahrelang bildet der Meister und kann sich nimmer genug tun,
Dem genialen Geschlecht wird es im Traume beschert“.[36]

Im Gegensatz zu den Romantikern, die nur den genialen Künstler anerkannten,[37] zog Jean Paul genau so wie Ebner-Eschenbach eine scharfe Scheidelinie: das Talent könne zwar „im höchsten Feuer“ auf ein Bild, eine Wendung, einen Gedanken des Genies kommen, wird aber das ganze nie erreichen.[38]

Ebner-Eschenbach ging freilich nicht so weit, daß sie das Genie mit dem Wahnsinn für verwandt hielt, wie die Romantiker taten und nach ihnen Schopenhauer. Auch der Genius braucht einen gesunden Menschenverstand.

Der Dichter mit seinem gottbegnadeten Können, er möge ein Genie sein oder bloß Talent besitzen, hat ein eigenes künstlerisches Gewissen, das ihm seine Pflichten vorhält. Seine erste Pflicht ist die Arbeit an der Ausbildung seiner künstlerischen Fähigkeiten.

Ebner-Eschenbach hatte nie Gelegenheit zu einer schulmäßigen Erlernung der Kunst und legt auch andern gegenüber zeitlebens geringen Wert darauf. „Der Kunst täte not weniger Schulen und mehr Schule“ (E. 12. Bd. 109). Wohl schätzte sie Ausbildung durch große Kunstwerke. Sie selbst schulte

[36] Schiller, Werke, 1. Bd. 193.
[37] Novalis, Werke, 3. Bd. 81 und 2. Bd. 228.
[38] Jean Paul, Werke, 7. Bd. 52.

sich immer an anderen. Für ihre dramatischen Schöpfungen war Schiller ihr Meister. Für ihre Novellistik war der Einfluß anderer Novellisten bedeutend: Gottfried Keller, Paul Heyse und der Russe Turgenjew. Sie hütete dabei sorgfältig ihre Eigenart, denn jede Künstlerindividualität, wenn sie auch nicht zu den größten gehört, hat, so betont sie, ihr eigenes Gepräge (E. 12. Bd. 309). Was man von fremden lernen kann und soll ist immer nur das Alphabet der Kunst (E. 12. Bd. 309).

Daneben soll der Künstler arbeiten an seiner seelischen Vervollkommnung. Diese Forderung betonte Ebner-Eschenbach mehr in ihren späteren Jahren. Sie kam zu der Erkenntnis, daß nur der vollkommene Mensch das vollkommene Kunstwerk schafft. Sie erinnert darin wieder stark an Stifter, der es als unerläßliche Bedingung für den Schriftsteller ansah, daß er seinen Charakter zu der größtmöglichen Vollkommenheit heranbilde.[39]

Ebner-Eschenbach hielt an dieser Forderung nicht nur deshalb fest, weil sie wollte, daß der Künstler durch sein Werk moralisch gut wirken solle, was man in erster Linie von einem hochstehenden Menschen erwarten könne, sondern sie meinte, daß auch der rein künstlerische Wert des Werkes dadurch erhöht werde. Ein kleineres Talent könne durch geistige Überlegenheit und echte Seelengröße sogar eine Höhe erreichen, zu der stärkere, „auf minder edlem Boden stehende Talente“ nie gelangten (E. 12. Bd. 298 ff.).

Die größte Sünde gegen das künstlerische Gewissen begeht derjenige, der seine Kunst zu einem

---

[39] Stifter, Werke, 6. Bd. 165.

Handwerk oder zu einer Erwerbsquelle erniedrigt. Ein Künstler darf nur schaffen unter dem Zwang des künstlerischen Müssens, der inneren Notwendigkeit.

Ebner=Eschenbach selbst verspürte von ihrer frühen Jugend an diesen Zwang und empfand ihn oft geradezu als Qual. In ihrem Alter beschäftigte sie sich lebhaft mit dem Problem, was ein Künstler zu tun habe, der die Schaffenslust noch in sich verspüre, obgleich sein Talent infolge der Altersschwäche versage. Die Empfindung des Könnens überlebt oft das Können selbst. In diesem Falle soll man den allerdings großen Mut aufbringen, sein Talent zu entlassen, bevor man von ihm entlassen wird (E. 12. Bd. 124). „Indem Sie sagen, daß Sie der Arbeit müde sind und ohne sie doch nicht leben können, sprechen Sie meine eigene Empfindung aus. Geht es einem von uns armen Künstlern anders?“ [40] Die Novellen „Agave“ (1900) und „Verschollen“ (1897) behandeln dieses Problem. Beide Male verzichtet der Künstler auf die Ausübung seiner Kunst, einmal freiwillig, das zweite Mal nach schwerem Kampfe.

Neben diesen Helden stehen die vielen Lohn= und Vielschreiber, die nicht danach fragen, ob ein schöpferisches Müssen vorhanden ist, sondern Bücher lancieren, „wie man eine Zahntinktur lanciert oder ein Mittel gegen Sommersprossen oder gegen das Ausfallen der Haare“ (E. 12. Bd. 129). Das ist nach Ebner=Eschenbach ein unverzeihliches Verbrechen. Wiederholt klagt sie, daß die Vielschreiberei epidemisch geworden ist im „Jahrhundert der Mittelmäßigkeit“ (E. 1. Bd. 251 und 10. Bd. 291). In den Novellen „Bertram Vogelweid“ (1895) und

[40] Ungedr. Brief an Rodenberg, 20. Mai 1898.

„Lotti, die Uhrmacherin" (1879) führt sie solche Lohnschreiber vor, die nur auf Sensation bedacht sind. Dazu hatte offenbar, wie für eine ähnliche Gestalt in Saars „Ninon" (1897), Sacher-Masoch Modell gestanden.[40*]

Ein Mittel gegen die Lohnschreiberei wäre vielleicht die Abschaffung der Schriftstellerhonorare (E. 12. Bd. 91). Ebner-Eschenbach hätte dabei allerdings bedenken können, daß eine mit ihr befreundete und von ihr hochgeschätzte Schriftstellerin nur infolge der wirtschaftlichen Verhältnisse zum Schreiben kam, nämlich Louise von François. Die österreichische Aristokratin selbst war so unerfahren in geschäftlichen Angelegenheiten, daß sie auf die Frage ihres Verlegers nach ihren Bedingungen keine Antwort zu geben wußte und Paul Heyse um Rat und Hilfe anflehte.[41]

Gegen die Vielschreiberei erhoben sich zur Zeit der Ebner-Eschenbach viele Stimmen. Jean Paul spottete schon vor ihr über die „Dampfdindenfässer" der „Stegreifschreiber".[42] Stifter sagte: „Schreiben kann jeder, und etwas, das er aufschreibe, weiß auch fast jeder, es ist daher ebenso unendlich leicht, ein Schriftsteller zu sein, als es unendlich schwer ist ein großer zu sein".[43]

Schopenhauer führt, wie Ebner-Eschenbach, „den ganzen Jammer der heutigen Literatur" auf das Geld-

---

[40*] Darauf verweist Stanislav Sahánek „Ferdinand Saar", Brno, 1934, 202 „Jako by se smluvili uvedou ve svém díle sensačně píšícího autora, k němuž je modelem Sacher-Masoch (Hallwig v Lotti 1880 — spisovatel Z. v. Ninon 1897)."

[41] Ungedr. Brief an Heyse, 6. Juni 1892.

[42] Jean Paul, Werke, 7. Bd. 425.

[43] Stifter, Werke, 6. Bd. 167.

verdienen durch Bücherschreiben zurück. Er tritt wiederholt gegen die Tagelöhner in der Kunst auf.[44] Auch Grillparzer stand den finanziellen und geschäftlichen Seiten des Literaturbetriebs mit Widerwillen gegenüber und spöttelte wie Ebner-Eschenbach über die Vielschreiberei:

„Das Handwerk hast du verstanden,
Ob aber die Poesie?
Das gilt in den deutschen Landen
Heut mehr noch wohl als die".[45]

Die Lohnschreiber haben auch ihre Qualen und Wonnen, aber die Freuden der wahren Kunst, „die fast niemand auf der Welt ahnt", bleiben ihnen verschlossen.[46] Der Künstler allein besitzt die „Wünschelrute", die ihn zu jeder Stunde aus diesem Erdenelend in eine selbstgeschaffene Welt zu versetzen vermag.

Die Ausübung der Kunst bietet die Möglichkeit, ein schweres persönliches Erlebnis durch künstlerische Gestaltung zu überwinden. Als dichterisches Motiv verwendet Ebner-Eschenbach das in ihrer Novelle „Agave" (1900). Sie selbst schrieb sich ihre Erzählung „Ein Spätgeborener" (1874) zum Trost, nach der gehässigen Anfeindung der Wiener Journalistik, indem sie auf die Schultern des Andreas Muth einen Teil ihrer eigenen Enttäuschungen lud.[47]

Nach und vor Ebner-Eschenbach machten es so viele Künstler, wie etwa Stifter, der sich in seinen

---

[44] Schopenhauer, Werke, 5. Bd. 545.
[45] Grillparzer, Werke, 2. Bd. 348.
[46] Ebner-Eschenbach an Handel-Mazzetti; vgl. Mumbauer, Der Dichterinnen stiller Garten, 27.
[47] Tagebuch, 20. Februar 1874; vgl. Bettelheim 148.

ersten Novellen den Schmerz über den Verzicht auf seine Braut von der Seele schrieb. Goethes Werther bietet in der deutschen Literatur das klassische Beispiel.

Überhaupt vermag künstlerische Arbeit in schweren Stunden immer wieder neu aufzurichten, wenn man auch nicht stets seinen Schmerz selber zum Gegenstand des Kunstwerks macht. Ebner-Eschenbach erfuhr das u. a. nach dem Tode ihrer treuesten Freundin.[48]

Für den Bildhauer in der kurzen Erzählung „Der Bildhauer" bietet künstlerisches Schaffen die einzige Rettungsmöglichkeit aus der lähmenden Verzweiflung nach dem Tode seines Kindes.

Die Freuden und Tröstungen des Künstlers wiegen jedoch die Leiden, mit dem das Schaffen immer gepaart ist, nicht auf. „Aus Seelenkämpfen, inneren Widersprüchen, aus Sturm und Drang wird ein Kunstwerk geboren".[49] „Wer von Schaffensfreude spricht, hat höchstens Mücken geboren" (E. 11. Bd. 126). So äußerte sich Ebner-Eschenbach in ihrer ersten Schaffensperiode.

Aber noch im Jahre 1900 hat die siebzigjährige Dichterin dieselbe Auffassung: Qualen reifen zur Meisterschaft (E. 8. Bd. 210). Dazu kommt bei vielen Künstlern, bei Ebner-Eschenbach immer, die unbarmherzige Selbstkritik, die Unzufriedenheit mit der eigenen Leistung, die Zweifel am eigenen Können. Sehr oft bleibt auch das Verständnis beim Publikum aus, der Widerhall von außen, nach dem jeder Künstler verlangt. Er darf zwar nicht jagen nach Er-

---

[48] Bettelheim 239.

[49] Brief an Devrient, Dezember 1861; vgl. Bettelheim 313.

folg, er muß schreiben für die Zukunft und für die Unsterblichkeit (E. 11. Bd. 168), aber es tut auch dem größten Meister wohl, wenn ein noch so bescheidener Mensch zu ihm sagt: „Deine Stimme ist mir zum Herzen gedrungen".[50] Er empfindet die Teilnahme, die seinem Werke erwiesen wird, wie eine Wohltat. Gleichgültigkeit lähmt das Talent (E. 12. Bd. 125).

Ebner-Eschenbach lebte in einem Zeitalter erbarmungsloser Kritik. In ihrem Erstlingswerk „Aus Franzensbad" treibt sie ihren Spott mit den allweisen Kritikern, die entscheiden „über literarisches Sein oder Nicht-Sein". Sie richtet ihre Pfeile, wie auch Grillparzer das tat,[51] auf Gervinus und Julian Schmidt, die in ihren Literaturgeschichten die österreichischen Dichter nicht genügend gewürdigt hätten. „O daß ich nicht Frau Julian, o daß ich nicht König Gervinus bin! Sie sollten sehen, wie ich als letzterer zu Gerichte säße über das Dichtervolk, groß im Verurteilen, größer im Ignorieren" (Aus Franzensbad 35 f). In einer dramatisierten Morgenaudienz bei Zeus Gervinus findet die österreichische Muse kein Gehör, „er kenne keine österreichische Muse" (Ebda.).

Peinlicher noch berührte es sie, alles das mitansehen zu müssen, was ihrem geliebten Grillparzer von seinen Wienern angetan wurde. Wie die völlige Verständnislosigkeit des Theaterpublikums und die „Geißelhiebe der Kritik" den Wunsch in ihm töteten, mit einer neuen dramatischen Schöpfung vor dieses Publikum zu treten. Von Rache war bei ihm keine

[50] Ungedr. Brief an Heyse, 3. Juli 1896.
[51] Grillparzer, Werke, 2. Bd. 39.

Rede, er empfand nur Ekel (E. 12. Bd. 376 ff.). Ebner-Eschenbach gab ihm recht. Der Künstler darf sich nicht immer nach dem Geschmack seiner Zeit richten. Sie hielt es in dieser Hinsicht mit Schiller: „Leiste deinen Zeitgenossen nicht, was sie loben, sondern was sie bedürfen".[52]

Ebner-Eschenbach selbst litt schwer, besonders in ihrer ersten Schaffenszeit, unter den Anfeindungen einer oft erbarmungslosen, manchmal auch ungerechten Kritik. Sie klagt daher über die persönliche Gehässigkeit, die ihr entgegengebracht wird.[53]

Aber auch der Ruhm kann einem Künstler nicht ein Ersatz sein für seine Leiden und Qualen. „Mein armes Rühmchen wär mir feil, und mit Entzücken gäb ich's für die Freiheit hin", schrieb sie noch nachdem ihr schon die ehrenvollsten Huldigungen dargebracht worden waren (E. 11. Bd. 75). Das Schicksal eines Dichters dünkt ihr auch jetzt nicht beneidenswert:

„O Himmel, wenn ich's könnte, ginge mir
Im Alter noch ein neues Leben auf,
Ein Leben voller Ruhe, voller Frieden"
(E. 11. Bd. 76).

Solche widersprechenden Aussagen einmal über die großen Freuden, ein ander Mal über die Leiden der Künstlerschaft begegnen fast bei allen Künstlern. Ein typisches Beispiel ist etwa Novalis, der das herrliche Los des Künstlers besang, „dessen Herz von treuen Himmelkindern bewacht wird", und dann wieder klagt:

---

[52] Schiller, Werke, 7. Bd. 297.
[53] Tagebuch, 15. Januar 1873; vgl. Bettelheim 144.

„Der Sänger geht auf rauhen Pfaden
Zereißt in Dornen sein Gewand;
Er muß durch Fluß und Sümpfe baden,
Und kein reicht hilfreich ihm die Hand“.[54]

Bei Ebner-Eschenbach überwiegen wohl die Klagen über Dichterleiden, und dennoch können wir annehmen, daß sie sich selbst wie Grillparzer, bei solchen Gelegenheiten verweisend zugerufen hat: „Doch was klag ich? wo im Innern heil'ge Stimmen stets erklangen“.[55]

Zusammenfassung

Die Novellen, Aphorismen, Briefe und Tagebücher der Ebner-Eschenbach bekunden ihre hohe und ernste Anschauung über Kunst und Künstlerberuf.

Ein wahres Kunstwerk ist eine Offenbarung der ewigen, göttlichen Schönheit. Es hat eine rein-ästhetische und zugleich eine moralisch-erhebende Wirkung.

Der Künstler geht bei seinem Schaffen von der Wirklichkeit aus, seine Kraft bekundet sich aber am meisten in dem subjektiven Element, das er in seiner Darstellung zum Ausdruck bringt. In formaler Hinsicht zeichnet sich das echte Kunstwerk aus durch Schlichtheit, Klarheit und Harmonie.

Der Künstlerberuf fordert eine unbedingte Hingabe, und der Berufene darf nichts über seine Kunst stellen. Ein wesentlicher Unterschied besteht zwischen genialen und bloß talentvollen Menschen.

---

[54] Novalis, Werke, 1. Bd. 50 und 93.
[55] Grillparzer, Werke, 1. Bd. 71.

Vervollkommnung nach der seelischen und der künstlerischen Seite ist Künstlerpflicht. Die Kunst darf nie zum Handwerk erniedrigt werden. Schaffen setzt einen inneren Zwang voraus.

Die Schaffensfreuden sind groß, die Leiden, einerseits in der Seele des Künstlers selbst, anderseits durch die Mitwelt angetan, sind jedoch größer. Ein beneidenswertes Los hat der Künstler nicht.

Zu diesen Anschauungen kam die Dichterin hauptsächlich aus eigener Erfahrung, daneben unter Einfluß von anderen. An erster Stelle verdient hier Schiller Erwähnung, aber auch mit Jean Paul, Stifter und Grillparzer zeigt sich viel Übereinstimmung. Schopenhauers Ansichten teilt sie besonders dort, wo diese sich auf die aktuellen Tagesfragen beziehen. In ihren späteren Jahren wurde für ihre ästhetischen Auffassungen auch Fechner von Bedeutung.

Die oben angeführten Anschauungen der Ebner-Eschenbach über Kunst und Künstlertum werden näher beleuchtet, wenn man einige ihrer Urteile über Dichter und deren Schöpfungen ins Auge faßt.

Obgleich manch treffendes Wort der Ebner über ausländische Schriftsteller und andere Kunstzweige, wie Malerei und Bildhauerei, bekannt ist, genügen doch schon ihre Urteile über deutsche Schriftsteller und deren Werke. Auch so wird sich ausreichend zeigen, wie folgerichtig sie sich in ihren Beurteilungen von den einmal als richtig anerkannten künstlerischen Gesetzen leiten ließ.

2. Beurteilungen deutscher Dichter und ihrer Werke.

Mit der mittelhochdeutschen Blütezeit der deutschen Literatur beschäftigte sich Ebner-Eschenbach

zuerst eingehender in den Jahren 1850 bis 1860, die sie in Klosterbruck bei Znaim verbrachte. Sie stand dort in regem Verkehr mit dem Dichter Josef Weilen, mit dem sie u. a. gemeinsam Gottfried von Straßburgs „Tristan" und Hartmann von Aue studierte.[56] In ihrem 1858 erschienenen Erstlingswerk begegnen Walter von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Heinrich von Ofterdingen, Ulrich von Lichtenstein als die Namen großer Meister. Von der besonderen Teilnahme, welche die Dichterin zeitlebens der Frauendichtung schenkte, zeugt es schon damals, daß sie die Dichtung der Augsburger Nonne Clara Hätzlerin hervorhebt, wie sie auch später in einem Brief Frau Ava als eins der allerältesten Beispiele talentvoller deutscher Frauen anführt.[57]

Gestalten aus den germanischen Sagen- und Heldenkreisen zieht sie gern zum Vergleich heran (E. 11. Bd. 154; 5. Bd. 283; 6. Bd. 213; 3. Bd. 20 u. 207).

Grimmelshausens „Simplizissimus" läßt sie als Kunstwerk gelten. Sie findet es aber bedauerlich, daß er gar so unsauber ist. „Warum", sagt sie, „muß der Humor fast immer bei den Germanen unfein, bei den Lateinern zynisch sein? Worüber werden Possen gerissen? Über die allerernsthaftesten Dinge, Laster, angeborene Häßlichkeit und Gebresten, Schaden, der anderen zugefügt wurde usw." [58]

„Judas, den Erzschelm" erwähnt sie als Lieblingslektüre eines der Freiherren von Gemperlein und

---

[56] Josef Weilen, Ausgewählte Werke, herausgegeben von Alexander von Weilen (Sonderausgabe der Deutsch-Österreichischen Klassiker-Bibliothek), Wien (1912), 1. Bd. XIV.

[57] Brief an E. du Mont, 20. Dezember 1879; vgl. Bettelheim 278.

[58] Tagebuch, Fronleichnamstag 1907; vgl. Bettelheim 256.

charakterisiert dadurch nicht nur den Freiherrn, sondern bekundet auch ihr Verständnis für die kräftige Satire Abrahams a Sancta Clara.

Angelus Silesius gibt sie den vielsagenden Namen „Der heilige Anarchist“ (E. 12. Bd. 125).

Als sie zum Vergleich einen Meister in der Idylle sucht, nennt sie Salomon Geßner (E. 5. Bd. 240). Die Hofrätin (Ein kleiner Roman 1889), in deren Herzen die Teilnahme am Schicksal ihrer Angehörigen jenes an fremdem Wohl und Wehe niemals erstickte, und die das Wort „Kommt zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid“, lebendig machte, wird von der Ebner „eine weibliche Gleim“ genannt (E. 9. Bd. 233).

Für Klopstocks Frühlingsfeier begeisterte sie sich schon in der Jugend, sein „Messias“ wird jedoch nirgends erwähnt.

Bei den Aufführungen im Burgtheater bereiteten ihr „Emilia Galotti“ und „Minna von Barnhelm“ einen unauslöschlichen Kunstgenuß (E. 12. Bd. 289). Aber auch Lessings „Laokoon“ weiß sie zu würdigen, indem sie ihn in die Bibliothek ihrer geliebten Lotti stellt.

Dort finden wir auch die Hauptwerke alter und neuer Klassiker. Überhaupt gibt die Dichterin ihren edlen Menschen, die höchsten Genuß und Bereicherung ihrer Gedankenwelt suchen, die alten und neuen Klassiker in die Hände (E. 4. Bd. 150; 6. Bd. 246; 7. Bd. 219; 8. Bd. 15; 9. Bd. 165).

Die Vorliebe der Dichterin für die alten Klassiker zeigt sich ferner in den vielen Zitaten aus deren Werken, so aus Homer (E. 3. Bd. 183; 4. Bd. 215;

8. Bd. 119; 9. Bd. 116, 176) und Vergil (E. 3. Bd. 296; 4. Bd. 311). Schon als Kind beneidete sie Lessing, weil er die Klassiker in ihrer eigenen Sprache zu lesen vermochte. Mit den Klassikern der französischen und englischen Literatur war sie von Jugend an vertraut.

In ihrer Jugendlektüre finden wir Goethe nicht verzeichnet, auch kommt er in der Liste der klassischen Stücke nicht vor, die sie als junges Mädchen im Burgtheater sah. Im ersten Jahrzehnt ihrer Ehe aber las sie Goethe, und in ihrem Erstlingswerk wird er wiederholt genannt, obgleich oft in dem spöttischen, ironisierenden Tone, in dem die Briefe aus Franzensbad geschrieben sind. Sie rühmt sich da, daß sie wenigstens eine Fähigkeit mit unserem größten Genius gemein hat, nämlich das „Talent zum Schlafen"; sie gebraucht den Ausdruck „gegen mir über", um mit Goethe zu sprechen! Sie parodiert sein Gedicht „Mignons Sehnsucht" und macht ein Loblied auf die Franzensquelle daraus:

„Kennst du das Land, in dem das Moor nur blüht,
Aus dunklem Grund die Franzensquelle sprüht".

Als sie einen alten Mann von imposanter Haltung und edler Physiognomie sieht, heißt es: „So liebe ich's mir Goethe vorzustellen in den Tagen, in welchen er noch ein zwanzigjähriges Herz bezauberte und dem Sieger von Marengo das Gefühl der Ehrerbietung einflößte" (Aus Franzensbad, 19, 16, 45, 91).

Bei der Feier von Goethes 150. Geburtstag ersuchte die Direktion des Burgtheaters um einen Prolog. Ebner-Eschenbach schlug das aus, weil ihre Freundin Ida Fleischl kurz vorher gestorben war;

„mit welcher Wonne hätte ich sonst ja gesagt", fügt sie hinzu.[59]

In Italien versuchte sie Goethes „Italienische Reise" an Ort und Stelle gründlich zu verstehen. Sie erinnert sich bei den Kunstwerken, die sie betrachtet, daran, daß auch Goethes Augen vor 112 Jahren darauf geruht haben.[60]

Dem großen Goethe, „den auf den Knien anzubeten wir uns oft hingerissen fühlen", kann sie nicht verzeihen, daß er dem Dichter der „Räuber" nicht die Hand hat reichen wollen, und ferner, daß er sich auf den weimarischen Minister etwas zugute tat und z. B. dem Fürsten Metternich gegenüber den Staatsmann hervorkehrte.[61]

Ihr eigentliches Bekenntnis zu Goethe hat sie niedergelegt in der Festgabe zur Enthüllung von Hellmers Wiener Goethedenkmal. Da lesen wir die begeisterten Worte: „Der Hauch deines Geistes drang in die Welt, und mit der Luft, die sie atmen, haben die Menschen ihn eingesogen ..., ob sie es ahnen oder nicht, alle hast du bereichert, Unerschöpflicher! und die dich verhimmeln und die dich befehden, alle leben in deinem Zeichen".[62]

Wie groß die Bewunderung der Ebner-Eschenbach für Goethe auch war, Schiller stand ihr näher. Zu ihrem elften Geburtstag bekam sie seine Sämtlichen Werke geschenkt, und von diesem Tag an bis in ihr hohes Alter wuchs die Begeisterung für ihren

---

[59] Bettelheim 239.
[60] Bettelheim 236.
[61] Brief an Jakob Minor, 2. Okt. 1894; vgl. Bettelheim 337.
[62] Bettelheim 337.

„vergötterten Dichter“ stets. Sie nennt dieses Geschenk das „vielleicht denkwürdigste Ereignis“ ihrer Kinderjahre und erinnert sich noch im Alter von siebzig Jahren lebhaft der Freude, die sie darüber empfand. Eine neue Welt öffnete sich ihr. „Das gibt's! das gibt's? Das ist eingefangen da auf diesen Blättern, und wenn man seine Augen auf ihnen ruhen läßt, steigt es herauf, durchtränkt die Seele, prägt sich dem Gedächtnis ein, und man hat es, man kann es vor sich hersagen und sehen, was er gesehen hat, dieser Dichter, und uns darstellt mit prunkvollen Worten, wie nur der Eine, Einzige sie sprechen konnte!“ (E. 12. Bd. 287).

Im Burgtheater sah sie dann „Maria Stuart“ und „Wallenstein“, und ihre Begeisterung kannte keine Grenzen. Im Zeichen Schillers stehen denn auch ihre ersten Jugenddramen: „Richelieu“, „Maria Stuart in Schottland“, „Marie Roland“.

Im Jahre 1869 wurde sie aufgefordert, ein einaktiges Stück mit Schiller als Helden zu schreiben, das zum besten des Schillerdenkmals aufgeführt werden sollte. Ebner-Eschenbach stellte Schiller in seiner Bauerbacher Zeit als Doctor Ritter dar und ließ ihn in schwungvollen Worten sein Dichterideal verkünden. Das Stück wurde mit Erfolg gegeben, allerdings sofort nach der Aufführung von der Kritik aufs heftigste angefeindet.

Ein kurzes Epigramm „Am Schillertag“ schrieb die Dichterin wahrscheinlich zum hundertsten Jahrestag von Schillers Tod:

„Dem Tage Heil, an dem in allen Weisen
Wir unsern Schiller jubelvoll lobpreisen!

Noch gestern hätte keiner ihm gehuldigt
Der sich vorher bei Goethe nicht entschuldigt"
(E. 12. Bd. 129).

Bei dieser Gelegenheit schreibt sie noch: „Wie greift die Geschichte des schweren Lebenskampfes dieses göttlichen Menschen uns ans Herz! Wie erscheint es uns immer wieder als ein Wunder, daß er sich seine Unsterblichkeit in einem so kurzen Dasein errang".[63]

So groß die Bewunderung für die deutschen Klassiker war, so wenig Verständnis brachte Ebner-Eschenbach offenbar der Romantik entgegen. Vergebens sucht man in ihren zitatenreichen Werken nach einer Zeile der Romantiker. In der Novelle „Bertram Vogelweid" (1895) sagt die Hausfrau, die sich gern etwas auf ihre literarischen Kenntnisse zugute tut: „Ich lese jetzt ‚Die Kronenwächter' von Achim von Arnim", worauf Bertram trocken antwortet: „Sie lesen, so? ‚Die Kronenwächter'? — und denkt: sind wahrscheinlich auch vom Boden heruntergeschleppt worden (E. 10. Bd. 251). Ein von ihr bewundertes Werk hätte die Dichterin in diesem Zusammenhang schwerlich genannt. Auch in der Novelle „Ob spät, ob früh" (1908) heißt es etwas ironisch von den Romantikern: „Einige Tage vergingen, ‚gleichförmig, still und bewegt' würden die Romantiker sagen" (E. 9. Bd. 34).

In ihrer dramatischen Periode liest sie zur Übung Tiecks Dramen, kann sich aber darin nicht zurechtfinden.[64] Dennoch nennt sie ihr Lustspiel „Männertreue" ein Stück ganz in dem Sinne der

---

[63] Ungedr. Brief an Rodenberg, 1. Mai 1905.
[64] Brief an Devrient, 16. Januar 1862; vgl. Bettelheim 314.

Schlegel-Tieckschen Schule".[65] Sie hatte mit diesem Stücke ebenso wenig Erfolg wie mit ihren im Schillerschen Geist geschriebenen Dramen.

Von Rahel Varnhagens Briefen war sie bezaubert, nach deren Lesung gab sie die folgende merkwürdige Charakteristik der Verfasserin: „Sie hat die Menschen wie Bücher behandelt, viele schlug sie gar nicht auf, in dem einen blätterte sie nur aus Neugierde, den andern studierte sie, sobald sie ihn aber auswendig wußte, legte sie ihn weg. Daß sie den Varnhagen nicht weglegen konnte, nachdem sie ihn ausgelesen, war das ihr Unglück oder ihr Glück?"[66]

Jean Paul wird einige Male zitiert, und sein „Quintus Fixlein" hat sich ein Plätzchen erobert in Lottis Bibliothek (E. 3. Bd. 124; 8. Bd. 15).

E. T. A. Hoffmann verehrte sie in ihrer Jugend sehr, überwand aber später diesen Hoffmannkult.[67] Einige Personen in ihren Werken versucht sie mit einem einzigen Wort zu typieren, indem sie von einer Hoffmannischen „Figur" spricht.

Kleists Dramen las sie mit vierzehn Jahren. Auch noch viel später rechnet sie ihn unter die größten Dramatiker: „Zurück zu Goethe, Schiller, Kleist, Grillparzer heißt über sie hinaus" (E. 12. Bd. 106).

Die Reize, die Heines „Buch der Lieder" für ein wenn auch nicht mehr ganz junges Mädchen hat, beschreibt die Dichterin in der Weise, daß man unwillkürlich denkt: so hat sie es einmal selbst empfunden.

Obwohl Ebner-Eschenbach schon früher mit einigen Dichtungen der Droste-Hülshoff bekannt war,

---

[65] Brief an Devrient, 9. März 1875; vgl. Bettelheim 318.

[66] Tagebuch, 29. Juni 1874; vgl. Bettelheim 155.

[67] R. Schaukal, M. v. Ebner-Eschenbach, 587.

lernte sie diese erst im Jahre 1870 in ihrer vollen Größe kennen. 1873 besucht sie auf einer Reise die Meersburg, um den letzten Wohnort der bewunderten Dichterin kennen zu lernen. In späteren Jahren befreundete sich Ebner-Eschenbach mit Theo Schükking, der Tochter Levin Schückings. Diese will eine Sammlung der Briefe der Droste herausgeben. Ebner-Eschenbach befürwortet diese Ausgabe bei Rodenberg: „Es ist ein wahrer Schatz, der damit der deutschen Lesewelt angeboten würde“.[68] Sie empfindet es als eine Schande für Deutschland, als Rodenberg ablehnt, weil die Sammlung zu wenig Publikum haben würde.[69]

Ebner-Eschenbach beurteilt jedes Werk von Frauen so günstig wie möglich, aber dennoch war es ihr unmöglich, die Werke der Gräfin Hahn-Hahn hoch einzuschätzen. In den Briefen aus Franzensbad erzählt sie, wie eine Spitzenhändlerin sie fortwährend belästigt und nur immer sagt: Ich bin schon die

---

[68] Ungedr. Brief an Rodenberg, 24. Januar 1893.

[69] Tagebuch, 13. Februar 1893; vgl. Bettelheim 224. Die Ausgabe kam im Verlag Fr. W. Grunow in Leipzig 1893 zustande. Wilhelm Bölsche hat zwischen Ebner-Eschenbach und Droste-Hülshoff einen Vergleich gezogen. Das Ergebnis lautet: „Die Droste wie die Ebner haben beide den Menschen gefunden. Die eine auf dem Wege über den Glauben, die andere auf dem Wege über die Kritik, aber denselben Menschen.“ Die erste Behauptung: die Droste über den Glauben, ist nicht sehr klar; die zweite: die Ebner auf dem Wege über die Kritik, ist nur zu einem geringen Teil wahr. Auch Adolf Bartels zog den Vergleich zwischen diesen beiden Dichterinnen, aber nur, um den Unterschied hervorzuheben. Er sieht das eigentliche Vorbild der Ebner-Eschenbach in Adalbert Stifter. Darin hat er allerdings recht, daß Ebner-Eschenbach Stifter näher steht als der Droste, trotz ihrer großen Bewunderung für sie. Vgl. Literarisches Echo, 3. Jg., Berlin 1900/1901, 49.

Rechte, Frau Gräfin. „Wahrhaftig", sagt Ebner-Eschenbach endlich, „Hahns ‚Rechte' ist mir noch angenehmer als diese Rechte mit ihren Spießgesellinnen", was eben nicht von großer Bewunderung für den Roman der Ida Hahn-Hahn zeugt, der übrigens meistens noch zu ihren besten Werken gezählt wird. (Aus Franzensbad 118).[70]

In den Briefen aus Franzensbad begegnet auch der feine Spott über Pückler-Muskau. Die Dichterin beklagt sich über ihre Zofe: „Nichts ist geschonter als deine Empfindungen, nichts feiner als deine Konstitution, Pückler-Muskaus Stil einzig ausgenommen" (Aus Franzensbad 27). In diesem Werk wirft sie auch, wie oben gesehen, den Literarhistorikern Vernachlässigung der österreichischen Dichter vor. Sie selbst war mit der österreichischen Muse, die Gervinus nicht anerkennen wollte, nur zu gut bekannt.

Sie deklamierte als Kind Gedichte von Karl Egon Ebert (E. 12. Bd. 274); mit einem Hinweis auf Zedlitz' „Waldfräulein" brachte ihr Vetter Moritz von Ebner-Eschenbach sie dazu, statt französisch nur deutsch zu dichten (E. 12. Bd. 269). Anastasius Grüns Verse drangen ihr in die Seele „mit klingendem Spiel und tönendem Schritt" (E. 12. Bd. 280). Lange, bevor sie als zehnjähriges Kind ins Theater geführt wurde, hat ihr Vater, ein großer Verehrer

---

[70] Otto Ludwig meinte gerade das Problem dieses Hahnschen Romans in Ebner-Eschenbachs „Maria Stuart" wiederzufinden. „Zeitgemäß wird das Stück dadurch, daß es das Gräfin Hahnsche Problem in sich aufgenommen hat: „die Geschichte von dem Rechten, den die Heldin zu spät findet." Ludwig sieht in der Person der Maria Stuart die femme incomprise der Gräfin Hahn-Hahn: vgl. Otto Ludwig, Werke, 1. Bd. 376.

Raimunds, sie mit dem „Verschwender", mit „Herrn Rappelkopf" und mit dem „Barometermacher auf der Zauberinsel" bekannt gemacht. „Wie viel von seiner liebe= und verständnisvollen Sympathie für das Wesen, für das Schaffen, für den ergreifend wehmütigen Humor unseres altösterreichischen Dichters hat er uns vererbt!" schreibt Ebner=Eschenbach in ihren Erinnerungen (E. 12. Bd. 203). In die Bibliothek ihrer Lotti stellt sie neben „den weisen Pascal" den „Barometermacher". Im Theater machte besonders Raimunds „Mädchen aus der Feenwelt" einen hinreißenden Eindruck auf sie.

Über ihre Beziehungen zu Grillparzer berichtet die Ebner ausführlich in ihren „Erinnerungen an Grillparzer" (1915). Sie schildert uns den Dichter lebenswahr und wirklichkeitsgetreu mit all seinen kleinen, oft üblen Angewohnheiten. Seine Dichtung schätzte sie sehr hoch. Schon 1868 schrieb sie in ihr Tagebuch „Daß ich mit Grillparzer verkehren, daß ich ihn sprechen hören, daß ich ihm auch sagen durfte, wie groß und unendlich meine Bewunderung für ihn ist, bleibt mir ein Reichtum für den Rest meines Lebens".[71] Und noch am Ende ihres Lebens seufzt sie bei der Lektüre irgend eines modernen Werkes: „Ach Gott! Man darf nicht eben an Grillparzers Tafel geschwelgt haben, wenn man sich zu diesen Schüsseln setzen soll."[72]

Sie durchschaute wie wenige, was der von ihr verehrte Dichter gelitten hatte. Das verriet ihr am ergreifendsten „der auch im Schweigen beredte

---

[71] Tagebuch, 18. März 1868; vgl. Bettelheim 125.

[72] Tagebuch, 4. März 1914; vgl. Bettelheim 250.

Mund, mit seinen so deutlichen Spuren verbissener Schmerzen und niedergezwungenen Ingrimms“ (E. 12. Bd. 370).

Sie verstand auch sehr gut Grillparzers Verhältnis zu Kathi Fröhlich. „Die beiden, die einander den Himmel hätten schenken mögen, würden, unauflöslich verbunden, sich die Hölle bereitet haben“ (E. 12. Bd. 372). In einem Punkt hat Kathi Fröhlich Grillparzers Geschick geteilt, die Mitwelt hat sich an ihr nicht weniger versündigt als an ihm. Laube bildete sich viel ein auf seinen Einfall, die Schwestern Fröhlich die Parzen zu nennen, und doch, bemerkt Ebner⸗Eschenbach, braucht man nur gehörig oberflächlich und boshaft zu sein, um den Spitznamen zu ersinnen (E. 12. Bd. 390). Sie selbst blieb auch nach dem Tode Grillparzers eine treue Besucherin der wohlbekannten Wohnung in der Wiener Spiegelgasse, und sie gesteht es offen, daß auch die Schwestern Fröhlich besuchen zu dürfen ihr ein Glück war (E. 12. Bd. 359).

Ihr ganzes Leben hindurch ist Ebner⸗Eschenbach ein Stammgast der Wiener Theater gewesen. Ihr Interesse dafür war nicht erloschen, als sie selbst mit ihren dramatischen Versuchen aufhörte. Das Tagebuch enthält noch im Jahre 1915 Bemerkungen der Fünfundachtzigjährigen über Theateraufführungen.

Selbst in ihrem Alter erinnert sie sich gern des Rüstzeugs, mit dem in ihrer Jugend die großen Schauspieler jener Tage versehen wurden, um ihre glänzenden Siege zu erringen. In den vornehmen Häusern saßen die Damen auf einem mit Rohrgeflecht überspannten Kanapee, im bürgerlichen Haus⸗

halt gab es nur Holzsessel. Die Zimmerdekoration, eine besonders gute, alte Bekannte, war in jungen Tagen rosenfarbig gewesen, zwei Landschaften, grau in grau gemalt, zierten ihre Mittelwand (E. 12. Bd. 290.) Und dennoch war dieses alte Burgtheater „ein Quell edler Freude, ein Bildungsmittel ohnegleichen". Ihm verdankte Ebner-Eschenbach die Grundlage ihrer ästhetischen Bildung (E. 12. Bd. 291)

Durch die jahrelange Schulung in dieser Bildungsstätte bekam Ebner-Eschenbach ein sicheres Urteil über den Wert der aufgeführten Stücke. Ihr Tagebuch verzeichnete treffende Kritiken. Weilens Trauerspiel „Edda" (1865) hätte gefallen, wenn es besser gespielt wäre. Schauferts „Schach dem König", mit dem er einen Preis erwarb, kann sie nicht unbedingt loben. Ihrer Ansicht nach kommen in dem Stück eine „Menge unnötiger Figuren und gleichgültiger Begebenheiten vor".[73] Laubes Schauspiel „Böse Zungen" (1868) hält sie nicht für ein gutes Stück, obgleich sie sich des Erfolges ihres Freundes freut. In Bauernfelds Stück „Aus der Gesellschaft" (1866) ist die Handlung arm, der Dialog aber hübsch.[74]

Im Jahre 1867 wurde Münch-Bellinghausen als Intendant der Wiener Hoftheater berufen. In dem Zwiespalt, der zwischen ihm und Laube entstand, kann die Ebner, weil sie mit beiden freundschaftlich

---

[73] Tagebuch, 9. Dezember 1868; vgl. Bettelheim 129. Hypolit August Schaufert erzielte 1868 beim Preisausschreiben des Burgtheaters mit seinem Lustspiel „Schach dem König" den ersten Preis und dann einen unvergleichlichen Bühnenerfolg in ganz Deutschland und darüber hinaus.

[74] Tagebuch, 29. März 1867, 5. Februar 1867, 1. Dezember 1868, 16. April 1868, 13. Februar 1867; vgl. Bettelheim 111 ff., 126 ff.

verkehrt, nicht Partei nehmen, obgleich beide ihre Vermittlung anrufen. Halm schien ihr seiner Aufgabe nicht gewachsen, Laube reizte sie durch seine heftigen Kritiken. Schließlich fiel ihr Endurteil zugunsten Laubes aus.

Der spätere Burgtheaterdirektor Dingelstedt war ihr nicht sympathisch, obgleich sie einige seiner Gedichte entzückend fand. Erst durch Rodenbergs „Randglossen", nach Dingelstedts Tod in der „Deutschen Rundschau" erschienen, lernte sie Dingelstedt lieben.[75]

Teilnahme schenkte sie jedoch nicht nur den Klassikern und dem liter. Leben in Österreich. Sie ist auch von Ludwigs „Makkabäern" überwältigt und rühmt die kraftstrotzenden Gestalten des Stückes. Eduard Devrient stellte die „Makkabäer" neben Ebner-Eschenbachs „Maria Stuart", was Ludwig zu einer scharfen Kritik veranlaßte.[76] Die Dichterin bekam seine Worte erst viel später zu Gesicht. „Würde ich damals geahnt haben", schreibt sie in ihren Erinnerungen, „daß Otto Ludwig von mir wußte, mir

[75] Ungedr. Brief an Rodenberg, 11. Oktober 1889.

[76] Ludwig urteilt besonders über die ersten Akte des Stückes sehr abfällig. Der Autor (er wußte nicht, daß es die Arbeit einer Frau war) steht nach ihm in der ersten Hälfte des Dramas unter Schiller und Scribes Einfluß, während die letzten Akte mehr Shakespeares Einwirkung zeigen. Ludwig sieht außerdem Spuren von Corneille darin und betitelt es schließlich als ein katholisches Tendenzstück aus der Laubeschen Schule. Er wirft dem Verfasser Ungereimtheiten in der Komposition, Unklarheit, Schablonenhaftigkeit der Charaktere vor. Er tadelt die untragische Richtung des Stückes, dessen Personen nur „Figuranten" seien. Er gibt aber zu, daß die Geschicklichkeit des Autors groß und die Sprache an vielen Stellen, besonders in den letzten Akten, von großer poetischer Schönheit ist. Vgl. Otto Ludwig, Werke, 1. Bd. 374 ff.

auch nur die geringste Beachtung schenkte, hingepilgert wäre ich zu ihm, hätte seinen Worten gelauscht, wie den Worten des Evangeliums".[77]

Sogar Hebbel bewunderte sie, „den können sie anfeinden so viel sie wollen, den bringen sie nicht um"; und doch fehlte ihr das rechte Verständnis für seine Kunst. „An mir fehlt's, an mir, ich finde keinen Weg zu Hebbel".[78] Ihre zutiefst österreichische Natur vermochte aus dem kühlen Norddeutschen das Letzte nicht auszuschöpfen.

Mit vielen zeitgenössischen Dichtern stand Ebner-Eschenbach in regem Verkehr. In den sechziger Jahren machte sie die Bekanntschaft von Betty Paoli, für die sie seit ihrer Jugend schon eine große Verehrung hegte. Zur selben Zeit befreundete sie sich mit Josefine Freiin von Knorr, für die sie noch im Jahre 1902 einen Verleger suchte. Sie schrieb damals an Rodenberg: „Sie hat noch nie und niemals auch nur den geringsten Erfolg errungen, und das scheint mir denn doch eine große Ungerechtigkeit".[79]

Im Jahre 1868 lernte sie Ferdinand von Saar kennen, „den echten Dichter von Gottes Gnaden".[80] Am Ende der Siebziger treten zu ihren alten Freunden auch Hieronymus Lorm und Levin Schücking. Obgleich sie Lorms Pessimismus schwerlich beistimmen konnte, zeigte sie großes Mitleid mit dem schwergeprüften Mann und empfahl ihn bei Rodenberg, dem Herausgeber der „Deutschen Rundschau":

---

[77] Aus meinen Kinder- und Lehrjahren (Letzte Worte), 58.

[78] Tagebuch, 27. Dez. 1868, 11. Jan. 1869; vgl. Bettelheim 129.

[79] Ungedr. Brief an Rodenberg, 3. Jan. 1902.

[80] Tagebuch, 16. Februar 1868; vgl. Bettelheim 124.

„Zwei seiner Gedichte kann man ja mit gutem Gewissen loben: ‚Gedichte' und ‚Der Naturgenuß' ".[81]

Durch ihr Zutun erschienen in der „Deutschen Rundschau" auch Novellen ihrer jüngeren Freudin Hermine Villinger. Diese steht in ihrem Schaffen deutlich unter Einfluß der Ebnerschen Dichtung; man vergleiche nur ihre Erzählung „Ein Lebensbuch" (1911) mit Ebner-Eschenbachs „Ein kleiner Roman". Übrigens war die Villinger stolz darauf.[82]

Unermeßlich nennt Ebner-Eschenbach ihre Bewunderung für Louise von François und Paul Heyse, den sie einmal sogar als den größten Dichter Deutschlands in der Gegenwart bezeichnet.[83]

Seitdem sie sich ausschließlich als Novellistin beschäftigt, stehen auch die Novellisten im Mittelpunkt ihres Interesses. In Gottfried Keller erkennt sie den großen Meister. Sie ist Rodenberg dankbar, denn ohne seine Anregung hätte Keller gewiß manche seiner schönsten Arbeiten nicht unternommen. Manchmal ist ihr aber sein Humor und seine Wirtshaussitzerei widerwärtig.[84]

C. F. Meyer spendet sie das höchste Lob, indem sie ihn zusammen mit ihrem geliebten russischen Dichter Turgenjew nennt. „Ja, das waren andere Zeiten, in denen ein Band ‚Rundschau' eine Erzählung von C. F. Meyer und eine von Turgenjew bringen konnte".[85]

---

[81] Ungedr. Brief an Rodenberg, 30. März 1882.

[82] Ungedr. Brief Villingers an Ebner-Eschenbach, 17 März 1888.

[83] Ungedr. Brief an Heyse, 9. Dezember 1895.

[84] Ungedr. Brief an Rodenberg, 29. Juli 1897.

[85] Ungedr. Brief an Rodenberg, 3. Jan. 1906.

Auch Fontanes Roman „Effi Briest" (1894) lernt sie in der „Deutschen Rundschau" kennen. Sie charakterisiert den Roman mit zwei Worten: „Schön, eigentümlich".[86] An Wildenbruch wendet sie sich persönlich, um ihm ihre Bewunderung für seine Werke zu erkennen zu geben. „ ‚König Laurin' habe ich mit brennendem Interesse gelesen". „Ihre Reiseerinnerung ‚Das tote Haus am Bodensee' hat mich ergriffen und entzückt".[87]

Detlev von Liliencrons Tod (1909) nennt sie einen großen Verlust für die deutsche Literatur, weil keiner der Jungen ihn ersetzen könne".[88]

Die Tendenz allein schon des Romans „Die Waffen nieder" von Berta Suttner (1889) mußte die lebhafte Teilnahme der Ebner-Eschenbach, die sich selbst als Friedensfanatikerin bezeichnet, erregen. Dennoch war sie zuviel Künstlerin, um nicht eben der Anerkennung der ehrlichen Überzeugung der Verfasserin, die Geschmacklosigkeit, die sie in dem Werke fand, zu rügen.[89]

Den größten Einfluß auf ihre novellistische Kunst gewann nicht ein deutscher Dichter, sondern der Russe Turgenjew. Diese Verehrung für den russischen Dichter teilte sie mit Ferdinand von Saar. Kein Name eines Dichters begegnet häufiger in ihren Novellen als der Turgenjews (E. 7. Bd. 161; 10. Bd. 184; 189, 234, 281, 337). Die Novelle „Ob spät, ob früh" (1908) ist nach Turgenjews „Erste Liebe" gedichtet worden. Wo ihre Dichterkraft bei einer

[86] Ungedr. Brief an Rodenberg, 7. Dezember 1894.
[87] Ungedr. Brief an Ernst von Wildenbruch, ohne Datum.
[88] Tagebuch, 23. Juli 1909; vgl. Bettelheim 271.
[89] Tagebuch, 17. Juni 1892; vgl. Bettelheim 224.

Naturschilderung versagt, wünscht sie sich Turgen≈jew herbei.[90] Sie freut sich, seine Erinnerungen in der „Deutschen Rundschau" zu sehen. Noch als Acht≈zigerin ruft sie dem naturalistischen Dichter Gorki zu: „Dein Name wird verraucht sein wie Qualm, während der Name Turgenjew noch wie ein Stern leuchten wird." (E. 12. Bd. 106).

Mit Turgenjew, der seelisch mehr West≈ als Ost≈Europäer war, mochte sich Ebner≈Eschenbach verwandt fühlen, Tolstoj konnte sie nur bewundern. Und das hat sie getan. In ihrem Alter widmet sie ihm den Nachruf: „Daß Tolstoi gelebt hat, ist ein Ehrentitel für die ganze Menschheit".[91]

Ganz anders verhält sie sich Ibsen gegenüber. Als sie seine ersten Dramen las, prophezeite sie ihm eine große Zukunft, im Jahre 1900 jedoch stellt sie ihn an die Spitze derjenigen modernen Dichter, die sie ablehnt (E. 12. Bd. 120). 1913 heißt es noch: „Ibsens ‚Gespenster' wirken häßlich und verlogen".[92]

Nur sehr wenigen von den deutschen Dichtern der naturalistischen und nachnaturalistischen Zeit brachte Ebner≈Eschenbach unbedingte Hochschätzung entgegen. Anzengruber achtete sie als einen ganzen Menschen, einen ganzen Dichter, der immer das Rechte gewollt und mit scheinbar kunstlosen Mitteln

---

[90] Bettelheim 156. Wenn man die Novellen der Ebner-Eschenbach mit Turgenjews Werken vergleichen wollte, würde sich der Einfluß des russischen Dichters in mancher Hinsicht zeigen. Um nur ein Beispiel zu nennen: die Rückkehr Paul Sonnbergs (Nach dem Tode) erinnert sehr stark an die Rückkehr des Sohnes in Turgenjews „Vater und Söhne".

[91] Tagebuch, 22. November 1910; vgl. Bettelheim 252.

[92] Bettelheim 293.

die höchste Aufgabe der Kunst erfüllt habe.[93] Sie war dem Dichter im Leben nie begegnet, ließ ihm aber bei seinem Tode einen Kranz auf den Sarg legen.

Von Gerhart Hauptmanns Werken ließ sie den „Biberpelz“ (1893), obgleich nicht unbedingt, gelten; auch noch sehr bedingt „Hanneles Himmelfahrt“ (1895) und den „Armen Heinrich“ (1902), alles andere lehnte sie ab. Von dem Stück „Schluck und Jau“ (1900) heißt es geradezu „Zum Weinen über Werk und Autor“.[94]

Schönherrs Stück „Glaube und Heimat“ (1910) begrüßte sie warm zustimmend. Seine Erzählung „Caritas“ (1905) ist ein peinliches Buch, aus dem aber laut eine menschenfreundliche Seele und eine menschenfreundliche Lehre spricht. Das Drama „Der Weibsteufel“ (1915) lehnt sie jedoch ohne weiteres ab.[95]

Sudermanns Roman „Das hohe Lied“ (1908) kann sie nur mit außerordentlichem Mißvergnügen lesen.[96]

Nietzsches Stil ist nach Ebner-Eschenbach einzig in der deutschen Sprache, seine Lehre und seine Grobheit verabscheut sie. Sie bedient sich seiner Ausdrucksweise u. a. in ihrer spöttischen Beurteilung von Kellermanns Roman „Der Tunnel“ (1913). „Ungeheuer fesselnd, eine märchenhafte Phantasie. Über-

---

[93] Bettelheim 1.
[94] Bettelheim 251.
[95] Bettelheim 15, 250, 258.
[96] Tagebuch, 31. Mai 1909; vgl. Bettelheim 271.

menschen in Hemdsärmeln, Übermaschinen in Stahlreifen vollbringen das Übermögliche".[97]

Schnitzlers Werke werden mit den wenigen Worten: „sehr merkwürdig, witzig, amüsant, possenhaft" abgetan.[98] Über Hofmannsthal ließ sich nach ihrer Meinung im Jahre 1908 noch kein abschließendes Urteil fällen.[99]

Von den zahllosen Kriegsgedichten, die der Weltkrieg hervorrief, ließ sie nur einige wenige gute und wirklich kraftvolle gelten, u. a. „Das blutige Jahr" des Tirolers Anton Müller (Geb. 1870; Pseudonym Bruder Willram).[100]

Selbstverständlich schenkt sie auch in ihrem Alter der Frauendichtung immer noch besondere Teilnahme. Sie lobt einige Werke der Erzählerinnen Anselm Heine, Christiane Gräfin Thun, Carolina Woerner, Renate Fischer und Gisela von Berger.[101]

---

[97] Tagebuch, 18. April 1874; 21. August 1913; vgl. Bettelheim 153, 258.

[98] Tagebuch, 29. Januar 1913; vgl. Bettelheim 250.

[99] Ungedr. Brief an Rodenberg, 20. Januar 1908.

[100] Brief an Handel-Mazzetti, 28. Januar 1915; vgl. Mumbauer, Der Dichterinnen stiller Garten, 82.

[101] Von der Anselm Heine (mit wirklichem Namen Anselma Heine, geb. 1855) erschien 1896 in der „Deutschen Rundschau" die Erzählung „Einklang", der Marie Ebner herrlichste Bewunderung entgegenbrachte. Vgl. ungedr. Brief an Rodenberg, 14. Juli 1896.

Die Werke der Christine Gräfin Thun (geb. 1859) nennt Ebner-Eschenbach „sprudelnd von Talent". Vgl. Tagebuch, 14. Juli 1906; Bettelheim 268.

Die Erzählerin und Lyrikerin Caroline Woerner (1865—1911) ist nach der Ebner eine „ernste und hochbegabte Dichterin", ihre Erzählung „Der König hat gesprochen" (1908) etwas „Großartiges". Vgl. ungedr. Brief an Rodenberg, 5. Sept. 1908.

Marthe Renate Fischer (1851—1925) schrieb u. a. den Roman „Die aus dem Drachenhaus" (1910), den Ebner-Eschen-

Sie tritt in persönliche Beziehungen zu Isolde Kurz und Enrica von Handel-Mazzetti. Das Lob, das sie den Werken der Letztgenannten spendet, klingt geradezu überschwenglich. „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr" (1900) ist für sie das Buch der Bücher, „Die arme Margaret" (1910) ein großartiges, gewaltiges Werk usw. „Du bist unser Stolz, das mußt Du wissen", schreibt sie der neuen Freundin. „Wir müssen Dir ja vorkommen wie magere Flöhe, wir Anekdotenerzähler, im Vergleich zu dem grandiosen Reichtum, den Du in Deinen Büchern entfaltest".[102]

Ebner-Eschenbach unterschätzte ihr eigenes Talent, als sie diese Worte schrieb. Ihre Kunst ist ja ganz anders geartet als die der Handel-Mazzetti; ein Vergleich zwischen den beiden ist schon deshalb schwierig, wenn nicht unmöglich.

Zusammenfassung.

In den literarischen Kritiken und Beurteilungen der Ebner-Eschenbach finden wir eine starke Bevorzugung der Werke der alten und neuen Klassiker, eine wenn auch nicht ablehnende, so doch gleichgültige Haltung der Romantik gegenüber, eine große Bewunderung für mehrere realistische Dichter aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts und eine scharfe Ablehnung vieler Werke am Ende

---

bach ein „schönes und fruchtbares Buch" nennt. Vgl. Tagebuch, 8. Juni 1910; Bettelheim 272.

Gisela von Berger veröffentlichte 1915 das Drama „Der Sohn der Sonne", nach Ebner-Eschenbach „sehr interessant, voll Talent". Vgl. Tagebuch, Januari 1916; Bettelheim 299.

[102] Mumbauer, Der Dichterinnen stiller Garten, 25, 65, 59, 50.

desselben. Besondere Teilnahme schenkt sie der österreichischen und der Frauendichtung überhaupt.

Das Ideal einer Kunst von erhebender Wirkung sah sie erreicht in den Werken der Klassiker. Der Forderung der wahrhaftigen, aber schönen Darstellung der Wirklichkeit entsprachen die poetischen Realisten, ihre Zeitgenossen. Die Vorherrschaft der mehr oder weniger zügellosen Phantasie ohne den führenden Verstand lehnte sie in der Romantik ab.

Die Gründe für die Abneigung der Dichterin gegen den Naturalismus und die ihm folgenden Richtungen finden wir in ihrer Äußerung: „Eine junge Literatur ist feurig und keusch. Unsere senile hat sich von der Leidenschaft zum Gelüste gewendet, vom Rührenden, Ergreifenden zum derb Packenden, vom Harmonischen zum Lärmenden, vom Schönen zum Fratzenhaften. Sie sucht nach neuen Kunstformen und findet neue Moden, und grauenhaft ist die Wechselwirkung zwischen den Büchern und den Lesern“ (E. 12. Bd. 126). Sie lehnt nicht so sehr das Was als vielmehr das Wie der Darstellung ab; es ist unverzeihlich, daß die neue Kunst keine veredelnde Wirkung mehr erzielt.

Auch das Schattenhafte, das Gesuchte erregt ihr Mißfallen. „Man versteht es zwar nicht, es ist aber schön“, spottet sie einmal (E. 6. Bd. 160). Bei anderer Gelegenheit macht sie sich lustig über Ausdrücke wie „ein blaues Lachen“, „flimmernder Blumenduft“, die ihr in einem modernen Werk begegneten. „Flimmern kann man doch nur sehen, Blumenduft nur riechen. Da muß die Nase die Gefälligkeit haben,

das Geschäft des Auges, und das Auge die, das Geschäft der Nase zu übernehmen“ (E. 12. Bd. 109).

Wir können in den literarischen Beurteilungen der Ebner-Eschenbach den hohen aristokratischen Sinn dieser wahrhaft adeligen Frau erkennen, die allem Unharmonischen, jeder Dissonanz abhold war und sich mit dem Rohen, dem Trivialen nie zu versöhnen vermöchte. Anderseits spricht auch die Menschenfreundin daraus, die verlangt, daß die Kunst sich in den Dienst der hilfsbedürftigen Menschheit stellt und so ihre Daseinsberechtigung erweist.

FÜNFTES KAPITEL.

Gesellschaft und Wirtschaft.

Für zwei Sammlungen ihrer Erzählungen wählte Ebner-Eschenbach den Namen „Schloß- und Dorfgeschichten". Man könnte mit diesem Namen auch ihr ganzes novellistisches Lebenswerk bezeichnen, denn in fast allen größeren Novellen der Dichterin spielt entweder das Dorf oder das Schloß, manchmal auch das Verhältnis zwischen beiden eine hervorragende Rolle.

Das scharf blickende Auge der Dichterin, ihre große Liebe für die ihr Nahestehenden, ihr herzliches Erbarmen mit jedem, der litt, ließen sie in jedem Stande Fehler und Mißstände erkennen. Es wurde ihr eine Herzensangelegenheit, diese Mißstände, soviel sie konnte, beseitigen zu helfen. Ein Mittel dazu war ihr ihre gewandte Feder.

1. Der Adel.

Das Erstlingswerk der Ebner-Eschenbach[1] enthält eine scharfe Kritik des österreichischen Adels um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Sie vergleicht ihn mit der Aristokratie früherer Zeiten, in der noch folgende Auffassung herrschte: „Die Hütte,

---

[1] Aus Franzensbad, Sechs Episteln von M. v. Ebner-Eschenbach, 1858.

welche ein echter Aristokrat betritt, wird zum Palaste, und fiel es ihm ein, auf einem Bauernwagen spazieren zu fahren, so würde der Karren zum Staatswagen“ (Franzensbad 84). Ebner-Eschenbach erkennt zwar in dieser Auffassung einen Irrtum, sie hält ihn aber den Aristokraten früherer Zeiten zugute, weil diese Vertreter der Rechte der Armen, eine Stütze der heimischen Gewerbe, Förderer und Bewunderer der Wissenschaft, Freunde und Beschützer der Kunst waren.

Der Adel ihrer Zeit hat jedoch davon nur noch den Schein behalten, er ist zufrieden, nur noch das zu h e i ß e n was er nicht mehr zu s e i n versteht. „Der mächtige aristokratische Leu, der noch vor wenig Jahrhunderten so kräftig seine Tatzen gebrauchte, ist in ein kriechendes Katzengeschlecht degeneriert, das die Füße der Mächtigen leckt und die Schwachen kratzt, anstatt daß es früher die Streitigkeiten der Könige schlichtete, die Unterdrückten beschützte, die Standarten des Rechts führte und Herr und Führer war auf seinem Gebiete“ (Aus Franzensbad 85).

Die traurige Folge ist Geringachtung der eigenen Persönlichkeit, der eigenen Leistungsfähigkeit. Das einzige, höchste Ideal ist, sich eine Stellung in der Welt zu erobern, und das Mittel dazu ist die größte, ausgesuchteste Eleganz. An die Stelle des edlen Stolzes der früheren adeligen Geschlechter ist der Hochmut getreten, eine verletzende Geringschätzung aller, die minder hochgestellt sind als sie. Unhöflichkeit gegen alle, die nicht zu der eigenen Koterie zählen, „und wäre man ihnen verpflichtet, und wäre

man ihnen verwandt", gehört mit zum guten Ton (Aus Franzensbad 82).

Durch ihr hartes Urteil über ihre Standesgenossen möchte Ebner-Eschenbach den Funken wecken, der zu verglimmen droht, das herrliche Gefühl des eigenen Wertes, das nicht angeboren, sondern nur erworben werden kann. Sie weiß freilich nur zu gut, daß ihre Stimme gleich sein wird „der Stimme in der Wüste" (Aus Franzensbad 83).[2]

Ebner-Eschenbach stand mit ihren harten Worten gegen ihre Standesgenossen nicht allein. Der Staatsmann und glänzende Redner im Frankfurter Parlament J. M. von Radowitz entwirft in seinen „Gesprächen über Staat und Kirche" ein unerfreuliches Bild des Adels um die Mitte des Jahrhunderts. Er nennt sie die Helden der Salons und der Wettrennen, die die Augen schließen vor den Wehen der Zeit und sich sonnen in fader Vornehmheit und nichtiger Eleganz. Ihre Vorfahren waren davon durchdrungen, daß ihnen der Lenker der Weltgeschichte die edle Rolle zugeteilt habe, zunächst am Throne zu stehen, diesen zu schirmen gegen innere und äußere Feinde, ihm gegenüber auch ebenso die Rechte und Bedürfnisse aller Untertanen zu vertreten. Jetzt aber ist das, was wir den deutschen Adel nennen, nicht mehr imstande irgendwie seiner Aufgabe zu genügen.[3]

[2] Das Erstlingswerk der Dichterin fand wenig Beachtung, und so ward ihre Stimme tatsächlich eine Stimme in der Wüste. Später spottete sie, daß sie mit ihren Briefen aus Franzensbad nur einen verstimmt habe: ihren armen Herrn Verleger. (Aus meinen Kinder- und Lehrjahren, 58).

[3] J. M. von Radowitz, Ausgewählte Schriften, herausgegeben von Wilhelm Corvinus [= Wilhelm Kosch], Regens-

In dem Jahrzehnt 1860 bis 1870 schrieb Ebner-Eschenbach einige Gesellschaftsstücke, in denen sie die Kritik an dem Adel noch weiter fortsetzte „Die Schauspielerin" (1861), „Das Geständnis" (1863), „Waldfräulein" (1871). In dem Märchen „Die Prinzessin von Banalien" (1870) führt sie das Leben der großen Gesellschaft in seiner ganzen Hohlheit und Nichtswürdigkeit vor. In der Novelle „Ein Edelmann" (1872) stößt sie schließlich auf die Frage: Hat die Aristokratie noch eine Existenzberechtigung? Ist eine Umgestaltung, eine Anpassung dieser Gesellschaftschicht an die heutigen Zustände möglich?

Ebner-Eschenbach erkennt noch eine Existenzberechtigung des Adels an, falls der Edelmann lebt nach den hohen und subtilen Ehrbegriffen seines Standes, die sie zusammenfaßt in dem einen Wort: Nutzen zu gewähren, nicht Nutzen zu nehmen sind wir da.

Ein Edelmann im wahren Sinne des Wortes darf nur ideale Zwecke verfolgen; in dem Augenblick, wo er vergißt, daß in ihnen und in ihnen allein seine Macht wurzelt, hat er sich als Edelmann aufgegeben. Er hat Pflichten, denen heute keine Rechte mehr ent-

---

burg o. J., 1. Bd. 356 und 378. Luise von Eichendorff, die Schwester des Dichters, schreibt im Jahre 1866 aus Baden bei Wien an Adalbert Stifter: „Österreich kann keinen Krieg mehr führen, allgemeine Korruption von oben bis herab hat den höchsten Grad erreicht, — deshalb Eigennutz, Schlaraffenleben, kurz, ein Volk ohne Begeisterung, ohne Vaterlandsliebe, ohne Religion, ohne Bildung — was vermögen dann wohl einzelne? Armes schönes Österreich!" Vgl. Wilhelm Kosch, Luise Freiin von Eichendorff in ihren Briefen an Adalbert Stifter (Deutsche Arbeit, 4. Jg.), Prag 1905, 781.

sprechen, und wenn er ihnen nachlebt, ist er nicht allein ein Diener, sondern auch ein Opfer der Tradition (E. 11. Bd. 387).

Der Adelige kann auch nur einen Beruf wählen, der ideale Zwecke verfolgt, einen künstlerischen, wissenschaftlichen, geistlichen oder kriegerischen. Auf dem Gebiete der Kunst hat der Adel mit einem fast unbesiegbaren Vorurteil zu kämpfen, weil er sich diesem Gebiete meistens ferngehalten hat. In dem geistlichen oder militärischen Beruf dagegen ist der Adelige oft ein Gegenstand der Bevorzugung, was nach Ebner-Eschenbach „dem Besten in der Seele verderblich ist" (E. 11. Bd. 388). Den jüngeren Söhnen des Adels stehen nur diese Wege offen, sie werden Diplomaten, Offiziere oder Geistliche.

In solchen Berufen soll der Aristokrat nach den hohen Begriffen seines Standes nicht eigenen Vorteil suchen, sondern uneigennützig Gott, dem Kaiser und seinem Volke dienen.

Größere Aufgaben warten der ältesten Söhne, der künftigen Majoratsherren. Für diese hatte sich im Jahre 1848 vieles geändert. Ebner-Eschenbach erwähnt noch die Zeit, in welcher der Gutsherr das ius gladii über seine Untertanen besaß (E. 4. Bd. 88). Damals kostete es dem Edelmann keinen Kreuzer, wenn er einen Untertanen erschlug.

Allmählich verringerten sich seine Rechte. Im Jahre 1848 wurden schließlich auch der Frondienst und der Zehnte abgeschafft. Nach dieser Zeit war der Edelmann auf dem Lande unter den Bauern nur noch der primus inter pares, den sie, wenn sie ihm

zugetan waren, höchstens zum Bürgermeister wählten. Dennoch hatte sich durch die gesetzlichen Änderungen das Verhältnis zwischen Schloß und Dorf nicht so vollständig gelöst, daß der Gutsherr gar keinen Einfluß mehr hatte. Dieser blieb nach wie vor in vielen Fällen sehr groß. Außerdem hatte der Gutsherr immer noch viele Beamte und Arbeiter in seinem Dienste. Hier besitzt er ein reiches Arbeitsfeld.

Er kann das geistige und materielle Wohl seiner Arbeiter und auch der andern Bauern fördern, Sinn für Redlichkeit und Fleiß in ihnen wecken, für den Unterricht der Kinder sorgen, die Greise vor Not schützen. Er kann den moralischen Tiefstand unter den Bauern, oft verursacht durch die unumschränkte, unbarmherzige, nachsichtslose Herrschaft seiner Vorfahren, heben. Er kann ihnen Pflichtgefühl beibringen, was unendlich wertvoller ist als die momentane Linderung des Elends. Dazu muß er vor allem lernen, in den ärmsten Dorfbewohnern den Menschen zu sehen.

Der Adelige, der von seinen Gütern leben und dazu den Wohlstand der Arbeiter und der Bauern im allgemeinen fördern will, wird unfehlbar erleben, daß sich seine Verhältnisse verschlechtern. Das Leben auf den Schlössern gestaltet sich daher jetzt auch ganz anders als etwa ein Jahrhundert früher. „Man muß gestehen", sagt der alte Graf in „Er laßt die Hand küssen", „unsere Alten verstanden, Platz einzunehmen auf der Welt. Gott weiß, wie langweilig und öde unser heutiges Leben ihnen erscheinen

müßte". „Sie waren eben große Herren", entgegnet ihm bitter die Gräfin, „wir sind auf das Land zu⸗rückgezogene Armenväter" (E. 4. Bd. 265).

Es gibt einen Ausweg aus den ungünstigen Ver⸗hältnissen des Landjunkers, der von vielen einge⸗schlagen wird: die industriellen Unternehmungen. Der Anblick, den Ebner⸗Eschenbach in der Novelle „Ein Edelmann" (1872) schildert, war nichts Seltenes in ihrer mährischen Heimat. „Unsere stillen, grünen Täler erfüllte der Rauch und Dampf, die süßen Stim⸗men des Waldes übertönte das keuchende Stöhnen der Maschinen, der heilige Frieden der Natur war gestört durch ein fieberhaftes Ringen nach materiel⸗lem Gewinn" (E. 11. Bd. 380).

Für Ebner⸗Eschenbach bleibt der Begriff Edel⸗mann mit dem Begriff Kaufmann und Fabrikant un⸗vereinbar. Wie Vater Wolfram seinen Sohn, so stellt sie ihre Standesgenossen vor ein Entweder⸗Oder: „Was immer zu werden du dich entschließest, das sei ganz! Sei als Graf von Tannberg kein Fabrikant, nenne dich nicht Graf von Tannberg, wenn du ein Fabrikant bist. Das eine schließt das andere aus". „Wenn du zurückkehrst zum Hause deiner Väter, so walte dort im Geiste der edelsten unter ihnen. Dann sei dein Interesse das letzte, was du bedenkst, das Wohl der ärmeren Bewohner deiner Heimat das erste und wichtigste ... oder tritt in die Reihen deiner arbeitenden Brüder, ein Gleicher unter Gleichen, und kämpfe ihn frisch und mutig mit, den männlichen Kampf nach erstrebenswerten Zielen" (E. 11. Bd. 387 f.).

Ebner-Eschenbach erwartet eine Reformation des Adels dadurch, daß der Aristokrat sich auf seine Pflichten besinnt und daß er auf seine meistens nur vermeintlichen Rechte verzichtet. In ähnlichem Sinne spricht wieder Radowitz, nur schließt er die Fabrik vom Arbeitskreise des Adels nicht aus. „Das ist eben der Geist der Pflichten, die der neuen, der einigen Aristokratie harren. Sie besitze ihr Gut, ihr Haus, ihre Fabrik nicht mit schrankenloser Verfügung über deren Früchte, sie schmecke den Genuß des darin repräsentierten Kapitals nicht wie der vogelfreie Fremdling, sondern wie der mit den Leiden und Freuden seines Volkes unzertrennlich verwachsene Bestbürger. Ihr Eigentum sei, wie es das jeder echten Aristokratie stets gewesen, kein unbedingtes, sondern unter bestimmten Pflichten gestellt, zunächst gegen den eigenen Haus- und Dienstgenossen, den Arbeiter, den Taglöhner, den Gehilfen, den Schuldner, dann gegen die bedürftigen Staatsgenossen überhaupt, in stufenweise sich erweiterndem Kreise“.[4]

So unumwunden wie in ihren ersten Werken hat Ebner-Eschenbach später dem Adel seine Pflichten und Fehler nicht mehr vorgehalten. Wohl aber führt sie uns den ganzen österreichischen Adel ihrer Zeit in all seinen Gliederungen vom ärmsten Landjunker bis zur elegantesten Fürstin vor.

In der Novelle Božena (176), die um das Jahr 1848 spielt, vertreten Vater und Sohn Rondsperg jeder eine Generation. Der alte kann sich nicht ein-

[4] Radowitz 390.

leben in die neue Zeit und will, weil er zu alt ist, um die neuen Ideen zu bekämpfen, wenigstens gegen sie protestieren. Der Sohn versucht, auch bei den veränderten Umständen den Kopf hochzuhalten und selbst in größter Not nur Geschäfte zu machen, wie „unsereins" sie machen darf.

Die Zustände auf dem adeligen Gut Rondsperg (Božena) ähneln in mancher Hinsicht den Verhältnissen des Freiherrn von Irmeldingen in Emil von Schönaich-Caroláths Novelle: „Der Freiherr" (1894)[4*]. Ebenso erhebt Schönaich-Carolath durch den Mund des Barons Rottberg seine Stimme gegen die „Finanzbarone".[4**] Der schlesische Hocharistokrat und die Edelfrau aus Mähren weisen auch sonst eine gewisse Verwandtschaft auf.[5]

Die „Freiherren von Gemperlein" (1879) sind die typischen Vertreter der Krautjunker. „Komtesse Muschi" (1884) ist eine der vielen liebenswürdigen, sorgelosen und oberflächlichen jungen Gräfinnen, die sich nur immer möglichst gut zu unterhalten suchen, sich den ganzen Sommer hindurch sehnen nach dem gesellschaftlichen Leben während des Winters in der Stadt. „Komtesse Paula" erscheint als das mehr ernst gerichtete Gegenspiel dazu.

„Unsühnbar" (1889) gibt eine ausführliche Schilderung des Lebens der höchsten Stände auf dem Lande und in der Stadt. Hermann und Maria Dor-

[4*] Prinz Emil von Schönaich-Carolath, Gesammelte Werke, Leipzig 1907, 6. Bd. 1 ff.

[4**] Schönaich-Carolath, Werke, 6. Bd. 68.

[5] Vgl. Seite 172, 186 f., 188 f., 192 f., 231.

nach, die Hauptpersonen, zeigen sich als Kinder der neuen Zeit, die oft das Gefühl der Unerträglichkeit fremden Leids und ein unwiderstehlicher Drang zu helfen ergreift. Diese beiden wissen, daß sie den Dorfbewohnern gegenüber eine Aufgabe zu erfüllen haben. Marias Wohltätigkeit beschränkt sich nicht auf das Stricken wollener Kleider für die armen Leute — strickende Gräfinnen und Baroninnen begegnen sehr häufig in der Ebnerschen Dichtung — sondern persönlich besucht sie die Stätten des Elends, die Armen und Kranken, tritt auch wohl einmal in die Dorfschule ein und führt überhaupt ein tätiges und der Übung der Nächstenliebe gewidmetes Leben. Ihr Mann tut sein möglichstes, auch mit Vernachlässigung des eigenen Vorteils seinen Bauern zu Wohlstand zu verhelfen oder wenigstens die bitterste Armut von ihnen abzuwehren.

Wien findet jeden Winter die Blüte des Adels vereinigt. Dort sah Ebner-Eschenbach in der großen Gesellschaft die berühmten Wiener Komtessen, die, sorgfältig betreut vom ersten Atemzug an, stets behütet vor dem Anblick des Häßlichen und Schlechten, aufgewachsen in Unkenntnis des Elends und der Schuld, dort in das Leben eingeführt werden. Aller mädchenhaften Befangenheit bar, sind ihre Reden frei und derb, sie zeigen Begeisterung für englische Sitten und Gebräuche, verstehen sich gut auf Pferde und Hunde und ... sind dabei einfach reizend (E. 2. Bd. 226 und 8. Bd. 65).

Daneben die jungen angehenden Staatsmänner, Botschafter, Minister, Marschälle, die in die Welt

treten wie „Könige in ihr Reich“. „Die Burschen sind alle nach demselben Rezepte eingetunkt und steif glaciert in Elegance“ (E. 2. Bd. 227).

Und dann die Mütter, die auf dem Balle kaum ihre Tanzlust bezwingen können, sich aber schämen vor ihren Töchtern; oder auf die ihnen so notwendige Ruhe und Bequemlichkeit verzichten und manche Nacht auf dem Balle durchwachen, immer auf dem Eroberungszug nach einem Schwiegersohn.

Wie spöttisch die Worte der Dichterin über das gesellschaftliche Leben oft klingen mögen, sie hat doch ein offenes Auge für das viele Gute in den Menschen ihres Standes. Die Reden der Komtessen sind zwar derb, aber doch harmlos. Sie weiß, daß sich unter den „Faxen“ der jungen Leute viel Bravheit, Tüchtigkeit, Mut und auch Talent verbirgt.

Was Tante Dolf (Unsühnbar) von ihrem Großneffen sagt, kann man auf manches von den Aristokratenkindern anwenden: „Aus reiner, gesunder Rasse .... weiß nicht, was Furcht ist und nicht, was Geiz ist, schlägt drein, wenn's gilt, und gibt wenn's gilt, das Hemd vom Leibe“ (E. 2. Bd. 311). Aus altadeligem Geschlechte stammen und „eine gemeine Seele“ haben, gilt für Ebner-Eschenbach als Ausnahmefall.

Schade nur, daß die Seele im gesellschaftlichen Leben so wenig Gelegenheit hat, sich zu zeigen. Das Märchen von dem schlaflosen König, das der Dichterin auf dem Heimwege aus einer großen Gesellschaft einfiel, ist eine Verspottung der leeren Salongespräche der Weltleute (E. 12. Bd. 92). Der kleine

Einakter „Die Veilchen“ ist eine gutmütige Satire auf den unwahren Ton, der im gesellschaftlichen Leben herrscht, wo man einander angenehme Unwahrheiten sagt und das liebenswürdig nennt.

Über ihre ersten Erfahrungen in der großen Welt schreibt die Komtesse Paula: „Ich lernte viele Menschen kennen, und was mir am meisten auffiel, war bei der Quantität die Gleichartigkeit der Qualität ...; wenn man die Seelen aller dieser Damen und Herren (besonders der Herren) ihrer Körper entkleiden und frei herumlaufen lassen könnte, so wäre es mir nicht möglich, eine von der anderen zu unterscheiden“ (E. 4. Bd. 340).

Schlimmer, ja unverzeihlich ist in den Augen der Ebner-Eschenbach das Kliquenwesen in der großen Gesellschaft; viele kleine, streng abgeschlossene Kreise im großen Kreis. „Aus den kleinen Kreisen gucken sie hinüber, herüber, mißtrauen, lästern, ziehen sich zurück in ihren Bau, aber mit einer Beute, irgend einem Klatsch, irgend einer lächerlichen Empfindung“ (E. 5. Bd. 27).

In all ihren Schloßgeschichten hat die Ebner die österreichische Aristokratie der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts vor Augen. Immer wieder hält sie dabei an der hohen Auffassung vom Adel fest. In den ersten Werken verkündet sie diese in belehrendem Ton, in den späteren mehr durch den Edelmann, so wie sie ihn wünscht und so wie sie ihn nicht wünscht darzustellen. Manchmal nahmen ihr Standesgenossen, mehr noch Standesgenossinnen diese Bestrebungen übel. „Was haben wir ihr getan,

daß sie uns haßt?" fragen sie (E. 12. Bd. 105). Daß sie ihnen aus Liebe predigte, merkten sie nicht.

„Mir wurde übelgenommen
Daß ich die Muschi schrieb,
Ich tat's den Muschis zu frommen
Und ihnen auch zulieb" (E. 12. Bd. 115).

Ja, auch zulieb! Ebner-Eschenbach war Aristokratin im echtesten, edelsten Sinne des Wortes, und es tat ihr leid, daß so viele Adelige ihres Standes unwürdig lebten. Eine Verspottung ihres Standes kam ihr nie in den Sinn, nur wollte sie mit allen zu Gebote stehenden Mitteln ihnen das Wort einschärfen, das man als Motto über ihre Schloßgeschichten schreiben könnte: Noblesse ist nicht anderes als eine bis zum Äußersten getriebene Rechtschaffenheit.[5*]

2. Der Bauer.

Als Mitglied des Adels konnte Ebner-Eschenbach diesen Stand in all seinen Gliederungen und in allen Verhältnissen vorführen. Den Bauer betrachtete sie nur als Außenstehende. Dennoch ist uns in ihren Erzählungen ein genaues Bild des bäuerlichen Lebens, der alten Sitten und Gebräuche und des Volkscharakters gegeben.

Der Geburtsort der Dichterin ist Zdislawitz in der fruchtbaren Hanna, am Fuße des Marsgebirges. In dieser Gegend spielt ihre größte Dorfgeschichte „Das Gemeindekind" (1886). Auch die meisten anderen Dorfgeschichten haben Mähren als Schauplatz

[5*] Bettelheim 258.

„Božena" (1876), „Die Freiherren von Gemperlein" (1879), „Unsühnbar" (1889), „Bei meinen Lands⸗leuten" (nach 1893), „Bertram Vogelweid" (1895), „Ein Verbot" (1896). Zwei andere Novellen, „Die Totenwacht" (1893) und „der Erstgeborene" (1901), spielen in einem Grenzland Mährens, im Marchfeld und in der Slowakei.

Die Dorfgeschichten, mit Ausnahme von „Un⸗verbesserlich" (1909) sind alle vor oder um 1900 ge⸗schrieben. Die Zustände, die uns die Dichterin vor⸗führt, beziehen sich alle wieder auf die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Nur die erschütternde Erzählung „Er laßt die Hand küssen" (1886) be⸗schreibt Zustände vor dem Jahre 1848.

Größere Landschaftsschilderungen fehlen in der Ebnerschen Dichtung fast ganz. Ein Bild der mähri⸗schen Landschaft ist aber doch aus mehreren kleinen Zügen zusammenzustellen. Die Gegend ist nirgends ganz flach, die Ebene erhebt sich langsam gegen das Marsgebirge, das, mit Wäldern bedeckt, einen dunklen Hintergrund bildet. In der Nähe des Gebirges gleicht die Landschaft mit ihren Baumgruppen, ihren Weihern und ihren munter rauschenden Bächlein einem gut gehaltenem Parke. Sonst kann die Gegend auf Schönheit keinen An⸗spruch erheben. Sie ist ebenso fruchtbar wie unmale⸗risch, erinnert an „ein nichtssagendes, aber vor Ge⸗sundheit strotzendes Gesicht" (E. 1. Bd. 319).

Getreidefelder, kräftiges Weideland, auf dem schöne Rinder grasen, Obstbäume, mit Früchten über⸗laden, üppige Wiesen mit zahllosen Gänsen, hie und

da ein Wäldchen, einige Hügel, am Horizont die fast gerade Linie der grünen Bergesreihe, das ist das Bild der mährischen Landschaft. Etwas Großartiges hat sie nicht (E. 2. Bd. 191; 3. Bd. 167; 9. Bd. 175; 10. Bd. 312; 12. Bd. 247; 320).

Der Boden ist lehmig, der Regen verwandelt ihn in einen zähen Brei, der einem bis zu den Knien geht. Bleibt der Regen aber längere Zeit aus, was manchmal vorkommt, so bedeutet das für die kleinen Bauern Armut.

Von dem fruchtbaren mährischen Boden sagte J. J. David einmal: „Man möchte sie aufs Brot strei=chen und essen, diese Erde".[6] Ebner=Eschenbach findet einen anderen nicht weniger drastischen Ver=gleich: „so aromatisch wie Spaniol ... Schnupfen könnt' man diese Erde" (E. 3. Bd. 245).

Auf dieser fruchtbaren Erde gedeiht der Wei=zen, an einigen weniger fruchtbaren Stellen Hafer oder Gerste. Außerdem eignet er sich gut für Obst=bau: Pflaumen, Kirschen, Birnen, Äpfel (E. 1. Bd. 197 und 187; 3. Bd. 244). Auch Viehzucht wird ge=trieben; häufig erwähnt werden Rinder, Pferde und Schafe (E. 1. Bd. 145; 3. Bd. 162 u. 244; 10. Bd. 312).

Ebner=Eschenbach erzählt in ihrer Autobiogra=phie von ungarischen Ochsen, die zur Mast nach Zdislawitz geführt wurden (E. 12. Bd. 206). Die Zdislawitzer Schafzucht nahm unter dem Großvater der Dichterin einen großen Aufschwung, ging aber im Zeitalter der überseeischen Wolle zurück. Für die

[6] J. J. David, Gesammelte Werke, herausgegeben von Ernst Heilbronn u. Erich Schmidt, München 1907/1908, 3. Bd. 99.

Pferde besaß jedes Dorf eine gemeinsame Hutweide, die u. a. im „Gemeindekind" eine Rolle spielt (E. 1. Bd. 50). Nicht zu vergessen sind die unüberseh-baren Gänseherden. Dieses „Haustier ohne Furcht und Tadel", dieser mährische Schwan, auf einen Tiger würde sie losfahren, mit vorgestrecktem Halse, mit zornig wackelndem Schwanze. „Das härteste Schicksal trifft sie, beugt sie aber nicht" (E 3. Bd. 163; 10. Bd. 312; 12. Bd. 320).

Zu jedem herrschaftlichen Gut gehört der Wald. Buchen, Eichen, Erlen und Linden bilden den Wald-bestand. Für die Dorfbewohner ist der Wald Nähr-vater und Lieblingsaufenthalt zugleich. Er liefert ihnen Holz, Streu und Gras und ab und zu einen Braten. Er ist das Stelldichein der Liebenden und die Wonne der Wilddiebe. Waldfrevel spielt keine ge-ringe Rolle in den Ebnerschen Dorfgeschichten. Im Sommer locken obendrein die Erdbeeren die armen Leute in den Wald. Der Kampf zwischen den Dorf-leuten und dem Forstamt wird geschildert in dem kleinen Kulturbild „Ein Verbot" (1896).

Die Bewohner dieses fruchtbaren Landes wohnen in kleineren Orten zusammen. Bei der Beschreibung eines solchen Dorfes nimmt der Dorfteich einen großen Raum ein. In jedem Dorf trifft man einen an, er ist ob trüb, ob hell, „das Juwel des Dorfes, der Vergnügungsplatz der bäuerlichen Jugend und des schwimmkundigen Federviehs" (E. 3. Bd. 351).

Die größeren Dörfer haben eine eigene Kirche und Schule, die Bewohner der kleineren Ortschaften müssen dazu nach dem benachbarten Dorfe. So war

z. B. der Geburtsort der Ebner-Eschenbach, Zdislawitz, in das benachbarte Dorf Hostitz eingepfarrt. Ein Postamt hatten die kleineren Dörfer auch nicht. Ebner-Eschenbach erwähnt noch die Zeit, in welcher der Bote zweimal wöchentlich vier Stunden weit pilgern mußte, um die für Schloß und Dorf Zdislawitz bestimmten Postsendungen abzuholen.

Die Verwaltung des Gemeinwesen ruhte in den Händen des Bürgermeisters mit seinem Gemeinderat. Bürgermeister war entweder der Schloßherr oder einer der ansehnlichsten Bauern, doch ragte auch dieser nur ausnahmsweise unter den übrigen Bauern an Bildung hervor. Von den Gemeinderäten weiß die Dichterin nicht viel Gutes zu erzählen; stumpfe Gleichgültigkeit, Gehässigkeit, Rohheit und Gewissenlosigkeit herrschen oft unter ihnen (E. 1. Bd. 158; 2. Bd. 89). Auch die Gemeindepolizei zeigt sich in den Ebnerschen Novellen in einem ungünstigen Lichte. Bei einer gewaltigen Prügelei gönnt sie der Masse volle Freiheit, sich auszutoben und hat zum Lohn für diese Klugheit am nächsten Morgen das ganze Dorf auf ihrer Seite (E. 1. Bd. 9). Frevel an fremdem Eigentum läßt sie in aller Seelenruhe geschehen (E. 3. Bd. 352).

Die Autoritäten sind neben dem Bürgermeister der Pfarrer, der Arzt, der Lehrer, der Schloßverwalter, der Förster. Auch unter der übrigen Bevölkerung gibt es noch verschiedene Schichten. Die wohlhabenden Bauern wohnen auf prächtigen Höfen. „Das Haus wäre mir sogar lieber als das gräfliche, zugige Schloß", sagt der Arzt von Mašlans Hof (E. 5. Bd.

151). Vor dem Hause liegt das Vorgärtchen, mit Blumen und Gemüsebeeten, umgeben von einem netten Lattenzaun. Neben der buntbemalten Haus⸗tür die Fenster mit blinkenden Scheiben und vor⸗springenden Simsen, auf denen ein bunter Flor von Rosen, Geranien und Nelken das Auge erfreut. Das Dach ist mit Schieferplatten gedeckt. Vom Hause getrennt liegen die Scheunen und Ställe, hinter dem Hause der große Obstgarten. Über dem Ganzen liegt ein Anstrich von ruhigem Behagen (E. 3. Bd. 359; 5. Bd. 169; 7. Bd. 13).

Über das Innere des Hauses vernehmen wir nichts. Die Dichterin scheint davon weniger zu wis⸗sen. Nur in ärmliche Hütten, die sie wohl manchmal besucht haben mag, läßt sie uns hier und da einen Einblick tun (Mašlans Frau und Gemeindekind).

Die reichen Bauern halten sich völlig fern von den ärmeren Dorfbewohnern, von den Taglöhnern auf der Fabrik, den Feldarbeitern, den Dienern auf dem herrschaftlichen Gute. Als der reiche Bauern⸗sohn Alois es wagt, mit der Tochter der Waschfrau zu tanzen, ruft ihn sein Vater sofort vom Tanzboden weg (E. 4. Bd. 167).

Gelegentlich schildert uns die Dichterin die Sit⸗ten und Gebräuche des Dorflebens. Am Kirchweih⸗fest findet sich die ganze Einwohnerschaft vor der Kirche zusammen. Die Schloßherrschaften kommen in stattlichem Aufzug zur Kirche gefahren. Der Pfar⸗rer erscheint an der Kirchentür und reicht das Weih⸗wasser. Nach den Schloßbewohnern ziehen die Bauern in die Kirche, erst die Männer, dann die

weiblichen Dorfbewohner, die jungen Mädchen an der Spitze. Jean Paul erwähnt dieselbe Reihenfolge als altdeutsche Sitte. „Die Mädchen gehen vor der Mutter", sagt er, „wahrscheinlich weil man sie weniger aus den Augen zu lassen hat".[7]

Bei einer anderen Gelegenheit wird uns ein Hochzeitszug von vierzehn Fahrzeugen geschildert. Voran der Leiterwagen, beladen mit der Aussteuer der Braut: unzählige hochaufgeschichtete Kisten und Federbetten, eine zitternde Pyramide, auf der zwischen Himmel und Erde eine wuchtige, derb geschnitzte Wiege schwankt. Die Braut mit ihren acht bauschigen Röcken sitzt neben einem Spinnrad mitten im Brautwagen. Die sie umgebenden Mädchen singen herzzerreißende Lieder, damit die Tränen der Braut auf dem Wege zur Kirche nicht versiegen können. Dann folgt der Wagen des Bräutigams mit den offiziellen Spaßmachern, die den Bräutigam zum Lachen bringen sollen. Das halbe Dorf wohnt im Wirtshause dem Hochzeitsfeste bei, das gewöhnlich mit einer großen Prügelei endet (E. 4. Bd. 170 f.; 1. Bd. 9).

Das Programm bei dem feierlichen Empfang der neuvermählten Schloßherrschaft ist unveränderlich; es gehören dazu, Triumphbogen, Ansprachen, Geschenke, bestehend aus Brot und Salz, Eiern, Hühnern, Enten, Gänsen und einem riesigen Säugling aus Lebkuchen in farbigen Wickeln und garnierter Haube, Böllerschüsse und Vivatrufe (E. 2. Bd. 189).

[7] Jean Paul, Werke, 55.—58. Teil, 148.

Die alte hannakische Tracht wurde nur noch in der Jugendzeit der Dichterin allgemein getragen, später bloß bei feierlichen Anlässen. Am Hochzeitstage trägt der reiche Bauernsohn grüne Jacke, rote Lederhose, einen Hut mit flatternden Bändern, die Frauen ein buntes, künstlich geknüpftes Kopftuch mit langen Fransen, weiße Halskragen, mit Flittern benähte Leibchen, gesteifte und geplättete Röcke, Schaftstiefel (E. 4. Bd. 170; 12. Bd. 185).

Eine gewisse angeborene Grazie ist unter diesen slawischen Bauern nichts Seltenes. Der Maler, der eine Rundreise durch Mähren macht, nennt den Menschenschlag „nicht übel“ (E. 1. Bd. 319). Die Dichterin hebt besonders die Schönheit vieler junger Leute hervor. Die Mädchen sind schlank und geschmeidig, feingliederig, zierlich und anmutig, als ob „ihre Wiege am Ganges gestanden hat.“ Sie haben schöne, braune Gesichter, rabenschwarze oder schwarzbraune Augen, eine „landesübliche“, etwas zu kurze Nase, volle, rosige, etwas schwellende Lippen, blendend weiße Zähne. Nur vereinzelt begegnet eine blonde Schönheit, meistens haben sie dunkelbraune Haare. Die Burschen sind stämmig und breitschultrig, auch unter ihnen finden sich prächtige Gestalten (E. 4. Bd. 216 f.; 1. Bd. 8 und 320; 3. Bd. 12; 5. Bd. 170, 81, 153; 6. Bd. 87; 9. Bd. 211; 10. Bd. 10).

Diese slawische Schönheit ist jedoch früh verblüht. Daß die dreißigjährige Anna (Totenwacht) sich trotz vieler Arbeit und Entbehrung ihre schlanke, geschmeidige Gestalt und ihr schönes Gesicht erhalten hat, hebt die Ebner als eine Ausnahme hervor (E. 5. Bd. 79). Besonders die alten Weiber

sind oft von einer megärenhaften Häßlichkeit (E. 4. Bd. 269; 10. Bd. 344, 349).

Die einzelnen Charakterzüge und die Eigenart dieser tschechischen Bauern sind in der Ebnerschen Dichtung scharf ausgeprägt.

Der Bauer ist fromm. An Sonn- und Festtagen wird nicht gearbeitet, das ganze Dorf zieht dann in höchstem Staat zur Kirche, nur die Alten und Gebrechlichen, die sich nicht mehr zur Kirche schleppen können, bleiben zu Hause. Überall an den Wegen stehen Kruzifixe, Statuen der Mutter Gottes, der heiligen Anna oder des heiligen Johannes Nepomuk. Im Vorbeigehen entblößen alle das Haupt; die älteren Bauern und Bäuerinnen, die mit schweren Grasbündeln auf dem Rücken vom Acker heimkehren, steigen, so müde sie sind, die Stufen des Standbildes hinan und küssen den halberloschenen Namen Jesu auf dem Sockel. Die Kinder grüßen mit einem „Gelobt sei Jesus Christus". Ausrufe wie „Herr Jesus", „Jesus, Maria, Josef" haben viele zu gelegener und zu ungelegener Zeit im Mund. Um eine Gunst des Himmels zu bekommen, ziehen sie zu allen Wallfahrtsorten und lassen den lieben Gott nicht in Ruhe.[8] Auch die auf dem platten Lande häufig vorkommenden Eigennamen mit Buh = Gott, zeugen von einer patriarchalischen Frömmigkeit[9] (E. 1. Bd. 202; 2. Bd. 110; 3. Bd. 168, 195, 352; 4. Bd. 132, 164; 6. Bd. 41; 9. Bd. 202; 10. Bd. 24; 12. Bd. 213, 323).

---

[8] Nationale Heiligtümer, wohin im ganzen Sommer Wallfahrten ziehen, sind Welehrad bei Kremsier, das Heiligtum der heiligen Zyrill und Method und der Heilige Berg bei Olmütz.

[9] Vgl. Božena = Gott-Frau (In Gottes Schutz stehende Frau); Bohuslav = Gott-lob; Bohumil = Gott-lieb; Bohumir = Gott-fried.

Der Glaube der Bevölkerung ist mit einem großen Aberglauben gemischt. Manches Dorf hat noch seine Hexe, von der man glaubt, daß sie auf einem Besenstiel herumfährt, den Teufel beschwören oder dem Vieh und den Feldfrüchten Schaden zufügen kann (E. 4. Bd. 200; 10. Bd. 216). Der Lehrer in Soleschau (Das Gemeindekind) ist als Hexenmeister verschrien, weil er drei Tage scheintot gewesen ist. Da hat er einen Blick in die Hölle getan und dem Teufel eine Menge abgelernt. Diese Erzählung spielt nach Angabe der Verfasserin nach dem Jahre 1860! (E. 1. Bd. 1, 27, 129). Die Kurpfuscherei, von alten Weibern getrieben, unterstützt den Hexenglauben (E. 1. Bd. 97).

Hexengeschichten und alte Märchen erzählt man einander gern, und es sind nicht nur kleine Kinder, die glauben, daß der weiße Stein auf der Hutweide bei Trawnik der versteinerte Schlangenkopf des berüchtigten „žla hlava“ sei (E. 12. Bd. 189 f.).

Liebe zur Musik und zum Tanzen liegt den Leuten im Blute. Bei Festen tanzt man die ganze Nacht hindurch. Die Lieder, die gesungen werden, sind oft melancholischer Art. Die Hannaken, angrenzend an die Slowaken und die Polen, sind die östlichsten Tschechen und in ihrer Gemütsart melancholischer als etwa die Tschechen in Böhmen.

Die Bauern sind durchweg gutmütig; das hindert aber nicht, daß plötzliche heftige Ausbrüche eines lange unterdrückten Hasses vorkommen. Wenn in dem Gemeindekind Pavel einmal die Erinnerung an alles, was er erduldet hat, aufsteigt, da kommt es zu einem stürmischen Ausbruch seines Hasses (E. 1. Bd.

164). Auch in Mischka (Er laßt die Hand küssen), der jeden Tag gesehen hat, wie der Vater die Mutter schlug, lodert auf einmal beim längst gewöhnten Anblick ein unbezwinglicher Zorn empor, und er nimmt gegen den Vater Partei (E. 4. Bd. 269).

Einen Widerspruch sieht die Dichterin zwischen der gewöhnlichen Gutmütigkeit der Dorfbewohner und ihrer fast naiven Grausamkeit den Tieren gegenüber. Sie gibt uns davon einige entsetzliche Beispiele (E. 6. Bd. 46; 10. Bd. 312; 2. Bd. 49).

Die Tierliebe der Ebner-Eschenbach ist wohl einer ihrer auffälligsten Züge, der sich an mehreren Stellen ihrer Werke am ergreifendsten in der Hundegeschichte „Die Spitzin" kundgibt. Mit wenigen schlichten Worten weiß sie in dieser Novelle das Mitgefühl der Leser für die arme Hündin zu erwecken. „Sie lief nur noch auf drei Beinen und hatte nur noch ein Auge. Ein Fußtritt des erstgeborenen unter ihren Peinigern hatte sie krumm, ein Steinwurf sie halb blind gemacht" (E. 5. Bd. 268).

Das mitleidsvolle Herz der Dichterin empörte sich und regte sie an, gegen solche Grausamkeiten Stellung zu nehmen. Übrigens ist auch in dieser Hinsicht der Einfluß Schopenhauers (Vgl. 7. Kapitel dieser Arbeit) nicht ausgeschlossen. Schopenhauer war einer der ersten, der in Deutschland seine Stimme gegen die häufig vorkommende Tierquälerei erhob. „Mitleid mit Tieren hängt mit der Güte des Charakters so genau zusammen, daß man zuversichtlich behaupten darf, wer gegen Tiere grausam ist, kann kein guter Mensch sein".[9*]

[9*] Schopenhauer, Werke, 3. Bd. 712.

Das Beispiel, das Schopenhauer anführt von der Reue eines Jägers über das Erschießen eines Mutter=Elefanten, sobald er die hilfsbedürftigen Jun=gen entdeckt,[9**] übernimmt Ebner=Eschenbach in ihrer Novelle „Komtesse Paula". Diese erblickt, nach=dem sie durch einen „kapitalen" Schuß eine Geiß getötet hat, am Rande des Gehölzes ein Kitzlein. Ihr Schmerz und ihre Reue bringen sie zu dem Ent=schluß, nie mehr auf die Jagd zu gehen (E. 4. Bd. 336). Einen großen Widerwillen gegen das Schießen auf etwas Lebendiges zeigt auch Maria Dornach (Unsühnbar). In dergleichen Fällen spüren wir je=doch nicht so stark die Empörung der Dichterin, wie bei der grausamen Tierquälerei unter den Bauern.

In dieser Hinsicht zeigt ein anderer aristokrati=scher Dichter dieser Zeit, der dem benachbarten Schlesien entstammende Emil von Schönaich=Caro=lath, eine auffallende Verwandtschaft mit Ebner=Eschenbach. Seine Tierliebe gibt sich am stärksten kund in der Novelle: „Der Heiland der Tiere" (1896)[10], in der bei einem Menschen mit einer unge=wöhnlich großen Liebe für Tiere, die Grausamkeiten der Bauern in Welschtirol eine geistige Störung zur Folge hat. Schließlich durchleidet er um der Tiere willen eine seltsame Passionsgeschichte. Obgleich das Vorkommnis völlig romantisch ist, will der Dichter nicht, daß das Geschehen dem Leser übertrieben, krankhaft oder unwahrscheinlich erscheint und gibt der Erzählung ein durchaus realistisches Gepräge.

Sowohl den Tiroler Bauern, die Schönaich=

[9**] Ebda.

[10] Schönaich-Carolath, Werke, 6. Bd. 121 ff.

Carolath vorführt, wie den slawischen Bauern der Ebnerschen Dichtung erscheint Liebe zu Tieren unverständlich und lächerlich.

Mitleid ist den Bauern überhaupt fremd. Am stärksten geht das hervor aus dem Benehmen den armen Gemeindekindern gegenüber. Pavel das Gemeindekind wohnt bei dem Verrufensten des ganzen Dorfes. „Freilich", sagt die Dichterin, „wenn die Gemeinde sich den Luxus eines Gewissens gestatten dürfte, würde es gegen dieses Auskunftsmittel protestieren" (E. 1. Bd. 15 f). Nicht viel besser geht es dem Findling Provi (Die Spitzin) in dem Dorfe, „wo die Barmherzigkeit nicht zuhause war". Der Armselige lebte vom Abhub, kleidete sich in Fetzen, ging barhäuptig und barfüßig, wurde geprügelt, verachtet und gehaßt (E. 5. Bd. 266).

Diese Unbarmherzigkeit ist oft eine Folge des Geizes. Sparsamkeit kennen die meisten zwar nicht, aber Freigebigkeit ebensowenig. Freiwillig geben sie nichts her.

Mit der Habsucht hängt der in jedem Dorfe häufig vorkommende Diebstahl zusammen. „Wann werden die Leute endlich lernen, daß ein Unterschied ist zwischen mein und dein?" fragt Graf Sonnberg ärgerlich (E. 3. Bd. 360).

Die Arbeit der Bauern ist schwer, sie füllt den ganzen Tag aus. Sobald sie für sich selbst arbeiten, zeigen sie oft eine große Arbeitslust und Ausdauer. Das arme Gemeindekind Pavel arbeitet sich durch ununterbrochenen Fleiß zu einem der angesehensten Männer im Dorfe empor. Der Schmied Christian (Bei meinen Landsleuten) muß sehen, wie bei seiner

Abwesenheit die ganze Wirtschaft verlottert ist. Auf Hilfe und Beistand hat er bei niemand zu rechnen, und er rechnet auch nicht darauf. Langsam, mühsam bringt er selbst durch eisernen Fleiß sein Geschäft wieder herauf und macht sich zu einem wohlhabenden Manne.

Durch ihre Ausdauer und Standhaftigkeit waren auch die Soldaten aus der Hannakei bekannt. Ihre Regimenter gehörten in der Armee zu den beliebtesten, sie standen wie die Felsen.

Oft aber treten bei dem Menschenschlag, den Ebner-Eschenbach uns vorführt, auch die défauts des qualités mehr in den Vordergrund und wird die Standhaftigkeit zur Starrköpfigkeit. Dann zeigen die Bauern ihren mährischen Dickschädel, wie etwa Mašlan und seine Frau, die trotz ihrer großen Liebe zu einander bis in den Tod getrennt leben, weil sie ihren sogenannten heiligen Schwur, einander nicht zuerst zu rufen, halten wollen (Mašlans Frau). Der neue Pfarrer mag sagen: „Stützköpfe bringt man zurecht", der alte Arzt weiß es besser und verbirgt nur mit Mühe bei dieser Äußerung ein Lächeln (E. 5. Bd. 154). In der Novelle „Die Unverstandene auf dem Dorfe" fehlt wenig, so würde der Starrsinn zwei sich liebende junge Menschen auf ewig trennen.

Müssen die Bauern für andere arbeiten, so legen sie oft eine große Faulheit an den Tag, die von der Dichterin meistens in ironischer Weise hervorgehoben wird. „Sie kamen zu einem Weizenfelde, wo eben geschnitten wurde; sechs Schnitter waren dabei beschäftigt, das heißt, zwei mähten, zwei schliffen ihre Sensen und schnupften dazwischen mit großer

Umständlichkeit, zwei tranken Branntwein" (E. 10. Bd. 280). Die Gärtnergehilfen in Schloß Soleschau glaubten, viel zu leisten, weil sie zum Rechen griffen und mit ihm auf dem Wege herumscharrten, sobald sie die Schloßfrau erblickten. Den Rest des Tages lagen sie im Grase, tranken Schnaps und rauchten zuweilen, meistens jedoch schliefen sie (E. 1. Bd. 54).

Den Herrschaften gegenüber zeigen die älteren Bauern eine kriecherische Dienstfertigkeit und Untertänigkeit, die oft einen tief eingewurzelten Haß und Neid verbergen muß. Feindschaft zwischen Schloß und Dorf ist nichts Seltenes. Meistens rührt sie her von der Zeit, wo der Schloßherr noch unbeschränkte Macht über seine Bauern besaß. Die Folge ist, daß sie jetzt, da sie frei sind, lieber zugrunde gehen als einen Rat des Schloßherrn zu befolgen und all seine Wohltaten mit Undank belohnen (E. 2. Bd. 336; 10. Bd. 332). Von dem Verhältnis zwischen Schloß und Dorf Wolfsberg (Unsühnbar) heißt es: „Was sich an Nörgeleien erdenken läßt, tat man einander gegenseitig an" (E. 2. Bd. 336). Ähnliche Zustände bestehen in der Novelle „Die arme Kleine", wo der Haß der Dorfleute vom Schullehrer fortwährend genährt wird.

Das jüngere, mehr aufgeklärte Geschlecht zeigt auch im äußeren Benehmen keine Untertänigkeit und Ehrfurcht mehr. Ein treues Beispiel der veränderten Verhältnisse bietet die Art und Weise, wie Großvater, Vater und Sohn den Schloßherrn grüßen. Der Greis nahm „die Pelzmütze vom Kopfe und erhob sich, der Mann blieb sitzen, zog aber den breitkrempigen Hut grüßend ab. Der Jüngling hatte die Arme

gekreuzt, rührte sich nicht und blickte gleichgültig vor sich hin“ (E. 3. Bd. 194).

Aufklärerische Ideen wurden unter den Bauern durch einige herumziehende Sozialisten verbreitet, die den Klassenhaß predigten. „Warum wählt ihr einen Grafen zum Bürgermeister“, fragen sie die Bauern, und da wissen diese nicht, was sie antworten sollen. Ein großes Interesse für Politik zeigen diese Ebner-schen Bauern übrigens nirgends. Es ist ein mehr oder weniger primitives Volk, das, in kleinen Dörfern zusammenwohnend, sich den Ideen, die in der Stadt umlaufen, möglichst fern hält.

Die soziale Lage der Bauern hat sich nach 1848 sehr verbessert. Die Zeit, welche die Metapher von dem an den Pflug gespannten Bauern zur buchstäblichen Wahrheit machte, in der ein Bauer totgeprügelt werden konnte wegen seiner Auflehnung gegen einen grausamen Befehl seines Herrn (vgl. „Er laßt die Hand küssen“), lag in der Hauptschaffensperiode der Ebner-Eschenbach schon mehr als zwei Generationen zurück. Auch war es nach dem Jahre 1848 nicht mehr möglich, daß ein Bauer für die Erntezeit weit anderswohin vermietet wurde und den Boden, auf dem seine eigene ärmliche Ernte reifte, nicht wiedersah, bevor der Schnee ihn bedeckte (E. 4. Bd. 58).

Ebner-Eschenbach hat als Kind ihrer liberal gesinnten Zeit die Abschaffung der feudalen Rechte gelobt. Sie begrüßte 1848 voll Begeisterung „das Anbrechen einer neuen, herrlichen Zeit“.[10*]

Das Elend, das auch nach 1848 oft unter der

[10*] Bettelheim 91.

ärmeren Bevölkerung herrscht, nennt die Dichterin teilweise selbst verschuldet, teilweise ist es eine Folge der jahrhundertelangen Knechtschaft. Der Bauer hat nicht gelernt, sich selbst zu regieren. „Ja, der Bauer ist dumm, aber wodurch soll er denn gescheit werden, wenn er es nicht zufällig von Natur ist? . . . Ja, der Bauer trägt den heute verdienten Groschen heute noch in die Schenke, aber diese Verschwendung kommt von seinem Elend. Das Elend ist nicht sparsam" (E. 4. Bd. 47). „Mit welchem Rechte verlangt man einen Begriff des Rechts von Leuten, die sich immer nur der Gewalt beugen mußten?" (E. 2. Bd. 196).

Auch die Gemeinden sind oft nicht imstande, sich selbst zu regieren. In Soleschau (Das Gemeindekind) kauft die Gemeinde ein Lokomobil für ihre Dreschmaschine, ohne zu wissen, woher sie das Geld nehmen soll. Eine andere Gemeinde will gegen bessere Einsicht und eigenen Nutzen den Wald ausroden.

Die Armut, die Ebner-Eschenbach uns schildert, ist jedoch nicht die große Armut, wie man sie bei den Ostslawen, etwa in Rußland, kennt. Meistens wird sie auch von den bescheidenen Leuten selbst nicht als großes Unglück empfunden.

Die Bedürfnisse dieser Menschen sind nicht groß. Sie stehen dem animalischen Leben sehr nahe und kümmern sich hauptsächlich nur um Essen und Trinken. Daß seine Schwester nur nicht Hunger leidet, ist die einzige Sorge des armen Gemeindekindes Pavel.

Die Frauen sind oft naschhaft. In der Skizze „Bei meinen Landsleuten" erzählt uns die Dichterin

von einem Ehepaar, das aus Armut sein Haus hat verkaufen müssen. Und was tut die Frau, als sie das Angeld bekommen haben? „Was war ihr Erstes? Daß sie sich beim Kaufmann die Spitze von einem Zuckerhut geholt hat, so ein großmächtiges Stück, und dran geleckt und geknuspert hat und ganz stolz durchs Dorf spaziert ist. Den Kindern ist das Wasser im Munde zusammengelaufen" (Bei meinen Landsleuten 203).

Die Männer sitzen abends nach der Arbeit und am Sonntagnachmittag im Wirtshaus und trinken beim Kartenspiel ihr Bier oder ihren Schnaps. Bei der Feldarbeit hat jeder seine Flasche Branntwein unter dem Haufen abgelegter Kleider und tut daraus von Zeit zu Zeit einen Schluck (E. 4. Bd. 260).

Dem Trinken sind viele ergeben. „Sieht einmal einer vertiert aus, ist Branntwein schuld" (E. 5. Bd. 153).

In den Dörfern der Hannakei ist Unsittlichkeit nicht gang und gäbe, wie in den angrenzenden Gebirgsdörfern. „Die Leute heiraten früh, bekommen eine Menge Kinder und bleiben einander treu" (E. 5. Bd. 154). In den Randdörfern wie Sonnberg (Nach dem Tode 1877), wo Wohnungsnot herrscht und deshalb nach den amtlichen Worten des Verwalters „mehrere Personen unterschiedenen Geschlechts in nicht unterschiedenen Lokalitäten" untergebracht werden, kann man von einem moralischen Tiefstand sprechen (E. 3. Bd. 364). Eine Greisin aus Wolfsberg (Unsühnbar 1889) liefert der Schloßherrin alle Geheimnisse der Dorfbewohner aus. Es ist eine haarsträubende Sittengeschichte (E. 2. Bd. 339). Übri-

gens wird es von den Leuten selbst nicht als solches empfunden, sie haben auch in dieser Hinsicht „einen eigenen Standpunkt“ (E. 3. Bd. 364).

Der geschilderte Gesamtcharakter der Bauern in der Ebnerschen Dichtung ist düster. Stanislav Sahánek fragt in seiner abschließenden Betrachtung,[11] ob diese düstere Schilderung und Hervorhebung der Schattenseiten vielleicht einen Grund findet in den erzieherischen Absichten der Dichterin, weil das Auge der Erzieherin eher an den Mängeln als an den Vorzügen haftet. Außerdem, sagt er, war es für eine Aristokratin ein Ding der Unmöglichkeit, sich bis in die letzten Fasern des Charakters des Volkes zu versenken, in seine Gedankenwelt hinabzusteigen, dieses Volk liebevoll aufzufassen. Übrigens nimmt auch Sahánek an, daß von einer nationalen Voreingenommenheit der deutschen Dichterin den slawischen Bauern gegenüber nicht die Rede sein kann.

Es wäre vielleicht besser gewesen, der tschechische Literarhistoriker hätte in dieser Hinsicht den Standesunterschied nicht so scharf betont, denn auch beim Adel hob Ebner-Eschenbach ja wiederholt Schattenseiten hervor. So wie die Dichterin ihre „Komtesse Muschi“ den Komtessen zu Nutz und Frommen schrieb, so heißt es von ihrem „Gemeindekind“, daß sie alles das hineingedichtet habe, was sie guten Menschen ans Herz legen

---

[11] Stanislav Sahánek, Das tschechische Dorf bei Marie von Ebner-Eschenbach (Xenia Pragensia Ernesto Kraus septuagenario et Josepho Janko sexagenario ab amicis collegis discipulis oblata), Pragae 1929, 53 f.

möchte.[12] Zu einer absichtlichen Betonung der Schattenseiten hat das freilich nicht geführt. Ebner-Eschenbach schildert die tschechische Bevölkerung ihrer Heimat so, wie sie diese in allernächster Nähe kennen gelernt hat. Auch Sahánek muß zugeben, daß sich die Schattenseiten bei dem tschechischen Volke tatsächlich vorfinden oder wenigstens im vorigen Jahrhundert vorgefunden haben.

Der tschechische Gelehrte sucht schließlich einen Grund in kompositorischen Absichten, daß sich nämlich die Hauptgestalten von den übrigen Dörflern stark abheben sollen. Dagegen sprechen die Novellen, wo solche Absicht nicht vorliegen konnte, etwa bei der Schilderung der Dorfbewohner in Wolfsberg (Unsühnbar) und die Leute nicht anders, ja wo möglich noch düsterer gezeichnet sind.

Es entspricht wohl mehr den tatsächlichen Verhältnissen, bei den vorgeführten Bauern nicht so sehr von Fehlern und Tugenden zu sprechen, weil wir es hier mit Naturmenschen zu tun haben, die diesen Unterschied selbst meistens nicht machen, meistens auch kein Verantwortlichkeitsgefühl in dieser Hinsicht kennen. Nennt Ebner-Eschenbach z. B. deren Grausamkeit selbst nicht naiv?

In einer späteren Arbeit vergleicht Sahánek die Dichterin mit Ferdinand von Saar in ihrem Verhalten den Tschechen gegenüber. Er nennt beider Standpunkt schwankend und nicht klar.[12*] Ebner-Eschen-

---

[12] Ungedr. Brief an Rodenberg, 24. Oktober 1866

[12*] Stanislav Sahánek, Ferdinand Saar, Brno 1934, 223: „Saar as well as M. Ebner-Eschenbach belongs fully to the

bach ist weder eine Kampfnatur, die in jedem Tschechen einen Gegner sieht, noch ist sie eine tschechische Schriftstellerin, die vorwiegend die Lichtseiten ihres Volkes betont und die Schattenseiten möglichst übersieht. Daher ist es wohl unzulässig, ihren Standpunkt als schwankend und unklar zu bezeichnen.

3. Die Stadt.

Ebner-Eschenbach hat zwar einen großen Teil ihres Lebens in Wien verbracht, sich aber an das Leben in der Stadt nie recht gewöhnen können. „Man ist eben in der Stadt doch ein anderer, viel ärmerer Mensch".[13] An Rodenberg schreibt sie einmal: „Ginge es nach mir, alle, die ich liebe und denen ich das Beste wünsche, müßten weit entfernt leben können vom Getriebe der Städte".[14]

Sie hatte in der Stadt auch nicht so viel Gelegenheit, mit dem Proletariat in Berührung zu kommen, wie auf dem Lande mit den Bauern. Vom Stadtproletariat ist denn auch in ihren Werken nur selten

---

sphere of the Czech-German symbiosis... Although differing greatly from M. Ebner-Eschenbach by his emotional life, he nevertheless shares in general her wavering and not always clear relation to the Czechs". So in dem englischen Schlußwort. In der Untersuchung selbst, die in tschechischer Sprache abgefaßt ist, erkennt Sahánek jedoch, daß beide, Ebner-Eschenbach und Saar, mit Vorliebe den unpolitischen Tschechen ihre Teilnahme geschenkt haben. Vgl. Seite 205 („Ebnerová svou veškerou přízní se klonila k takovým osobám, které se mírumilovně přidržovaly živlu politicky reakčních, a živější národní snahy odsuzovala jako ‚politiku'. A Saar si takové staromilce shromáždil do II. zpěvu „Hermann und Dorothea" a nadepsal jej „Die Alten". Jim náleží také jeho láska".)

[13] Tagebuch, 8. Januar 1910; vgl. Bettelheim 272.

[14] Ungedr. Brief an Rodenberg, 3. Dezember 1909.

die Rede. Maria Dornach (Unsühnbar) bedauert die armen Leute, die in der kalten Winternacht die Straßen fegen, während sie in ihrer Equipage aus dem Theater nach ihrer reichen Wohnung fährt. Ähnliches mag die Dichterin selbst wohl manchmal empfunden haben.

An anderer Stelle schildert sie die drohenden Volkshaufen, die sich um einen durch einen Reichen überfahrenen Knaben sammeln, und die Entrüstung der armen Mutter: „Warum fahren Sie? Müssen doch andere zu Fuß gehen!" „Glauben Sie, daß ich mein Recht suchen möcht'?, ich eine Arme gegen einen Reichen? Glauben Sie, daß ich nicht weiß, wie es zugeht in der Welt?" (E. 8. Bd. 291 u. 292).

Im großen und ganzen kennt Ebner-Eschenbach das Elend der Stadt bloß aus Beobachtungen, die sie bei ihren Gängen durch die Stadt machte. „Du gehst durch die Straßen der großen Stadt, und wenn deine Augen nur offen sind, siehst du in kurzer Zeit das Elend in jeder denkbaren Gestalt, von dem geistigen und moralischen Elend an, das hinter äußerem Glanz verborgen vorbeistolziert, bis herab zu dem Elend des hungernden, vom Tode schon gezeichneten Lasters" (E. 1. Bd. 354).

Etwas eingehender wird dieses Elend geschildert in der Jugendgeschichte Herrn Heideschmieds (Die arme Kleine 1899). Der Vater ein Trunkenbold und Dieb, die Mutter tagsüber in der Fabrik, abends und nachts bei der Arbeit für ihre Kinder. Von diesen Kindern, die allen möglichen schlechten Einflüssen ausgesetzt sind, sterben einige vor Elend und Hunger weg, eins, jung und schön, geht verloren.

Ein anderes Mal ist noch die Rede von einem Fabrikarbeiter, der infolge schwerer Erkrankung entlassen worden ist, und im Schnee tot aufgefunden wird. Die Worte der alten Jüdin bei dieser Gelegenheit, kommen aus dem Herzen der Dichterin: „Es ist nicht recht gewesen von dem Goj in Lemberg, zu verlassen den Mann in seiner Krankheit, der ihm in Gesundheit gedient hat viele Jahre“ (E. 4. Bd. 16).

4. Soziale Auffassungen der Ebner-Eschenbach.

Otto Frommel bezeichnet die „Dorf- und Schloßgeschichten“ der Ebner-Eschenbach geradezu als ein Bekenntnis zum Sozialismus. Doch nennt er diesen Sozialismus ethischer, nicht politischer Natur.[15] Moritz Necker behauptet, daß sie die „Läuterung des bürgerlichen Liberalismus zum Sozialimus“ innerlich mitmachte.[16] Dagegen schreibt H. A. Koller, daß sie durchaus nicht Sozialistin war und sich von sozialistischen Weltverbesserungsträumen fernhielt.[17]

In diesen gegensätzlichen Äußerungen liegt eher eine verschiedene Auffassung des Wortes Sozialistin, als ein Widerspruch vor. Anhängerin einer politischen sozial-demokratischen Partei war Ebner-Eschenbach nie. Es fragt sich nur, ob in ihren Werken die Grundideen des Sozialismus vertreten sind.

Einer der fundamentalen ethischen Gedanken des Sozialismus ist die Gleichwertigkeit aller Men-

[15] O. Frommel, Neue deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung, Berlin 1902, 191.

[16] Necker 103.

[17] H. A. Koller, Studien zu Marie von Ebner-Eschenbach, Diss. Zürich 1920, 19.

schen, die übrigens zu jeder Zeit auch vom Christentum vertreten worden ist. Ebner-Eschenbach verkündet diese Gleichwertigkeit, indem sie sagt, daß es ein verderblicher Wahn ist, daß ein anderer Unterschied bestände unter den Menschen als der, den ein mehr oder minder braves Herz, ein mehr oder weniger klarer Geist zwischen ihnen begründet (E. 11. Bd. 377).

Auf dieser Gleichwertigkeit beruht die Forderung der Sozialisten, die Klassenunterschiede abzuschaffen.[18] So weit geht Ebner-Eschenbach nicht, sie hält auch die Erfüllung dieser Forderung für eine Unmöglichkeit. „Wer Gleichheit zu schaffen verstände, müßte der Natur Gewalt antun können" (E. 11. Bd. 135). Sie spottet sogar über den Sozialismus, der „sein ungeheures Prokrustesbett hinstellt und den Genius und den Trottel, den rastlosen Arbeiter und den Faulenzer, den Aszeten und den Lüstling, nebeneinander einpfercht als Genossen und als gleichwertige Knechte der unumschränkten, unfehlbaren Tyrannin — der Gesellschaft!" (E. 10. Bd. 292).

Sie erkennt ferner eine Existenzberechtigung des Adels an, wenn dieser seine Rechte auf dem Verdienst baut.

Zur Erreichung der verlangten Gleichheit will der Sozialismus Überführung der Produktionsmittel aus dem Privatbesitz einzelner in den gesellschaftlichen Besitz aller.[19] Auch diese Forderung lehnt die

---

[18] Th. Steinbüchel, Der Sozialismus als sittliche Idee (Abhandlungen aus Ethik und Moral, 1. Bd.), Düsseldorf 1921, 198.

[19] Steinbüchel 33.

Dichterin ab. Wohl erkennt sie, daß der Mensch seinem Wesen nach Gemeinschaftsglied ist. „Nichts bist du ohne die andern“ (E. 11. Bd. 130). Mit dem von ihr vielgepriesenen Werke „Die Religion der Moral“ [20] sieht sie das soziale Ideal in der Gleichheit, die darin besteht, daß keiner sich unterfange, einen andern zum bloßen Werkzeug zur Förderung des Eigennutzes zu machen.

Sie verlangt eine menschenwürdige Stellung für den Arbeiter. Das Mittel dazu ist nicht Auflösung aller Dienstbarkeit, sondern in ihrem starken Glauben an das Gute im Menschen baut sie ihre ganze Hoffnung auf der edlen Gesinnung der herrschenden Klasse auf. „Der Arbeiter soll seine Pflicht tun, der Arbeitgeber soll mehr tun als seine Pflicht“ (E. 11. Bd. 125).

Jedem Gutsherrn stellt sie das ideale Menschenpaar Hermann und Maria Dornach (Unsühnbar) oder wenigstens die strengen, aber gerechten Freiherren von Gemperlein als Musterbeispiel hin.

Karl Marx suchte die politischen und religiösen Anschauungen jeder Zeit aus den ökonomischen Lebensbedingungen zu verstehen.[21] Etwas Ähnliches finden wir bei Ebner-Eschenbach, wenn sie die Auffassungen von Sitte und Sittlichkeit bei den armen Bauern aus ihren sozialen Verhältnissen zu verstehen sucht, weil auf fortwährendes Entbehren Stumpfheit folgt (E. 11. Bd. 98). Sie erwartet von einem größeren Wohlstand ein Wachsen der Gesittung (E.

[20] W. M. Salter, Die Religion der Moral. Vgl. Seite 229 ff.
[21] Steinbüchel 36.

12. Bd. 39). Sie sieht aber auch ein, daß es eine entsetzliche Entwürdigung des Menschen wäre, wollte man seinen Charakter allein von ökonomischen Verhältnissen abhängig machen. Übrigens wird dies auch von sozialistischer Seite nicht in diesem Umfang behauptet.[22]

Die Besserung der ökonomischen und gesellschaftlichen Lage der Proletarier ist nach dem Sozialismus deren eigenes Werk. Hierin weicht Ebner-Eschenbach wohl am stärksten von den sozialistischen Auffassungen ab. Sie erwartet von der Gewalt kein Heil. „Wisset, die euch Haß predigen, erlösen euch nicht" (E. 11. Bd. 123).

Die Revolution in Galizien im Jahre 1846 nennt sie traurig, kindisch, fruchtlos.[23] Sie fürchtet sich vor einer Erhebung der Massen, weil der Bedrückten viele, der Bedrücker wenige sind (E. 4. Bd. 62). Die Hunderttausende werden erwachen (E. 4. Bd. 51). Deshalb wendet sie sich an die herrschende Klasse. Ihre Mitglieder dürfen nicht denken, wie der charakterlose Arnold Bretfeld (Wieder die Alte 1886): „Jedem das Seine, Mühsal und Arbeit denen, die dazu berufen sind; Freude, Genuß, göttliches Otium den Erwählten!" (E. 1. Bd. 310). Edle Menschen sehen ihren geistigen wie ihren materiellen Reichtum als ein anvertrautes Gut an (E. 11. Bd. 133).

In dieser Hinsicht stimmen die Auffassungen Schönaich-Caroläths wieder auffallend mit denen der Ebner-Eschenbach überein. In seiner Novelle „Bür-

---

[22] Steinbüchel 240.
[23] Ungedr. Brief an Rodenberg, 6. Februar 1883.

gerlicher Tod“ (1894) betont er ausdrücklich, daß die Sozialdemokratie zu den Weltübeln gehört. Auch er erwartet Hilfe von den Besitzenden, indem sie sich der Enterbten annehmen, von den Regierenden, indem sie den Regierten Opfer bringen. Nicht der Haß, sondern nur die Liebe kann erlösen.“[23*]

Was Ebner-Eschenbach in erster Linie von den herrschenden Klassen erwartet, ist eine sittliche Erziehung des Volkes. Für die materielle Lage beruft sie sich auf die Gerechtigkeit. Der Rat, den der Schulmeister dem Gemeindekinde gibt: „Sorge dafür, wenn du deinen Teller füllst, daß es in deiner Nachbarschaft so wenig leere als möglich gibt“, wird nicht deshalb gegeben, weil der leere Teller des Nachbarn den Appetit verdirbt aus Angst, sondern aus Rechtsgefühl (E. 1. Bd. 189).

Die Hoffnung auf eine bessere gesellschaftliche Lage der Armen und Elenden stützt sich bei Ebner-Eschenbach nicht auf eine künftige sozialistische Gesellschaft ohne Klassenunterschied. Sie hat mit dem Sozialismus nur die allgemeine rein humane Tendenz gemein, die auch das Christentum vertritt, aber keinen eigentlich marxistischen Gedanken. Um einem Mißverständnis vorzubeugen, wäre es also besser, sie nicht Sozialistin zu nennen.

Wir können sie aber ebensowenig zu den christ-

[23*] Schönaich-Carolath, Werke, 7. Bd. 81 und 84; 3. Bd. 129. Es wäre sehr gut möglich, daß Schönaich-Carolath in seinen späteren Werken, besonders in der Novelle „Bürgerlicher Tod“ von Ebner-Eschenbach beeinflußt ist. An mehreren Stellen dieser Arbeit wurden auffallende Übereinstimmungen festgestellt. Vgl. Seite 157, 172, 186 f., 188 f., 192 f., 231, 236.

lichen Sozialreformatoren rechnen. „Die christliche Sozialarbeit gründet sich auf Gott und unterscheidet sich dadurch in der letzten Gesinnung von jener Sozialarbeit, die nur aus Humanität, nur aus zeitlichen und irdischen Menschheitsinteressen geleistet wird“.[24]

Eine solche finden wir bei der Ebner-Eschenbach. Große, häufig wörtliche Übereinstimmung besteht zwischen ihren Ideen und denen in Salters „Religion der Moral“, einem Werk, das auch in anderer Hinsicht großen Einfluß auf sie ausübte.[25] Salter sucht die Lösung des sozialen Problems außerhalb des Christentums, „in einer Idee, in einem Grundsatz, und in Personen, soweit sie von dieser Idee und diesem Grundsatz durchdrungen sind“. Diese Idee ist, daß alle Menschen ein gleiches Lebensziel haben und daher heilig und unverletzlich zu behandeln sind. Die Ursünde gegen dieses höchste Gesetz ist es „gesondert und individueller Laune zu leben“,[26] und zu glauben daß man nicht verpflichtet sei, für andere zu sorgen.

Von diesen Grundsätzen ließ Ebner-Eschenbach sich hauptsächlich leiten. Sie sind weder spezifisch christlich, noch im engeren Sinne sozialistisch zu nennen.

Hierdurch unterscheidet sie sich von Schönaich-Carolath, der in seinen späteren Werken eine ausgesprochen christliche Gesinnung zeigt und von einer

---

[24] Schwester Maria von Weichs zur Wenne, Christliche Sozialarbeit (Deutsches Adelsblatt, 49. Jahrg.), Berlin 1931, Nr. 46.

[25] Vgl. Seite 80, 185, *229* ff.

[26] Salter 183 und 146.

Rückkehr zu Gott alles Heil erwartet. „Von der schiefen Ebene vermögen wir uns nur durch Selbsterkenntnis zurückzuarbeiten; das deutsche Volk muß sich einigen in einer gewaltigen, anhaltenden Aufwärtsbewegung zu Gott auf allen Gebieten und in allen Schichten." „Der christliche Geist allein bringt andere, gute, helfende Geister mit sich".[27]

Nach ihrer innerlichen Rückkehr zur katholischen Kirche, im Jahre 1903, wird die Dichterin vielleicht auch ihre sozialen Anschauungen im Sinne der Kirche geändert haben. Für die Werke nach 1900 kommt jedoch die soziale Frage kaum mehr in Betracht. Wohl aber bleibt das Mitleid rege in der Dichterin und auch ihre eigene karitative Arbeit ruht nicht. Sie fügt in dieser Zeit ihr Gebet hinzu: „Ich bete um Liebe in den Herzen der Menschen".[28]

---

[27] Schönaich-Carolath, Werke, 7. Bd. 81 und 84.
[28] Tagebuch, 1. Januar 1910; vgl. Bettelheim 247.

SECHSTES KAPITEL.

Heimat, Nation und Politik.

1. Heimat.

In einer kurzen Skizze, „Heimat" überschrieben, erzählt uns Ebner-Eschenbach: „Ich gehe langsam in den Laubengängen und zwischen den Wiesen hin und kann den Fuß auf keine Stelle setzen, die nicht vor langer, langer Zeit oder vor einer noch nicht fernen, ein mir teurer Mensch betreten hat. Sie alle haben den dankbaren, fruchtbaren Boden unserer Heimat geliebt, und wenn ich über ihn hinschreite, umgeben sie mich, die Erbin dieser Liebe" (E. 12. Bd. 80).

Diese Liebe zu der engen Heimat Zdislawitz blieb in Ebner-Eschenbach ihr ganzes Leben hindurch lebendig. Immer wieder sehnt sie sich zurück nach dem Fleckchen Erde, das ihr das liebste gewesen ist.[1] Wie spürt man diese Liebe zu „ihrem alten Neste", als sie in den „Kinderjahren" den alljährlichen Einzug in Zdislawitz nach dem winterlichen Aufenthalt in Wien schildert (E. 12. Bd. 225), oder wenn sie von ihren geliebten, alten Linden spricht (E. 12. Bd. 85).

[1] Ungedr. Brief an Rodenberg, 9. Juli 1906.

Diese Liebe für Zdislawitz dehnte sich aus auf das ganze mährische Land. Welche große Rolle spielt Mähren und seine Bevölkerung in der Ebnerschen Dichtung! Die Dichterin hat diese Heimatliebe auch auf ihre künstlerischen Schöpfungen übertragen. Der Freiherr von Gemperlein ruft aus: „Schöneres mag es geben, draußen in der Welt, aber nichts Lieberes, als was hier gedeiht, lebt, blüht und welkt" (E. 3. Bd. 290). Und der Auswanderer in der Novelle „Der Erstgeborene": „Seinen Fuß einmal wieder auf die Stätte setzen, wo der Mensch geboren wurde, und aufgewachsen ist, das wird doch jeder gern" (E. 7. Bd. 13).

Die engere Heimat Mähren war der Dichterin ein Teil einer größeren Heimat, ihres alten Österreichs. Das Wohl und Wehe Österreichs ging ihr sehr zu Herzen. Wir sahen schon, wie sie der österreichischen Dichtung ihre vollste Teilnahme zuwandte. Sie klagt darüber, daß die österreichischen Dichter nicht nach Gebühr gewürdigt werden.[2] Voll Erkenntlichkeit schreibt sie hingegen im Jahre 1875 an Rodenberg: „Sie besitzen in jedem Österreicher, der seine Heimat liebt, einen tiefdankbaren Verehrer, mehr als Gerechtigkeit haben Sie

[2] Diese Klage war grundlos. Grillparzer wurde erst durch den Preußen Laube dem ganzen deutschen Volke und der Bühne zugänglich gemacht. Rosegger fand in Norddeutschland die meisten Leser. Selbst so betont österreichische Dichter wie Hofmannsthal und Schaukal, leidenschaftliche Gegner des Anschlusses an das Deutsche Reich, bedienten sich reichsdeutscher Verleger als Wegbereiter ihrer Erfolge, ohne die sie nie die Grenzen ihrer engsten Heimat überschritten hätten.

den Meinen widerfahren lassen und erweisen Sie nun auch mir".[3]

Ihre Wunschträume gelten aber nicht nur der österreichischen Kultur. Auf allen anderen Gebieten will sie Österreich groß sehen. Die Zukunft ihres Landes quält sie öfters. Nach Tegetthoffs Tod[4] seufzt sie: „Alles Große, was wir in Österreich besitzen, verschwindet allmählich, was uns übrig bleibt ist die schwammige, energielose Mittelmäßigkeit und die rührige Kanaille".[5] Es wurde in den nächsten Jahrzehnten nicht besser. 1905 heißt es: „Von den unheimlichen Zuständen in meiner armen Heimat wollen wir nicht reden, genug, daß man so viel, so sehr viel an all das Greuliche und Traurige denken muß".[6]

2. Nation.

Österreich bedeutet für Ebner-Eschenbach nicht nur den deutschen Teil allein, sondern den ganzen österreichischen Staat der Vorkriegszeit. Nichts war ihr so verhaßt als die ewigen Kämpfe zwischen den Völkern dieses Österreichs, die gerade zu ihrer Zeit wieder mit neuer Glut aufloderten.

Aus humanitären Gründen verdammte Ebner-Eschenbach genau so wie Schönaich-Carolath den Nationalitätenkampf. Beide wollen, daß Nächsten-

---

[3] Ungedr. Brief an Rodenberg, 2. Juli 1875.

[4] Wilhelm von Tegetthoff (1827—71), Admiral, glorreicher Sieger in der Schlacht bei Lissa 1866 gegen Italien.

[5] Bettelheim 140.

[6] Ungedr. Brief an Rodenberg, 12. März 1905; die „unheimlichen Zustände" beziehen sich auf die damaligen Balkanwirren.

liebe die nationale Feindschaft und helfende Menschenliebe den Haß der Völker besiege.[6*]

In Mähren setzten die nationalen Wirren erst recht ein nach der Gründung der Jungtschechischen Partei. In der Dorfbevölkerung wurde das Nationalgefühl durch die Dorfautoritäten wachgerufen. Eine Kampfzeitung finden wir in der Novelle „Mašlans Frau“ (1897) in den Händen eines Arztes. In Obowitz (Bertram Vogelweid 1895) wurden die Sprachstreitigkeiten zwischen Deutschen und Tschechen durch den jungtschechischen Professor Meisenmann verursacht. Obgleich dieser nur ein Maulheld ist, gegen die Deutschen deklamiert und doch keinem ein Haar krümmt, fragt sich der Schloßherr besorgt, ob die Leute, die er aufhetzt, auch so platonisch hassen werden. Nach ihm sät der Jungtscheche „Drachenzähne“.

Ebner-Eschenbach stand diesen Kämpfen des aufstrebenden Tschechenvolkes um seine nationale Autonomie nicht nur ablehnend, sondern auch völlig verständnislos gegenüber. Sie nennt die Nation die erweiterte Familie, und „der rechte und gute Mensch liebt, lobt und fördert seine Familie nicht auf Kosten anderer“ (E. 10. Bd. 335). Für sie galt es als Begriffsverwirrung, wenn man die Belange der Nation über die des Staates stellte.

Zur Zeit der Balkankriege schreibt sie einmal: „Einem baumlangen Menschen, der von seiner Bruderschaft mit den Serben sprach, sagte ich neulich: ‚Die Serben sind die Feinde Eures Kaisers, und wenn

[6*] Vgl. Schönaich-Carolath, Werke, 3. Bd. 128.

Ihr seine Feinde Eure Brüder nennt, seid Ihr Hochverräter'. Da brach er in Tränen aus. ‚Den Kaiser lieben wir, er ist uns das Höchste, aber die Serben sind doch unsere Brüder. Wir werden nicht auf unsere Brüder schießen'. Komisch, nicht wahr? Nur todtraurig wird man dabei".[7]

Ebner-Eschenbach sieht nicht ein, daß hier das slawische Blut spricht, für sie waren Vaterland und Kaiser ein Begriff. Sie nannte die Nationalitäten Schranken, aufgerichtet gegen die Nächstenliebe (E. 11. Bd. 128). In der Novelle „Der Nebenbuhler" (1891) rügt sie die französischen Eltern der Madeleine, die sich eben so gern an den Pranger stellen und öffentlich würden brandmarken lassen als zugeben, daß ihre Tochter die Frau eines Deutschen würde. „Das nenne ich einen gehörigen Rassenhaß" (E. 10. Bd. 180). Sie war also eine richtige Alt-Österreicherin, die für nationale Begeisterung und die Berechtigung des Nationalstaats nichts übrig hatte, darin eine Gesinnungsgenossin Grillparzers.

Auch den Altösterreicher Ferdinand von Saar hinderte der traditionelle übernationale Patriotismus für die tschechischen nationalen Bestrebungen volles Verständnis zu besitzen. Obgleich er den Tschechen nicht gerade feindlich gegenüberstand, zeigte er sich doch besonders in späteren Werken weniger freundlich und lehnte die politischen, nationalen und kulturellen Bestrebungen der Tschechen ab.[7*]

Liebe zu der Nation weiß die Dichterin gelegent-

---

[7] Ungedr. Brief an Rodenberg, 12. Dezember 1912.
[7*] Vgl. Sahánek, Ferdinand Saar, 223.

lich dennoch zu würdigen, z. B. bei den Polen. Sie schätzt an ihnen die Bewunderung ihrer nationalen Freiheitskämpfer. Einen Feind der Polen läßt sie sagen: „So sehr ist der Mensch in mir im Beamten doch nicht aufgegangen, daß ich diese Polen um solcher Züge ihres oft unbesonnenen, blinden, stets aber hochherzigen Patriotismus willen nicht lieben und zugleich beneiden müßte" (E. 4. Bd. 44).

Ebner-Eschenbach selbst hat slawisches Blut in den Adern. Sie entstammt väterlicherseits dem ursprünglich tschechischen Adelsgeschlecht Dubsky, mütterlicherseits der deutschen Familie Vockel. Sie fühlte sich zeitlebens als eine deutsche Österreicherin und auch immer als deutsche Dichterin nicht bloß der Sprache, sondern auch der Gesinnung und dem Geiste nach.[8]

Ihr Deutschtum ist aber von der Art Grillparzers. „Er ist nicht undeutsch, er liebt sein Land und dessen Sprache, allein er kennt bloß eine deutsche Kulturgemeinschaft und nicht mehr. Der Begriff der deutschen Volksgemeinschaft ist ihm niemals aufgegangen".[9]

Diese deutsche Kulturgemeinschaft meinte Ebner-Eschenbach, als sie schrieb: „Wir Österreicher müssen es durch unsere Werke bestätigen, daß wir zu Deutschland gehören, was auch die neue preußische Geographie dagegen — nach dem Prager Frieden —

[8] Joh. Mumbauer, Marie von Ebner-Eschenbach (Hochland, 14. Jg.), München 1917, 210.

[9] Wilhelm Kosch, Geschichte der deutschen Literatur im Spiegel der nationalen Entwicklung von 1813 bis 1918, München 1925, 1. Bd. 326.

einwenden möge. Was wir sind, sind wir durch deutschen Geist geworden, durch deutsche Bildung, und wir trotzen dem Versuche, den man anstellt, uns das vergessen zu machen".[10]

In einem ihrer „letzten Gedanken" warnt sie die Deutschen vor Übertreibung ihres Nationalgefühls:

„Deutschland, du herrliches, halte dich frei
Standhaft und fest von Deutschtümelei,
Achtest sonst kaum unsern Herrn Jesu Christ,
Weil er in Pommern geboren nicht ist".[11]

Eine Spur von Nationalitätenhaß kann man freilich sogar in der Ebner-Eschenbach selber entdecken, in ihrer Abkehr nämlich von den Engländern. Die Art der Engländer, ihr Großtun war ihr widerwärtig. Schon eines der ersten französischen Jugendgedichte endet mit einem „cri de hain an die Adresse des perfiden Albion", dem sie schmachvollen Untergang auf Erden, im Jenseits die ärgste Höllenpein verhieß (E. 12. Bd. 270). Und noch während des Weltkrieges läßt sich die greise Dichterin gegen keinen der Feinde der Mittelmächte zu einem Haßausbruch verleiten außer gegen die Engländer. Über die Blockade Englands ist sie begeistert, und sie kann sogar beten: „O Gott, zuerst strafe diese Elenden und dann Frieden" [12]; ein Gebet, das in ihrem Munde sehr sonderbar erscheint. Es entspricht merkwürdig dem alttestamentarisch empfundenen „Haßgesang gegen England" des in Wien lebenden Dichters jüdi-

[10] Brief an Devrient, 27. Sept. 1866; vgl. Bettelheim 317.

[11] Bettelheim 259.

[12] Brief an Handel-Mazzetti, 6. Februar 1915; vgl. Mumbauer, Der Dichterinnen stiller Garten, 83.

scher Abkunft Ernst Lissauer. Nur als Freundin der Uhrmacherkunst weiß sie das Land der Technik, der Maschinen, das Vaterland mehrerer berühmter Uhrmacher zu schätzen (E. 5. Bd. 304; 8. Bd. 20).

Das italienische Volk, das die Dichterin auf ihren Romreisen näher kennen lernte, war ihr sehr sympathisch. Den Verkehr mit den Italienern lobt sie und bewundert die angeborene Höflichkeit dieses uralten Kulturvolkes. Besonders die Fröhlichkeit macht ihr das römische Volk so lieb. „Wir sind grob, und sie sind fein", ist der Schluß ihrer Betrachtung dieser Menschen (Aus Rom 79 und 119).

Der Antisemitismus war der Ebner-Eschenbach schon aus humanen Gründen ebenso verhaßt wie der Nationalitätenkampf. Schon vor dem Jahre 1848, das die Emanzipation der Juden gebracht hatte, förderten vielfach jüdische Familien das geistige Leben von Wien und sicherten sich dadurch die kulturelle Vorherrschaft auf Kosten des ehedem urdeutschen Alt-Wienertums, das immer mehr von der Bühne und aus der Presse verschwand und sich schließlich nur noch in Heurigengesängen erhielt. In diesen jüdischen Wiener Salons der Josefine von Wertheimstein-Gomperz, der Ida Fleischl, der Rosa und Helene Lieben wurde ein wahrer Grillparzerkult getrieben. Als Ebner Eschenbach nach 1860 wieder nach Wien zurückkehrte, ergab sich die Beziehung zu dieser jüdisch-literarischen Umwelt von selbst; sie brauchte sie nicht erst zu suchen. Bekanntlich war Ida Fleischl ihre Lebensfreundin. Auch ihr literarischer Gönner in Berlin, Julius Rodenberg, war Jude.

Im Jahre 1867 wurden in Österreich die letzten Ghettoschranken niedergerissen. Seit dieser Zeit und in noch größerem Maße nach dem Börsenkrach von 1873 griff der Antisemitismus immer weiter um sich.[13]

In ihren Briefen aus Franzensbad (1858) hatte Ebner-Eschenbach selbst noch ihren gutmütigen Spott mit den Juden im Badeort getrieben: „Da sehen Sie den modernen Juden, mit breitem Backenbarte, der ihm wie Flügelchen vom Gesichte steht, den reichen Mann, der gemacht hat glänzende Geschäfte und nun kommt mit Kindern und Kindeskindern zum ‚Vergnigen' in das Bad. Zwölf Personen und ein einziges Gesicht". Und nachdem die Dichterin diese ironisierende Beschreibung noch ein wenig fortgesetzt hat, schließt sie: „Als Kind schon war's mein Traum ein Reich zu gründen. Ich wollte mich den Juden als Königin antragen und eine große Israelitenmonarchie errichten. Später erkannte ich, daß mit Juden gar nichts anzufangen sei" (Aus Franzensbad 38, 76 f.).

In späteren Novellen behandelt sie die Judenfrage denn auch ernsthafter. „Der „Kreisphysikus" (1884) ist der jüdische Arzt Nathanael. Er macht unter Einfluß des polnischen Sendboten Eduard Dembowski eine Seelenentwicklung durch. In seiner Jugend und noch weit darüber hinaus war „Erwerben" der Inbegriff all seines Denkens und Trachtens, Geld erwerben um jeden Preis, den der Ehrlichkeit einzig ausgenommen, und nur ja nichts umsonst hergeben! (E. 4. Bd. 7). In diesem Manne geht eine

[13] Charmatz, 2. Bd. 13.

solche Veränderung vor, daß er später nur noch gerufen die Schlösser der Reichen, ungerufen aber die Hütten der Armen betritt und von sich selbst bezeugt, daß er, dessen Ziele rein materieller Natur gewesen sind, dessen Herz nur an verlierbaren Gütern hing, den Wert der Unverlierbaren kennen gelernt hat (E. 4. Bd. 85). Die Dichterin wollte aber auch in der Beschreibung der Juden objektiv bleiben und stellt daher wie Gustav Freytag in seinem Kaufmanns=Roman „Soll und Haben" (1855) neben den edlen Juden als Gegenfigur den verräterischen, heuchlerischen, geldgierigen Wirt Abraham.

In der Novelle „Bertram Vogelweid" (1895) treibt sie mit dem Antisemitismus ihren Spott. Der Jungtscheche und „Deutschenfresser" Professor Meisenmann ist Antisemit. Er versucht die Bauern gegen die Juden aufzuhetzen und bringt sie im Dorfe Luchov schließlich so weit, daß sie den einzigen kleinen Handelsjuden, der seit zehn Jahren unangefochten dort haust, um sein Wohnungsrecht bringen wollen, weil sie sich fürchten, daß ihre Kinder einem Ritualmord zum Opfer fallen werden (E. 10. Bd. 334).

Die Dichterin war aus Humanität gegen den Antisemitismus. Sie hat jedoch die heutige Judenfrage, besonders die verhängnisvolle Überschwemmung durch Ostjuden, nicht gekannt.

Hoch über allen Streitigkeiten der Nationen thronte in den Augen der Ebner=Eschenbach das von ihr so verehrte Kaiserhaus. Sie sah das Verhältnis zwischen Kaiser und Volk als ein alt=patriarchalisches. Er, der Kaiser war der Vater, vielleicht besser der

Gutsherr im alten Sinne; das Volk sah ehrfurchtsvoll und zugleich vertrauensvoll zu ihm auf. Es ist die „aus Liebe und Ehrfurcht bestehende Empfindung", die viele Alt-Österreicher für ihren Kaiser hatten.

Ebner-Eschenbach gehörte noch dazu dem alten Hof- und Offiziersadel an. Ihr Vater trat z. B. als diensttuender Kämmerer bei Franz I. auf, ihr Gatte zählte zu den höheren Offizieren. Das unterstreicht noch die Verbundenheit mit dem alten Kaiserhaus, welche die Dichterin zeitlebens zeigte.

Alles Leid, das das Kaiserhaus trifft, empfindet sie tief, so etwa die Ermordung des Kaisers Max in Mexiko.[14] Besonders Franz Josef, der, im selben Jahre wie Ebner-Eschenbach geboren, auch im selben Jahre wie sie sterben sollte, war ihr sehr teuer. „Ich möchte ihn um keinen Preis überleben", dachte sie sich so oft.[15] Eine große tiefe Bitterkeit ergreift sie, weil er nur Undank geerntet hat, weil immer, „wenn er einem nachgab, fünfzig fluchten, und wenn er einem schenkte, Hunderte sich bestohlen fühlten".[16]

Das alte Kaiserlied „Gott erhalte" galt ihr als heilig und geweiht, wie wir das auch von Grillparzer wissen.

Obgleich die Großstadt ihr im allgemeinen verhaßt war, liebte Ebner-Eschenbach doch die alte Kaiserstadt sehr. Nirgends auf der Welt gibt es, nach ihr, in solcher Fülle, so viel Talent, Reichtum, Geschmack und Phantasie zusammen; nirgends auch ein Publikum, bei dem Verständnis für das Schöne bis

[14] Tagebuch, 7. Juni 1867; vgl. Bettelheim 116.
[15] Mumbauer, Der Dichterinnen stiller Garten, 29.
[16] Tagebuch, 16. Oktober 1907; vgl. Bettelheim 269.

in die letzten Reihen der Bevölkerung gedrungen ist.[17]

Sie läßt sich gern den urwüchsigen Wiener Dialekt um die Ohren brausen und hat ihre Freude an dem berühmten, gutmütigen Wiener Witz, der nur ausnahmsweise mit seinen Opfern grausam verfährt. In ihren Novellen schildert sie auch eine ganze Reihe Wiener Kleinbürger mit einem echten Wiener Geist, beseelt von einer freundlichen Güte, altes Wienertum, mit „ewig moderner Fröhlichkeit und antiquierten Rechtsbegriffen, · . . . . denen man auf dem ersten Blick Hab und Gut anvertraut hätte" (E. 10. Bd. 102). „Solche Figuren", sagt O. Walzel, „sind kaum früher mit gleicher Beobachtung gezeichnet worden".[18]

3. Politik.

Die Politik nimmt in den Ebnerschen Novellen einen verschwindend kleinen Platz ein. Wir dürfen aber nicht ohne weiteres annehmen, daß sich die Dichterin gar nicht darum gekümmert habe. Eine Äußerung in ihrem Tagebuch läßt sogar, wenigstens für die erste Hälfte ihres Lebens, das Gegenteil vermuten: „Ich nehme mir fest vor, mich in keine Diskussion über Politik mehr einzulassen".[19] Übrigens mußte schon die Ehe mit dem Oberleutnant Moritz von Ebner-Eschenbach, der mit dem 1848 ermordeten Kriegsminister Latour im engen Verkehr stand, und

---

[17] Tagebuch, 27. April 1879; vgl. Bettelheim 169.

[18] O. Walzel, Vom Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts, 2. Aufl., Leipzig 1922, 470.

[19] Tagebuch, Sommer 1869; vgl. Bettelheim 133.

mit dem berühmten Admiral Tegetthoff eng befreundet war, zur politischen Stellungnahme veranlassen.

In Wien lebte sie in den Kreisen des verfassungstreuen Hochadels, der liberal gesinnt war. Diese liberale Gesinnung bekundeten die Ebner-Eschenbach und ihr Gemahl schon im Jahre 1848. Damals stand sie nicht im Lager der Revolution, begrüßte aber doch begeistert das Anbrechen einer neuen, besseren Zeit.

In den ersten Jahrzehnten nach dem Abschluß des Konkordats (1855) triumphierte dieser Liberalismus. Über das Konkordat selbst äußert sich Ebner-Eschenbach nicht. Einmal billigt sie in einer Novelle das Benehmen eines Pfarrers, der den Wunsch seiner obersten Behörde, in seinen Predigten scharfe Töne gegen gewisse Parteien anzuschlagen, unbeachtet ließ (E. 9. Bd. 163). Wir können daraus schließen, daß die Dichterin wünschte, die Geistlichkeit solle sich der Politik fernhalten. Nach ihr hat das klerikale Ministerium Belcredi (1865—66) durch seine Politik Österreich dem Abgrund nahe gebracht (E. 3. Bd. 309).

Bettelheim zufolge waren in der Politik die ausgesprochen antiklerikalen Parteiführer Leopold von Hasner und Eduard Sueß ihre Gesinnungsgenossen.[20] Diese Behauptung, die übrigens von Bettelheim in keiner Weise bewiesen oder erklärt wird, geht wohl zu weit.

In den siebziger Jahren geriet der Freund ihres Mannes, Wilhelm Tegetthoff, wie er selbst bei Hof in

---

[20] Bettelheim 91.

Ungnade. Für Moritz von Ebner⸗Eschenbach erfolgte darauf im Jahre 1874 die vorzeitige Pensionierung, die von ihm und seiner Frau als eine Ungerechtigkeit empfunden wurde. Außerdem setzte der politische Kampf in diesen Jahren besonders heftig ein und wurde der Ebner auch dadurch verhaßt, daß er ihr Humanitätsideal verletzte. Von der Zeit an können wir nur noch von einer negativen Beteiligung an der Politik bei ihr sprechen.

Die verfassungstreue Partei machte unter dem liberal⸗antiklerikalen Ministerium Auersperg (1871—78) den letzten, vergeblichen Versuch, sich in stärkstem Ausmaß geltend zu machen. Nach dieser Zeit sank ihr Einfluß immer mehr.

Zusammenfassung.

Sowohl in ihrer Auffassung von der Nation als in ihren politischen Ideen wird Ebner⸗Eschenbach immer beherrscht von dem humanitären Gedanken. Die allgemeine Menschenliebe geht ihr über alles. Sie vertritt größtenteils noch den übernationalen Gedanken des 18. Jahrhunderts, der als einer der Wesenszüge der Renaissance bis in die Aufklärungszeit beibehalten wurde, während erst die französische Revolution den modernen Begriff der Nation schuf.

Mit Politik beschäftigte sich Ebner⸗Eschenbach mehr in der Zeit vor den siebziger Jahren, als ihr Mann noch an politischen Unternehmungen beteiligt war. Damals legte sie, wie es in ihren Kreisen allgemein war, eine liberalistische Gesinnung an den Tag.

SIEBENTES KAPITEL.

Religion und Philosophie.

1. Kindheit und Jugend (1830—1848).

Marie von Ebner-Eschenbach entstammt väterlicherseits dem alten katholischen Adelsgeschlecht Dubsky, mütterlicherseits der bürgerlichen Familie Vockel, die bis ins 18. Jahrhundert protestantisch war. Ihr Großvater mütterlicherseits war noch protestantisch, seine Frau aber katholisch und auch seine einzige Tochter, die aber von ihrem Vater als ihrem einzigen Lehrer und Erzieher manches übernommen haben mag. Sie starb als Mutter der Dichterin kurz nach deren Geburt, und der Geist, der im Elternhause Mariens herrschte, war im Sinne der Tradition der altadeligen Familie durchaus katholisch. Dieser Katholizismus war unberührt geblieben vom Geiste der österreichischen Aufklärung, von den antirömischen Bestrebungen des Josephinischen Zeitalters.

Franz Dubsky, der Vater der Dichterin, gehörte nicht zu den josephinisch gesinnten Antiklerikalen, die sich gegen jede äußere Religionsübung gleichgültig verhielten. Er zeichnete sich nicht gerade durch große Frömmigkeit aus, blieb aber zeitlebens ein treuer Sohn der Kirche, schon aus dem Grunde, weil ihm alles, was dem Herkömmlichen widerstrebte, ein

Greuel war. „Bei ihm, unter seinem Regiment hieß es, sich in den vorgeschriebenen Grenzen halten“ (E. 11. Bd. 329). Ein Zuviel war ihm nicht weniger ver=dammungswürdig als ein Zuwenig. Frömmlerinnen dürften seine Töchter schon gar nicht werden, aber als die kleine Marie noch nicht sieben Jahre alt war, nahm man sie jeden Sonntag mit, wenn man nach dem benachbarten Dorfe zur Kirche fuhr (E. 12. Bd. 249).

Die ganze Umgebung der Kinder, die Kinder=frauen, die Gouvernanten, das Hauspersonal, alles war katholisch, und was die Kleinen außerhalb des Hauses sahen, war die alt=patriarchalische Frömmig=keit der slawischen Bauern.

Die Mysterien der katholischen Religion, ihre glänzenden liturgischen Feiern mußten einen tiefen Eindruck machen auf das so überaus empfängliche Gemüt der kleinen Marie Dubsky. Sie war ein leb=haftes, reich begabtes Kind, das sehr leicht, obgleich nicht immer sehr gern lernte. Ein überraschendes Ver=ständnis des Schwerfälligen wechselte bei ihr oft mit einem merkwürdigen Nichtbegreifen des Einfachsten ab (E. 11. Bd. 326). Sie besaß eine reiche Phantasie, die, genährt durch die zahlreichen Märchen ihrer Kinderfrauen und durch die eigene Lesewut, sich schon früh äußerte, in Briefen an ihr ganz unbekannte Personen, in französischen Gedichten oder auch da=durch, daß sie sich in eine fremde Gestalt hineinlebte.

Das große allumfassende Mitleid, dieser so typische Zug im Wesen der späteren Dichterin, offenbarte sich schon in früher Jugend Menschen

und Tieren gegenüber. Als echtes Landkind liebte sie die Natur, die lebende und die leblose, die sie sich übrigens — auch ein Vorzeichen ihrer Eigenart — beseelt dachte. Liebe bedurfte dieses kleine liebespendende Herz, und Liebe wurde ihr auch in reichem Maße zuteil.

Der Erziehung der Kinder Dubsky widmeten sich nacheinander die Großmutter Vockel, die erste Stiefmutter Bartenstein, die Tante Helene und die zweite Stiefmutter Kolowrat. Diese wurden dabei unterstützt von nicht weniger als fünf aufeinanderfolgenden Gouvernanten, unter denen zwar zwei sehr ausgezeichnete, aber auch eine sehr nichtsnutzige war. Der Erziehung der Mädchen fehlte also die nötige Einheit, und Marie Dubsky verdankte es nur ihrer glücklichen, edlen Charakteranlage, daß sie sich ihrer Natur gemäß so herrlich entwickelte.

Der Unterricht der Kinder lag in den Händen mehrerer Wiener Lehrer, die dazu noch während des langen sommerlichen Aufenthalts auf dem Lande den Unterricht alljährlich unterbrechen mußten. Die Kenntnisse der Dichterin waren denn auch später sehr lückenhaft und ihre Bildung sehr oberflächlich. Nur mit größter Mühe gelang es ihr, als sie bereits erwachsen war, diese Mängel auszugleichen.

Den Religionsunterricht erteilte der „hochwürdige Herr Pater Borek", der zu gleicher Zeit bis zur Heirat der Dichterin ihr Seelsorger war.[1] Zdislawitz besaß keine eigene Kirche, die Gemeinde war in das

[1] Aus der Anrede „Pater" dürfen wir nicht auf die Zugehörigkeit zu einem geistlichen Orden schließen, weil diese

benachbarte Dorf Hospitz eingepfarrt. Hier lebte Pater Borek mit seiner alten Wirtschafterin, geliebt und geehrt von allen seinen geistlichen Kindern. Er gehörte zu dem Typus der Dorfgeistlichen, den Ebner=Eschenbach später wiederholt in ihren Werken dargestellt hat. In der Autobiographie „Meine Kinderjahre" und in der selbstbiographischen Erzählung „Die erste Beichte" gibt sie uns eine wirklichkeitsgetreue, lebhafte Schilderung des guten Herrn. Züge seines Wesens tragen auch Pater Vitalis (Die Resel), der gute slawische Pfarrer in der Novelle „Die arme Kleine" und Pater Emmanuel (Unverbesserlich).[2]

Pater Borek war, als ihm die Sorge für den Religionsunterricht der Kinder Dubsky oblag, mittleren Alters. Die feine Charakterisierungskunst der Ebner=Eschenbach stellt uns in einigen Sätzen seine ganze Herzensgüte, aber auch seine Beschränktheit vor Augen. Er lebte „mit seinen vielen Vögeln, seinen wenigen Büchern". „Er tat, was er konnte, er gab, was er hatte, er lehrte, was er wußte". Strenge lag ihm fern, er wandte sie sogar da nicht an, wo sie sehr am Platz gewesen wäre (E. 11. Bd. 325; 12. Bd. 253).

Benennung in den österreichischen Ländern auch für Weltgeistliche üblich war und ist. Daß „Pater" Borek zu diesen gehörte, kann man der Schilderung seiner Lebensweise leicht entnehmen.

[2] Ähnlich gemütvoll hat zu Beginn des 19. Jahrhunderts Joseph Freiherr von Eichendorff im benachbarten Oberschlesien seinen Lehrer, den Lubowitzer Hauskaplan z. B. als Viktor im Roman „Ahnung und Gegenwart" verewigt. Auch dieser wirkt nicht durch Geist oder Scharfsinn, sondern ausschließlich durch sein Herz.

Zweimal wöchentlich kam Pater Borek wegen des Religionsunterrichts nach Zdislawitz; die kleine Marie nahm daran seit ihrem sechsten Jahre teil. Fehlte der übrigen Erziehung die nötige Einheit, für ihre religiöse Erziehung wäre es vielleicht ein Vorteil gewesen, wenn sie nicht ausschließlich der gute Pater in Händen gehabt hätte. Auf das Gemüt der Kinder machte er allerdings einen tiefen Eindruck. „Der Schwerpunkt der kindlichen Religiösität liegt im Gefühl, wie denn überhaupt das ganze Leben des Kindes emotional bestimmt ist".[2*] Pater Borek wirkte auch hauptsächlich auf das Gemüt der Kinder. Er hielt ihnen vorzugsweise die leuchtenden, tröstenden Wahrheiten des Christentums vor. Ein hartes Wort sprach er nie, kaum je ein tadelndes. Nie eine Andeutung, daß es eine böse Macht gebe, einen Versucher, nie eine Warnung vor dem Teufel (E. 12. Bd. 318).

Er bereitete sie mit Sorgfalt auf die Teilnahme an der heiligen Messe vor. Da erlebte die kleine Marie ihre religiösen Freuden, da betete sie mit inbrünstiger Andacht. Aber auch mitten im Spiel, mitten im Jagen und Tollen, konnte sie oft, erfüllt von einem unaussprechlichen Glücksgefühl, Gott wortlos danken (E. 12. Bd. 315).

In der Novelle „Die arme Kleine" (1899) hat sie ein ähnliches kleines Mädchen in ihrem Gebetsleben geschildert, und wir werden dort stark an die kleine Marie Dubsky erinnert. „Sie fühlte sich im Gebete

---

[2*] Joseph Hainz, Das religiöse Leben der weiblichen Jugend, Düsseldorf 1922, 204.

unter der unmittelbaren Einwirkung des höchsten Wesens, von Schauern der Ehrfurcht und Glückseligkeit durchrieselt im Bewußtsein seiner Nähe" (E. 6. Bd. 113). Die kleine Marie Dubsky empfand besonders während der heiligen Messe die süßen und heiligen Schauer der göttlichen Gegenwart; aufmerksam verfolgte sie da jeden Schritt und jede Bewegung des Priesters am Altare, um nachher zu Hause zu versuchen, selbst die Messe zu lesen, womit sie allerdings ihrem geliebten Pater Borek kein Vergnügen machte.

Es war dem Kinde ernst mit seinen religiösen Gefühlen, es zog aus dem, was man es lehrte, die Folgerungen. Das führte zu der Tragik der ersten Beichte, die sie nachher in einer Erzählung ausführlich dargestellt hat (Die erste Beichte 1874).

Das achtjährige Kind, zu jung nach der Meinung ihres gütigen Seelsorgers, aber alt genug nach dem Urteil ihres despotischen Vaters, bereitete sich auf ihre erste Beichte vor. Um ihre guten Vorsätze nicht mehr brechen zu können, nimmt sie sich vor, sich sofort nach der priesterlichen Lossprechung aus dem Turmfenster zu stürzen. Ihr Sprung trägt sie zu hoch, das Fensterkreuz wirft sie ins Zimmer zurück, wo sie ihr Beichtiger findet, der sich, von einer unbestimmten Angst erfaßt, aufgemacht hat, um nach ihr zu suchen. Es war der gerade Sinn, die Furcht, ein Versprechen nicht halten zu können, der das Kind auf den Gedanken gebracht hatte.

Diese Begebenheit gewährt uns einen tiefen Blick in das Seelenleben des achtjährigen Kindes.

Aber eine Frage kommt dabei unwillkürlich in uns auf. Wenn der Beichtiger um die Nöte des Kindes wußte, wie aus der Erzählung deutlich hervorgeht, warum hat er dann nicht eine einfache und naheliegende Erklärung der Beichtformel: „Ich nehme mir ernstlich vor, lieber zu sterben, als Gott wieder durch eine Sünde zu beleidigen", um die es sich handelte, gegeben?

Bis an ihr zehntes Lebensjahr kannte die Kleine wohl Kinderleid und Kindersorge, wie jedes Kind, sie hatte aber eine glückliche Jugend. Sie fühlte sich umgeben und geschützt von liebenden, sorgenden Eltern und Geschwistern. Doch ging ihr schon damals das Problem des Leidens, das sie ihr ganzes weiteres Leben hindurch beschäftigen sollte, an dem tragischen Schicksal einer ihrer Klavierlehrerinnen, auf. Es wurde ihr zu einem Ereignis, das ihr Leben „auf die Tonart stimmte", in der es sich abspielen sollte, in herzlichem Mitgefühl und wohltuender Hilfsbereitschaft für jede leidende Kreatur (E. 12. Bd. 236). Damals erwachte in dem Kinde aber auch der Wille zum Leiden, nicht weil die anderen etwas davon haben, sondern weil es einem erleichtert, die Leiden der Menschheit mitanzusehen (E. 12. Bd. 236).

Stärker tritt diese brennende, ans Krankhafte grenzende Sehnsucht nach Leiden hervor in den Pubertätsjahren. Das Kind wird unruhig und einsam, Auflehnung, Trotz und Weltschmerz, die gewöhnlichen Begleiterscheinungen der körperlichen Pubertät, beunruhigen sie. Früher schon, in ihrem elften Lebensjahr, hatten die seelischen Übergangserschei-

nungen eingesetzt, die besonders darin bestehen, daß der Intellekt im Vergleich zu dem Gefühl nicht länger von untergeordneter Bedeutung bleibt.[3]

Eine tüchtige deutsch-böhmische Erzieherin, Marie Kittl, erweckt zuerst in dem elfjährigen Mädchen den Wissensdurst. Ihr Aufenthalt im Dubskyschen Hause dauerte jedoch nur kurze Zeit. Ihre Nachfolgerinnen, wieder Französinnen, erteilen den Unterricht abermals oberflächlich. Der Vetter Moritz von Ebner-Eschenbach macht sich über diese sogenannten französischen Studien lustig und bedauert die arme deutsche Wissenschaft, daß man so gar keine Notiz von ihr nimmt (E. 12. Bd. 268). Das stachelt die Ehrsucht der Mädchen an. Mit dreizehn Jahren wird Marie außerdem Erbin der kleinen Bibliothek ihrer verstorbenen Großmutter; eine neue Welt erschließen ihr diese wenigen Bücher. Ihre lückenhaften Kenntnisse und oberflächliche Bildung kommen ihr stets mehr zum Bewußtsein. Es ist eine bittere Zeit der Erkenntnis, daneben auch eine wichtige Werdezeit.

Aus dem Gefühl der Ohnmacht heraus, für welche die Umwelt keine Hilfe mehr bietet, kommt das Kind notwendig zu Gott. Auch hier haben wir es mit einer normalen Erscheinung im Leben eines jungen Mädchens zu tun.[4] Das subjektive Bedürfnis nach Gott spielt in diesen Jahren bei vielen jungen Mädchen eine wichtige Rolle.[5] Anderseits erwacht

[3] Hainz 204.

[4] Hainz 206.

[5] Charlotte Bühler, Das Seelenleben der Jugendlichen, 4. Aufl., Jena 1927, 183.

in ihnen auch die Kritik am Überkommenen, eine Periode des Zweifels setzt ein. Diese beiden Tendenzen, obgleich in gewissem Widerspruch mit einander, führen doch beide zu näherer Beschäftigung mit religiösen Fragen.

In den meisten jungen Mädchen äußerst sich dieses Streben in einer Stellungnahme zur Religion vom Gefühl her. So auch zum Teil bei Marie Dubsky. Sie kann an die Gegenwart Christi in der hl. Eucharistie nicht mehr glauben, weil sie seine Nähe nicht mehr fühlt. Dann erst folgt der Versuch einer verstandesmäßigen Begründung dieses Zweifels. „Es sind auf der Erde Millionen Kirchen, und in hunderttausenden wird vielleicht in diesem Augenblick zur Wandlung geläutet, und überall sollst du in Brotgestalt erscheinen?“ (E. 12. Bd. 317).

Sehr früh, auch schon mit dreizehn Jahren, setzt bei Marie Dubsky eine rein verstandesmäßige Auseinandersetzung mit religiösen Fragen ein. In einem Leitfaden der Astronomie liest sie gleich auf der ersten Seite, daß die Welt, nicht wie der Katechismus, d. h. wie die Erklärung des Katechismus durch Pater Borek, sagte, erschaffen worden ist. Sie erfährt, daß die ganze Erde im Weltall nicht mehr ist als ein Stäubchen. „Und auf diesem Stäubchen, was bin dann ich?“, fragt sie sich.

In ihrer Novelle „Glaubenslos“ (1893) erlebt der Koglerbauer dasselbe, was die dreizehnjährige Marie Dubsky in tiefster Seele erschüttert hat. „Ich frag halt, ich kann mir nicht helfen: wenn die Erd so was Kleinwinziges is — was bin denn ich? . . . .

Wenn also die Erd für den Hergott nur so viel heißt wie für mich ein Staubkörndl auf mei'm Feld, was soll er sich um das Staubkörndl kümmern? Er sieht's ja gar nicht, er kann's ja gar nicht sehn. Er weiß nix von uns" (E. 2. Bd. 106).

So ist Gott auch der kleinen Dichterin durch ihre ersten astronomischen Studien fern gerückt. Mitten im Gebet bedrängt sie die Frage: Gelangt meine Stimme zu ihm? Weiß er von mir? Mitten in der Nacht schreit sie laut auf im Schmerze über ihre Zweifel. Es ist der Kampf zwischen dem persönlichen Bedürfnis nach Gott und dem sich widersetzenden Intellekt.

Zu den Zweifeln an der biblischen Schöpfungsgeschichte gesellten sich bald andere. „Ach sie kamen in Scharen", klagte sie später, als sie dieser traurigen Zeit gedachte (E. 12. Bd. 316). Ein Wort aus der Liturgie der hl. Messe: Deus, qui humanae substantiae dignitatem mirabiliter condidisti, führte sie auf das Problem des freien menschlichen Willens, womit sie sich später wiederholt eingehend beschäftigen sollte.

In dieser Glaubensnot stand das Mädchen allein und schaute sich nach einem gütigen Berater und Helfer um. Sie wandte sich an Pater Borek. Dieser hörte die Bekenntnisse ihrer Grübeleien in stiller Ergebung an. „Mein Kind, wir sollen nicht fragen: Wie kann das sein?" ist sein einziger Rat. „Ich werde für dich beten" sein einziger Trost.

Damit war dem Kinde allerdings nicht geholfen. Wie oft mag das Mädchen wie der später von ihr in seinen Glaubensnöten geschilderte Leo Klinger

(Glaubenslos) geseufzt haben: „Ein Funken Verständnis wäre mehr als all diese Güte“ (E. 2. Bd. 71). Das Ende ihrer Zweifel hat uns die Dichterin nicht überliefert, sie bricht die Geschichte ihrer Jugend mit vierzehn Jahren ab. Wir können aber aus den Anschauungen der Ebner-Eschenbach in späteren Jahren schließen, daß damals der erste Schritt getan worden ist auf dem Wege, der sie immer weiter von dem Glauben ihrer Kindheit entfernte. Es wird ihr gegangen sein wie dem eben erwähnten Leo Klinger, der von seinem ersten Zweifel sagt: „Wie eine kleine Schlange durch eine fast unsichtbare Ritze gleitet, glitt er herein. Nun suchte ich der Spur des Weges nach, den er genommen haben konnte, und fand den haardünnen Spalt und suchte ihn zu verschließen, aber je eifriger ich 's tat, desto weiter klaffte er auseinander, und ich meinte zuletzt, an allen Grundpfeilern des hochaufgetürmten Baues unseres Glaubens einen Riß zu entdecken, durch den der Zweifel eindringen kann“ (E. 2. Bd. 120).

Noch etwas anderes kommt hinzu. In diesem Alter sucht jedes junge Mädchen nach Personen, an die es sich auch in religiöser Hinsicht anlehnen kann und die einen bestimmenden Einfluß auf seine Religiosität nach der positiven oder negativen Seite hin ausüben. Ein größeres Bedürfnis nach Leitung und Führung macht sich geltend. Pater Boreks Einfluß hatte versagt. Starken Einfluß gewann aber in dieser Zeit Moritz von Ebner-Eschenbach. Er wußte die Gaben des Geistes und des Gemüts in ihr nach Gebühr zu schätzen, wie er auch einer der ersten ge-

wesen ist, der ihre schriftstellerische Begabung gelten ließ. Er wies sie auf das Sprunghafte ihres Gedankengangs, auf die Lücken in ihrer Bildung hin. Sie ihrerseits holte sich in ihrem Zwiespalt zwischen Bibel und Naturwissenschaft nicht vergebens Rat bei dem Naturforscher.[6] Dieser, ein Anhänger Schopenhauers und freisinnig in seinen ganzen Anschauungen, brachte sie, obgleich wir nichts Genaues darüber wissen, der Kirche wohl nicht näher.

Die innerlichen Unruhen mehrten sich; das Kind erlebte schwere Stunden. In einer solchen schrieb sie in Verzweiflung:

„Ich bin ein Nichts für meinen Gott,
Für meinen Nächsten bin ich klein,
Mir selber dien ich nur zum Spott,
Wie könnt' ein Mensch noch ärmer sein!"
(E. 12. Bd. 343).

Dieser ärmste Mensch kannte aber neben dem Element „zum Tode betrübt" auch das andere „himmelhoch jauchzend". Ihre angeborene und unverwüstliche Fröhlichkeit machte sich oft geltend. Sie hatte Augenblicke, in denen sich ein starkes Glücksgefühl ihrer mächtigte. Sie konnte für dieses Glück keine Ursache angeben, es war „das Beste was es gibt, das grundlose Glück" (E. 12. Bd. 318).

In dieser Periode zwischen dem dreizehnten und achtzehnten Jahr wuchs das tiefreligiöse Kind zu einer jungen Frau heran, die nach manchen nichtgelösten Glaubenszweifeln und Seelenkämpfen den

[6] Bettelheim 71.

Dogmen ihrer Kirche skeptisch gegenüber stand, obgleich sie sich noch nicht von der Kirche losgesagt hat.

Aus einer eigentümlichen Mischung von kindlicher Unterwerfung und weiblicher Hingabe wuchs in diesen Jahren in ihr allmählich die Liebe. Mit vierzehn Jahren steht es bei ihr fest, daß sie die Frau ihres Vetters Moritz werden wird, was denn auch in ihrem achtzehnten Lebensjahr wirklich geschieht.

Der Sturm und Drang ist verklungen, eine Richtung für das künftige Leben eingeschlagen, die Heftigkeit der ersten Bemühungen um Weltanschauung und Beruf haben nachgelassen. Die Periode des Zweifels ist abgelöst von einer Periode der Beruhigung. Der stürmischste Teil der Lebensentwicklung der Ebner-Eschenbach ist vorüber. „Auf die Pubertätszeit der Verneinung ist die Adoleszenzeit der Bejahung gefolgt".[7]

Ebner-Eschenbach fühlt sich voller Möglichkeiten, frei und reich; Freude an wachsender Kraft, an wachsendem Können erfüllt sie. Erwartungsvoll schaut sie in die große Welt und baut sich ihr Glück in Gedanken auf zwei Grundpfeiler: eine glänzende künstlerische Laufbahn und eine glückliche Ehe.

2. **Reifezeit** (1848—1870).

Das erste Jahr ihrer Ehe verbrachte Ebner-Eschenbach noch größtenteils in Zdislawitz, weil ihr Gatte seine Frau in den stürmischen Tagen des Re-

---

[7] Bühler, Das Seelenleben der Jugendlichen, 29.

volutionsjahrs lieber nicht nach Wien kommen lassen wollte. Nachdem etwas ruhigere Zustände eingetreten waren, bezogen die jungen Eheleute ihr Winterquartier im Sternhof in Wien. Ebner-Eschenbach wurde in die Kreise der adeligen Gesellschaft eingeführt. Sie zeigte sich dort als eine schüchterne und in sich gekehrte Natur und suchte vergeblich Vertraute und Freundinnen unter den Damen ihres Standes.

Die große Gesellschaft bot ihr kein erfreuliches Bild. Im allgemeinen waren die Erfahrungen der jungen Frau sowohl während des Revolutionsjahres als auch in der nachmärzlichen Zeit nicht dazu angetan, sie mit Begeisterung für die Segnungen der Kultur zu erfüllen. In solchen Ideen wurde sie auch durch ihren Mann bestärkt, der von der Notwendigkeit einer Neugestaltung in Staat, Armee und Kirche überzeugt war, so sehr er, wie seine junge Frau, die Pöbelherrschaft verachtete.

Im Jahre 1850 wurde die Wiener Ingenieurs-Akademie, an der Moritz von Ebner-Eschenbach lehrte, nach Klosterbruck bei Znaim in Mähren verlegt. Hier führte die Dichterin einige Jahre lang ein von der Welt abgeschlossenes Leben, nur von einigen treuen Freunden umgeben. Diese Jahre benutzte sie, um ihre bis dahin lückenhafte Bildung zu ergänzen. Sie trieb auch mit großem Eifer literarische Studien. Damals gewann sie auch ein näheres Verhältnis zu Goethe.

Das Leben verlief hier, wie früher auf Zdislawitz, naturverbundener als in der Stadt. In Klosterbruck lernte Ebner-Eschenbach die Harmonie der

Natur als wohltuenden Gegensatz zur Kultur empfinden, wozu auch die Lektüre Goethes, der ebenfalls die große objektive Ordnung in der Natur sah, beitrug.

Mehr und mehr gab sie sich einer Art dogmenloser Naturreligion hin. Sie glaubte an Gott als an den Schöpfer der Welt, sie sah die Ordnung in der Natur als eine gottgegebene, aber sie entfernte sich immer mehr vom Glauben im Sinne der Kirche, von dem sie sich übrigens noch nicht ganz losgesagt hatte.

Anderseits erwacht in ihr das Bewußtsein der menschlichen Kraft, des Guten in der menschlichen Natur. Das Gute lebt im Menschen, er soll nur nach seiner Natur leben, das Gute in sich entwickeln, ganz unabhängig von irgend einer Tradition in Kirche oder Staat. Man soll sich das Gefühl des eigenen Wertes erringen. Dadurch hilft der Mensch an der Lösung aller Probleme auf sozialem, religiösem, staatlichem Gebiete mit.

Treue und Wahrhaftigkeit dem eigenen Wesen gegenüber sind dazu eine wesentliche Forderung, welche die Dichterin, die sich schon in der Jugend durch eine übergroße Wahrheitsliebe hervorgetan hat, immer wieder betont.

Die in Klosterbruck gewonnene liberal-humanistische, weltfreudige Lebensanschauung, die auf dem Glauben in das Gute im Menschen beruht, steigerte sich noch in dem Jahrzehnt von 1860 bis 1870, das sie wieder in Wien verbrachte. Damals waren in Wien die gebildeten Stände, die ganze Beamten- und die Lehrerschaft nicht mehr kirchlich gesinnt. Die

Dichterin zog jetzt dem Verkehr in adeligen Kreisen die freisinnigen jüdischen Salons vor.[8]

Den Niederschlag ihrer damaligen Anschauung zeigen die ersten Werke.

Kampfbereit, im Bewußtsein der eigenen Kraft tritt sie uns entgegen in dem Erstlingswerk: „Aus Franzensbad“ (1858). Damals hatte sie noch nicht gelernt „milde zu sein gegen den Irrtum, nachsichtig mit der Beschränktheit“.[9] Sie tritt auf als Vertreterin der Rechte der Wahrheit, die sie besonders bei ihren Standesgenossen so schmerzlich vermißt. Gegen diese richtet sie sich mit scharfen Worten, die noch nichts vermuten lassen von der Sanftmut und Demut der älteren Ebner-Eschenbach.

Ihre Dramen aus dieser Periode sind einerseits auch von der Kritik der Aristokratie erfüllt, anderseits treten große geschichtliche Figuren darin auf, für die sie sich begeistert hat: Richelieu, Marie Roland, Maria Stuart, Schiller. Bezeichnend für die damalige Lebenshaltung der Dichterin ist, daß Maria Stuart nicht als Dulderin im englischen Gefängnis auftritt, sondern kämpfend für ihre Rechte und ihre Liebe in Schottland; und Schiller führt sie nicht auf der Höhe seines Ruhmes vor, sondern im Ringen zwischen Beruf und Liebe in Bauerbach.

Diese Helden führen gar stolze Worte im Munde. Entsagung, Geduld, Nachsicht kennen sie nicht. Freiheit, Kraft und Kampf ist die Losung. „Ich liebe oder hasse aus meiner eigenen freien Wahl“

[8] Vgl. Seite 197.

[9] Bettelheim 133.

(Maria Stuart, 1. Akt, 6. Auftritt). „Am Bösen männlich festzuhalten, stolz und kühn, selbst schlechter Sache dienen, ist ruhmvoller als unschlüssiges Schwanken zwischen dem Recht und Unrecht" (Maria Stuart, 2. Akt, 5. Auftritt). „Weicht der Gefahr, wenn Ihr zu klein Euch fühlt sie zu besiegen, ich trotze ihr, ich weiß mich ihr gewachsen" (Maria Stuart, 4. Akt, 2. Auftritt). „Es gibt kein Stehenbleiben" (Marie Roland, 4. Akt, 4. Auftritt). „Erhebt Euch über Euer selbst, das kann der Mensch in großen Augenblicken" (Marie Roland, 1. Akt, 4. Auftritt).

Schiller spricht in dem Drama „Doctor Ritter" vom Vorwärtsdringen, er will sich nur einem großen Schicksal beugen, „weil es ein großes ist". Der Kampf ist sein heimisch Element. (Doctor Ritter, 15, 18, 25).

Dergleichen Äußerungen geben so recht die Stimmung der Dichterin in diesen Jahren wieder, in denen ihr liebstes Wort Weiterstreben war. „Weiterstreben, das Herrlichste, Schönste im ganzen Leben, das Adelsdiplom der freien menschlichen Seele, der edelste Begriff, den unser Geist fassen kann, denn er schließt die erhabensten Fähigkeiten in sich, den reinen Sinn, der das Gute erkennt, die Entschlossenheit, die es übt, die heldenmütige Treue, die in ihm ausharrt! Also seinen Standpunkt immer verändern, immer neue Gegenstände erblicken, immer reinere Aussicht gewinnen, in ihm liegt das Glück, liegt der Frieden" (Aus Franzensbad 59).

Auch die ersten Eintragungen des 1867 angefangenen Tagebuchs und die ersten Aphorismen bekun-

den diesen lebensbejahenden, weltfreudigen, kampf=bereiten Sinn.

Als Abschluß dieser Periode erscheint das Mär=chen „Die Prinzessin von Banalien“ (1870), in dem der Gegensatz zwischen Kultur und Natur noch ein=mal scharf dargelegt wird in dem Kontrast zwischen dem engherzigen, faden, gleißenden Hofleben und dem Leben des freien Naturkindes Abdul in seinen Wäldern, geliebt und gekannt von den Tieren, deren Beschützer er ist.

Es ist eine durchaus praktische Lebensanschau=ung, die sich Ebner=Eschenbach in diesen Jahren auf=gebaut hat. Die Natur ist gut, in der Natur ist Har=monie. Der Mensch ist nicht Mittelpunkt, sondern vielmehr Teil des Ganzen; eine universelle Sympathie verbindet ihn mit allen Geschöpfen (E. 12. Bd. 163). In dieser universellen Harmonie können alle Disso=nanzen aufgelöst werden und der Mensch vermag durch eigene freie Kraft daran mitzuarbeiten, indem er nach dem ihm angeborenen Trieb zum Guten lebt.

Eine metaphysische Begründung des Wesens der Dinge liegt der Dichterin fern, wie denn überhaupt in der Mitte des 19. Jahrhunderts nach dem Zusam=menbruch der großen metaphysischen Systeme die Philosophie keinen bedeutenden Einfluß auf das Leben besaß.

Von Gott wendet sich Ebner=Eschenbach auch jetzt nicht ab, sie erkennt eine Offenbarung Gottes in der Natur an, diese bietet aber nicht die Möglich=keit einer völligen Erfassung seines Wesens.

Der katholischen Kirche gegenüber verhält sie

sich in dieser Zeit mehr und mehr ablehnend; auch schon deswegen, weil in den Kreisen, in denen sie in den sechziger Jahren verkehrte, eine kirchenfeindliche Stimmung zutage trat. Die Publizierung des bekannten päpstlichen Syllabus (1864) verstärkte in hohem Maße gerade in Österreich diese antikatholische Gesinnung. Der letzte Abschnitt des Syllabus wandte sich gegen den Liberalismus und verwarf die Religions-, Kultus- und Pressefreiheit. „Der Eindruck, den diese Veröffentlichung machte, war ein gewaltiger, und sie wurde in manchen Kreisen als ein förmliches Absageschreiben des Papstes an die Vertreter der modernen Kultur aufgefaßt".[10]

Mit dem Geist des Klemens-Hofbauer-Kreises, der hauptsächlich durch Kardinal Rauscher und Veith in Wien noch nachhaltig wirksam war, kam Ebner-Eschenbach nur einmal in Berührung, im Jahre 1868, als sie einen Besuch bei Kanonikus Veith machte, der zwar einen unauslöschlichen Eindruck auf sie ausübte, aber für ihre Anschauungen keine Bedeutung gewann.[11]

Kennzeichnend für ihre Haltung der Kirche gegenüber ist der Schluß des Dramas „Marie Roland". Im Gegensatz zu den geschichtlichen Tatsachen kehrt die Heldin am Ende ihres Lebens zu Gott zurück, den anzurufen sie beinahe verlernt hat. Wenn man ihr vorwirft, daß sie so fromm tut, daß

[10] Albert Ehrhard, Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert im Lichte der kirchlichen Entwicklung der Neuzeit, 2. und 3. vermehrte Auflage, Stuttgart und Wien 1902, 256.

[11] Tagebuch, 17. Februar 1868; vgl. Bettelheim 124.

ihr nur noch die Sehnsucht nach dem Priester fehlt, antwortet sie stolz: „Ich kehr zu Gott zurück, nicht zu der Kirche“ (Marie Roland, 5. Akt, 4. Auftritt). Das zeichnet die religiöse Auffassung der Dichterin in dieser Zeit; eine Gottesleugnerin ist sie nicht, sie hat sich aber losgelöst vom Glauben der Kirche.

3. Spätsommer (1870—1890).

Die Jahre 1870 bis 1890 bedeuten eine tiefe Einsenkung in der Ereigniskurve von Ebner-Eschenbachs Lebensbild, und infolgedessen tritt auch eine neue Erlebnisphase ein. Es ist eine überaus wichtige Periode in ihrem Leben; ihre Weltanschauung erfährt eine tiefgreifende Änderung, die sich in den achtziger Jahren in zwei größeren Werken „Das Gemeindekind“ und „Unsühnbar“ äußert.

Die ersten fünf Jahre nach 1870 bilden eine wahre Leidenszeit für die Dichterin. Durch den Tod ihrer Mutter (1869) ruht die Sorge für den alten Vater auf ihr, sie muß mit ihrem Manne das eigene Haus verlassen und siedelt über in das alte Rabenhaus, wo ein völlig neues Leben beginnt. 1872 stirbt ihr Vater. Schmerzlich berührt sie in diesem Jahre auch der Tod Halms und Grillparzers. 1874 erfolgt die rücksichtslose vorzeitige Pensionierung ihres Gatten. Zu alledem erlebt sie durch die dauernden Mißerfolge ihrer Dramen qualvolle Stunden.

Eigenes Leiden macht sie empfänglich für das Leid ihrer Mitmenschen. Die Tagebuchblätter verzeichnen in dieser Zeit vorzugsweise das menschliche Elend, das ihr begegnet. „So viel Verzweiflung

sieht man selten auf einem so jungen Gesicht, wie es aus dem seinen sprach", heißt es nach der Begegnung mit einem armen Jungen, „Kampf ums Dasein. Ist es ihn wert?"[12] Sie spricht über „unsere nichtsnützige Zeit" und klagt: „O wir elendes Menschenvolk!"[13].

Das menschliche Elend öffnet ihr auch die Augen für den furchtbaren Kampf unter den unvernünftigen Kreaturen und in der leblosen Natur. Durch die objektive Ordnung in der Natur kann dem Individuum großes Leid zugefügt werden, es geht dadurch zuweilen zugrunde. Die Dichterin betrachtet nicht mehr wie ihre Lotti die Uhrmacherin im Gefühl der süßesten Ruhe das „bewegte, rastlose und doch so friedvolle Leben und Weben um sie her, halb unbewußt gedankenlos" (E. 8. Bd. 124). „Die Welt voll Glanz und Sonnenschein", ist für sie nur noch „Schmerz in Schönheitshülle" (E. 11. Bd. 67).

Das Problem des Leidens beschäftigt die Dichterin immer mehr. Es steht in unlösbarem Widerspruch zu der Harmonie der Natur, die in der vorigen Periode so starken Einfluß auf sie ausgeübt hat. Der Übergang von einer weltfrohen zu einer pessimistischen Weltanschauung vollzieht sich in ihr unbewußt.

Im Jahre 1870 liest sie Schopenhauers Briefe, sie lehnt seinen Pessimismus ab. „Ich bin eine Feindin des Pessimismus".[14] Sie treibt gelegentlich ihren Spott

[12] Tagebuch, 27. Juni 1875; vgl. Bettelheim 159.

[13] Tagebuch, 17. November 1877 und 19. Juli 1879; vgl. Bettelheim 164, 170.

[14] Tagebuch, 4. Dezember 1874; vgl. Bettelheim 157.

damit: „Die glücklichen Pessimisten! Welche Freude empfinden sie, so oft sie bewiesen haben, daß es keine Freude gibt" (E. 11. Bd. 87). Die Schopenhauersche Lösung, daß interesseloses Schauen und Denken uns befreien soll von dem Elend des Willens, die Willensverneinung, wurde von der Dichterin nie angenommen. Dennoch zeigt sie sich in manchem von Schopenhauer beeinflußt.

Ebner-Eschenbach wundert sich selbst darüber, weil sie entdeckt, daß ihre drei ersten Novellen eine Kette von trostlosen Eindrücken geben.[15] In der Novelle „Ein Spätgeborener" (1874) hat sie sich einen Teil ihrer eigenen Enttäuschungen von der Seele geschrieben. „Das ist nicht erdichtet", schreibt ihr Freund Weilen, „das ist erlebt. Blutstropfen liegen zwischen den Zeilen".[16] „Die Großmutter" ist die einfache Nacherzählung eines wahren Geschehnisses, das der Dichterin tief ins Herz geschnitten hat. Die dritte Novelle „Chlodwig" ist wiederum eine trostlose Geschichte, in der ein unglücklicher Liebhaber schließlich beseeligt lebt in der Erwartung eines doch nur eingebildeten Glückes. In diesen drei ersten Novellen bildet das nicht selbst verschuldete Unglück das Hauptmotiv.

In den folgenden Werken „Božena" (1876), „Nach dem Tode" (1877), „die Resel" (1884), „Unsühnbar" (1889) verleiht die Dichterin dem selbstverschuldeten Elend einen ergreifenden Ausdruck. Da wirft sie die Frage auf, wie ist's möglich, wie

---

[15] Tagebuch, 4. Dezember 1874; vgl. Bettelheim 157.
[16] Brief von Jos. Weilen; vgl. Bettelheim 148.

kann der Mensch, der doch nur sein Glück will, solche Schuld auf sich laden? Warum heißt es so häufig: Weiß beschlossen, schwarz gehandelt? Die abgewiesenen Erinnerungen und Gefühle, „es häuft, es häuft sich, es wird ein Berg und stürzt euch bei der ersten Gelegenheit über dem Kopf zusammen" (E. 2. Bd. 344). Man hat das Bewußtsein des Unrechts und begeht es dennoch. Da muß der menschliche Wille wohl eine Grenze haben.

Ein Aphorismus der Dichterin aus dieser Zeit lautet denn auch: „Wer an die Freiheit des menschlichen Willens glaubt, hat nie geliebt und nie gehaßt" (E. 11. Bd. 89). Auf die Behauptung des Majors (Chlodwig): Der Wille des Menschen ist in moralischen Dingen absolut frei, lautet die Antwort seines Freundes: „So sprechen alle, die niemals mit sich gekämpft haben" (E. 11. Bd. 313).

Überhaupt wird in den Werken dieser Zeit über das Problem der Willensfreiheit viel gesprochen. Meistens schließt man mit der Folgerung, daß ein dunkler Instinkt Herr bleibt, daß man sich oft unwiderstehlich zum Falschen hingezogen fühlt, während das Rechte uns oft gleichgültig läßt. Verbrechen ist nicht schuld, es ist Wahnsinn (E. 2. Bd. 167; 4. Bd. 66; 11. Bd. 350).

Die Dichterin des großen Mitleids und der grenzenlosen Güte sucht einen Ausweg aus dieser Disharmonie, eine Erhebung aus dieser Ohnmacht. Sie erwartet keinen Trost und keine Hilfe von der Religion. Die Religion ist wie ein blinkender Stern am Horizont, zu dem Millionen von Menschen em-

porschauen. Er bietet ihnen nur einen verheißungsvollen Schein, den Widerschein des Trostverlangens in der eigenen Brust, aber „weiter rollt der Ozean des Leidens seine stöhnenden Fluten“ (E. 2. Bd. 290).

In keinem Werke aus dieser Zeit bietet die Religion den Menschen einen Halt. Die herrlichsten Taten der edelsten Menschen, einer Lotti, Božena, Maria Dornach (Unsühnbar), des Schulmeisters (Das Gemeindekind), des „Guten Monds“, geschehen nicht aus religiösen Motiven. Eine Ausnahme bildet der Sendbote Eduard Dembowski (Der Kreisphysikus), hier aber mußte die Dichterin an einer historischen Person aus der Zeit des polnischen Aufstands (1846) festhalten und war, wollte sie geschichtstreu bleiben, in der Wahl seiner Motive nicht frei.

Gott wird nicht geleugnet, er besteht, der allweise Schöpfer der Welt, nicht aber als gütiger Weltbeherrscher. Nachdem Er die Welt geschaffen, entwickelt sie sich unabwendbar nach den ihr eingeschaffenen Gesetzen. Es ist die eine und einzige Kraft, „die webt und treibt im Hälmchen auf der Wiese, widerhallt aus der tönenden Brust der Nachtigall, unwiderstehlich lockt und ringt im Menschenherzen“ (E. 2. Bd. 242). Zufall besteht nicht; was man so nennt ist nur die „in Schleier gehüllte Notwendigkeit“ (E. 11. Bd. 87). Ein scheinbarer Widerspruch gegen ein Naturgesetz ist nur „die selten vorkommende Betätigung eines anderen Naturgesetzes“ (E. 11. Bd. 100). Gott greift nicht mehr ein.

Der Gottesbegriff der Ebner-Eschenbach ist in diesen Jahren deistisch gefärbt, unbestimmt, vag,

nicht metaphysisch begründet. Gott offenbart sich nur in der Schönheit der Natur, in der man seine künstlerisch schaffende Hand erkennen kann.

Es liegt kein Grund vor, Ebner-Eschenbach in dieser Zeit Pantheistin zu nennen,[17] und sicher ist sie nicht Materialistin.[18] Sie spricht einfach ein „Ignoramus";[19] Gott ist unerreichbar. Zu völligem Erkennen kommt der Mensch nicht „wir segeln im Kreise". Der Mensch ist auch sich selbst ein Rätsel, und kann nur aufsteigen bis an die Grenzen des Erkennens (E. 12. Bd. 69).

Übrigens rechnet die Dichterin nicht so sehr auf die kalte Vernunft, nur des Menschen gutes Herz vermag etwas zu tun zur Abhilfe des Leidens, zur Herstellung der möglichst großen Harmonie. „Der Geist ist ein intermittierender, die Güte ein permanenter Quell" (E. 11. Bd. 93).

„Der Wohltäter des Menschen ist immer nur der Mensch" (E. 2. Bd. 236). Um aber ein Wohltäter sein zu können, muß der Mensch zuerst an seiner eigenen Selbstvervollkommnung arbeiten, denn um die Menschen zu ihrem wahren Heil zu führen, bedarf es einer reinen Hand. Das Gute muß man tun, um des Guten willen, aus keinem anderen Grund.

---

[17] Vgl. Käthe Offergeld, Marie von Ebner-Eschenbach. Untersuchungen über ihre Erzählungstechnik, Diss. Münster 1917, 49.

[18] Josef Nadler, Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften, Regensburg 1912—1928, 4. Bd. 881.

[19] Dies Wort und diese Weltanschauung gehörten damals zum Gemeingut der gebildeten Welt, vgl. „Ignoramus ignorabimus" von du Bois-Raymond, G. Büchmann, Geflügelte Worte, 26. Aufl., Berlin 1920, 257.

Dieses Gut sein, einfach selbstlos, ist Glück. Božena, Lotti die Uhrmacherin, Jakob Szela, die Komtesse Paula führte die Dichterin als Verkünder und Befolger dieser Lehre vor. Dann kam ihr ein Buch in die Hände, das ihr als Evangelium erschien, Salters Religion der Moral.[20] Begeistert las sie es und empfahl es ihren Freundinnen.[21] Ihr nächstes Werk „Das Gemeindekind" (1886), die bedeutendste aller bis dahin erschienenen Erzählungen Ebner-Eschenbachs, enthält den Niederschlag der Lehre dieses Buches. Der Schulmeister des Gemeindekinds erwähnt auch dieses Werk von Salter, das er ein Wunderbuch nennt, ein Buch dergleichen noch nie geschrieben wurde (E. 1. Bd. 186).

In der „Religion der Moral" fand Ebner-Eschenbach viele ihrer Anschauungen über Gott und Religion deutlich und klar ausgesprochen. „Ich glaube an keine der herrschenden Religionsformen, — heißt es da —, der persönliche Gott der Theologie ist illusorisch. Wenn man aufhört, an Gott in dem

---

[20] Vgl. Seite 80, 185, 188.

[21] In einem Brief vom 26. November 1886 berichtet Louise von François an C. F. Meyer, Marie von Ebner-Eschenbach habe ihr mit der höchsten Bewunderung über dieses Werk geschrieben, von dessen Wirkung sie nahezu eine neue Weltordnung zu erwarten schien. Sie hat schließlich dieses Werk in der deutschen Übersetzung der François geschickt mit dem handschriftlichen Bekenntnis an Stelle einer Widmung auf dem ersten Blatt: „Kein Philosoph, ein Prophet, dessen demütigste Jüngerin Marie von Ebner-Eschenbach." Vgl. Offergeld 48. Auch der Hermine Villinger schickte sie dieses Saltersche Werk. Diese antwortet in einem Brief vom 17. März 1888: „Sie sind ja das alles, was der Mensch in ‚Eine Religion der Moral' vom Menschen verlangt"; vgl. Ungedr. Brief der H. Villinger an Ebner-Eschenbach, 17. März 1888.

gewöhnlichen Sinne zu glauben, braucht man sich darum nicht mutlos zu der Welt und dem Leben, wie wir sie sehen, zurückzuziehen. Wer immer von einer Sache völlig in Anspruch genommen wird, von dem kann man sagen, er habe eine Religion. Die eigentlichen irreligiösen Menschen sind die Gleichgültigen".[22]

Salter war wie Ebner-Eschenbach der Ansicht, daß „kein Schleier von den Tiefen gelüftet" worden ist, die jenseits unseres bewußten Lebens liegen. „Aber auch aus ihnen scheint nicht nur unser Leben, sondern auch die ideale Form zu kommen, welche es annehmen sollte, und der ewige Ruf, daß wir uns zur Harmonie mit ihr erheben. Das ist sicher nicht Atheismus, und doch ist es ebensowenig Theismus".[23]

„Weder jüdisch, noch christlich, sondern einfach menschlich" ist eine Losung, die Ebner-Eschenbach damals gern unterschrieb.[24] Die einzige Religion, die in diesem Werke Anerkennung findet, ist die Religion der Moral. Ihre Existenz ist begründet, sobald man die Frage bejaht, ob man das Gute darum allein lieben kann, weil es das Gute ist. Ebner-Eschenbach hatte lang vorher in einem ihrer frühesten Aphorismen eine Antwort auf diese Frage gegeben als sie schrieb: „Man muß das Gute tun, damit es in der Welt sei" (E. 11. Bd. 91). Sie wiederholt in „Unsühnbar" diese Forderungen bestimmt: „Man tut das Gute um des Guten willen. Aus einem andern

---

[22] Salter 7 ff.
[23] Salter 355 ff.
[24] Salter 315.

Grunde getan, ist es wertlos" (E. 2. Bd. 236). Sie stellt dieselbe Forderung wie Salter, daß jeder Mensch „die große Liebe, das ganze, die ganze Menschheit zärtlich umfassende Herz" besitzen solle.[25]

Salter verwirft die christliche Frömmigkeit, deren Gipfel nach ihm erreicht wird, wenn die Menschen sich sehnen nach dem künftigen Reich, darum beten und sich darauf vorbereiten.[26] Die Dichterin zeigt sich damit einverstanden in ihrer Darstellung der Ideen der Klosterfrauen im „Gemeindekind".

Die Kirche hat nach der Lehre der „Religion der Moral" mit der Entwicklung der Moral nicht Schritt gehalten. Ebner-Eschenbach stellt das in der Parabel „Geschieden" dar. Der Glaube hat sich ohne die Liebe über die Erde verbreitet, er hat sich verirrt in Nacht und Finsternis. Die Finsternis hat ihre Macht über ihn gänzlich verloren. „Ihre Uneinigkeit ist Fluch, und die Menschenkinder fühlen ihn schwer" (E. 11. Bd. 40).

In einem Gedicht „Über dem Leben" behandelt Schönaich-Carolath diesen Widerspruch zwischen Glauben und Liebe und verdammt den gläubigen, aber liebelosen Menschen:

„Du hast gehört der Menschheit Jammerschrei
Und gingst vorbei".[26*]

Aus diesen Anschauungen heraus ist es zu erklären, daß Ebner-Eschenbach gerade in ihrem Werk

---

[25] Tagebuch, 26. April 1878; vgl. Bettelheim 165.
[26] Salter 226.
[26*] Schönaich-Carolath, Werke, 3. Bd. 121.

„Das Gemeindekind“ die geistlichen Personen, den Pfarrer und die Klosterfrauen so ungünstig darstellt, wie sonst nirgends in ihren Werken. Wir dürfen das ohne weiteres auf den Einfluß dieser kirchenfeindlichen Lehre Salters zurückführen.

Im „Gemeindekind“ erwähnt die Dichterin durch den Mund des Schullehrers die ethische Gesellschaften in Amerika „deren Zweck die Verbreitung moralischer Kultur“ (E. I. Bd. 186).

Zu Beginn der achtziger Jahre setzte auch in Deutschland das Interesse für die Ethik ein. Die Führer der Bewegung waren der Berliner Professor der Astronomie Wilhelm Friedrich Foerster und besonders Georg von Gizycki, der Übersetzer des oben erwähnten Werkes: „Die Religion der Moral“. Das Ziel dieser ethischen Bewegung war unbedingte Autonomie der Ethik, völlige Diesseitigkeit des Guten,[26**] Losungen, die Ebner-Eschenbach in den achtziger Jahren gern unterschrieb. Die Ideen, die der wichtigste Wortführer der ethischen Bewegung Friedrich Jodl (1848—1914) verkündete, finden häufigen Widerhall in Ebner-Eschenbachs Werke aus dieser Zeit. Er fordert die Pflege des geläuterten Menschentums, abgesehen von allen religiösen und metaphysischen Vorstellungen; sein Blick ist nicht auf's Jenseits gerichtet, sondern auf's Diesseits. Er nimmt Stellung gegen den Antisemitismus und die übertriebene Liebe zur eigenen Nation. Er will arbeiten an der sittlichen Vervollkommnung der Mensch-

---

[26**] Fr. Jodl, Ethik und Moralpädagogik gegen Ende des 19. Jahrhunderts, Stuttgart-Berlin 1913, 74 ff.

heit, gestützt auf die lebendigen Kräfte zum Guten, welche in der Menschheit nie gefehlt haben.[27]

Es ist dieselbe Religion aus Humanität, oder besser die Humanität als Religion, die Ebner-Eschenbach im „Gemeindekind" predigt. Eine völlige Lösung der Welträtsel bot ihr dennoch auch diese Lehre nicht. Nach dem versöhnenden Ausklang des „Gemeindekinds", behandelt die Dichterin in der nächsten großen Arbeit „Unsühnbar" (1889) wieder die alten Probleme von Schuld und Reue. Die Hauptperson Maria Dornach, eine der edelsten Gestalten der Ebner-

[27] Fr. Jodl, Wesen und Ziele der ethischen Bewegung in Deutschland, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1898, 14, 19, 22 f. und 15. Auch in Deutschland entstanden Gesellschaften für ethische Kultur, nicht als Gemeinde, wie die amerikanischen und englischen, sondern als Vereine. Die Hoffnung freilich, einen größeren Teil der gebildeten bürgerlichen Kreise in die Bewegung hineinzuziehen, hat sich nicht erfüllt. Nach Gizyckis Tode (1895) scheint die ganze Bewegung ins Stocken geraten. Nur die im Jahre 1894 in Wien gegründete Ethische Gesellschaft erwies sich eine Zeitlang besonders tätig. Ebner-Eschenbach kannte diesen Verein. Unter den vielen Bittstellern, die ihre Hilfe anriefen, befand sich im Jahre 1896 auch Professor Wilhelm Jerusalem. In einem Brief an Rodenberg schreibt die Dichterin über ihn: „Er hat in der Ethischen Gesellschaft in Wien einen Vortrag über Wahrheit und Lüge gehalten, der sehr gut gewesen sein soll, wie ich höre. Nun möchte er ums Leben gern seinen Vortrag in die Deutsche Rundschau bringen." Vgl. ungedr. Brief an Rodenberg, 13. Dezember 1896. Tatsächlich erschien der Vortrag kurz darauf in der „Deutschen Rundschau".

Es ist wohl nicht anzunehmen, daß Ebner-Eschenbach selbst zu den Mitgliedern der Ethischen Gesellschaft in Wien gehörte. Ihre Anschauungen hatten sich um die Mitte der neunziger Jahre schon bedeutend geändert. Nachdem Fr. Jodl sich 1896 in Wien angesiedelt hatte, nahm die Bewegung auch mehr eine kirchenfeindliche Haltung an, die sich in leidenschaftlichen Ausfällen auf Kirche und Christentum äußerte, womit Ebner-Eschenbach ganz gewiß zu dieser Zeit nicht mehr einverstanden war. Vgl. Seite 245 vorliegender Arbeit.

schen Dichtung überhaupt, würdevoll, einfach, selbstlos, von großer Menschenliebe erfüllt, macht sich in einem einzigen unbewachten Augenblick der Untreue gegen ihren Mann schuldig und verwüstet damit ihr ganzes Lebensglück. Ihr einziger Gedanke ist nur noch, die Schuld zu sühnen, und obgleich ihr Leben nur noch Buße und Leiden ist, bleibt die Schuld ungesühnt und stirbt sie in Verzweiflung mit den Worten: „Alles verloren . . ., den Glauben selbst an meinen freien Willen. Und doch nur einen Wunsch . . . o hätte ich nie ein Unrecht getan!" (E. 2. Bd. 365).

„Unsühnbar" ist die am sorgfältigsten ausgeführte Arbeit der Ebner-Eschenbach.[27*] Vierzehn Monate lang, auch nicht einen Tag ausgenommen, hat Maria Dornach sie beschäftigt.[28] Dennoch wurde von mehreren Seiten abfällig über diesen Roman geurteilt. „Es läuft ein Sprung durch dieses Kunstwerk", schreibt Erich Schmidt.[29] Tatsächlich gibt dieses Werk keine befriedigende Lösung des behandelten Problems. Soll man leben nach dem eingeschaffenen Trieb zum Guten, wie kommt es dann, daß diese edle Frau, die doch nur das Gute will, sich so vergißt?

Es ist ein entsetzlicher Widerspruch, der sich hier der Dichterin offenbart. Sie zeigt sich in diesem Werke abhängig von Schopenhauer, indem sie wie dieser annimmt, daß dem Menschen, weil er dieser und kein anderer ist, weil er einen ganz bestimmten Charakter hat, keine Handlung möglich ist, als die

---

[27*] Ungedr. Brief an Rodenberg, 16. März 1889.
[28] Ungedr. Brief an Rodenberg, 1. Juli 1889.
[29] Bettelheim 217.

er in einem gegebenen Fall vollzieht. Dennoch bleibt der Mensch sich seiner Verantwortlichkeit bewußt und bleibt auch das Schuldgefühl. Die Reue entsteht nicht weil der Wille sich geändert hat, was nach Schopenhauer unmöglich ist, sondern weil die Erkenntnis sich geändert hat.[30] Die völlig unüberlegte und wirklich in blindem Affekt begangene Tat, so wie der Fall in „Unsühnbar“ vorliegt, kann nach Schopenhauer durch wahre Reue, die sich in der Tat zeigt, wie ein verzeichneter Strich ausgelöscht werden. Nach Ebner-Eschenbach ist die Tat unsühnbar.[31]

Der Einfluß Schopenhauers, der in diesem Werke klar zutage tritt, ist auch daraus zu erklären, daß Ebner-Eschenbach sich in diesen Jahren wieder eingehender mit seiner Lehre beschäftigte.[32]

Am Ende der Periode zwischen 1870 und 1890 finden wir die Dichterin ebenso pessimistisch wie am Anfang. Erschüttert sieht sie, wie ihre Maria Dornach, in einer Vision die ganze Welt als einen „Ozean des Leidens“, hört sie die Mädchen singen von der „ewig neuen, eisgrauen Reue“ und steigt der Gedanke in ihr auf:

„Als Vorsehung magst du ihn hassen,
Den Künstler mußt du gelten lassen“ (E. 2. Bd. 291).

In der Novelle „Wieder die Alte“ (1886) heißt es denn auch: „Die Natur die uns betrügt, die jeden einzelnen von uns an den glühenden Ketten der Leidenschaften hinschleift zu ihren Zielen, um uns dort

---

[30] Schopenhauer, Werke, 3. Bd. 563 ff.
[31] Schopenhauer, Werke, 1. Bd. 354.
[32] Bettelheim 221.

elend verkommen zu lassen. . . . Die Natur, ein schläfender Dämon, der die Welten zusammenträumt" (E. 1. Bd. 261).

Aber auch in dieser Zeit will die Dichterin die Hände nicht mutlos sinken lassen. Noch betrachtet sie das Dasein als eine Aufgabe, die eigene Last zu tragen und wohl auch die anderer die schwächer sind (E. 1. Bd. 316). Das allein gibt einen Halt im Leben. Auch ohne Lösung der Welträtsel, muß man versuchen, gut und edel zu leben. Die Lösung, die das Christentum bietet, nimmt sie noch nicht an.

Den Glauben an das Gute im Menschen verliert die Dichterin auch nicht, obgleich der Einfluß des Bösen groß ist, wird er doch meistens durch den mächtigen Trieb zum Guten überragt.[32*]

Ihre Ethik beruht zum guten Teil, wie wiederum bei Schopenhauer, auf dem Mitleid. Diesem Mitleid gerade entgegengesetzt ist der Egoismus, und die Grausamkeit. Gegen beide tritt die Dichterin auf. Kalten, berechneten Egoismus schildert sie in der Person des Grafen Wolfsberg (Unsühnbar), in der Gräfin und ihrer Tochter (Ein kleiner Roman), in Arnold Bretfeld (Wieder die Alte).

Die Erzählung „Unsühnbar" gibt schon eine Ahnung, daß es eine bessere Welt gibt, nach der wir uns alle sehnen, auf die wir alle hoffen (E. 2. Bd. 191). Das Diesseits allein vermag die Ebner nicht mehr zu befriedigen, sie beschäftigt sich mehr mit einem

---

[32*] Dieser starke Glaube an das Gute in der Welt kennzeichnet auch den wesensverwandten Schönaich-Carolath; vgl. Schönaich-Carolath, Werke, 3. Bd. 128 f.

Jenseits, das sie zwar nie geleugnet hatte, das sie aber in ihrer Weltanschauung entbehren zu können meinte. Die kleine Skizze „Ihr Traum“ (1888) geht in dieser Hinsicht noch weiter und beschäftigt sich mit dem Problem des Verkehrs der Toten mit den Lebenden, eine Frage, die der Ebner=Eschenbach vom Vater her im Blute lag.[33] Sie wurde dazu auch ange= regt durch Fechners Lehre vom Leben nach dem Tode, die in diesen Jahren in ihren Gesichtskreis trat und die Anschauungen der Dichterin, besonders im Jahrzehnt von 1890—1900, stark beinflussen sollte.

Seit dem Jahre 1867 schon verkehrte Ebner= Eschenbach mit dem Professor und Ästhetiker Robert Zimmermann,[34] der ein Schüler Bolzanos und Franz Exners war. Seit 1879 pflegte sie auch Umgang mit Siegmund Exner,[35] dem Sohne Franz Exners. Durch Franz Exner war die Herbartsche Philosophie in Österreich bekannt geworden; sie fand dort in den siebziger und achtziger Jahren großen Beifall. Durch Zimmermann und die Familie Exner ist auch Ebner= Eschenbach zweifellos mit Herbarts Lehre bekannt geworden, und sie zeigt sich auch in manchen Stük= ken dadurch beeinflußt.

Wie Herbart sah auch Ebner=Eschenbach die Grundlage des religiösen Glaubens in der Naturbe= trachtung, Herbart schloß aus der Zweckmäßigkeit

[33] Bettelheim 46. Der Spiritismus erfuhr damals seine erste wissenschaftliche Begründung durch Karl du Prel 1839—99. Vgl. seine Werke, u. a. Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften, 1890.

[34] Bettelheim 112 und 130.

[35] Bettelheim 220.

auf die Existenz Gottes, Ebner-Eschenbach betont neben der Ordnung auch die Schönheit der Natur als eine Offenbarung Gottes. Herbart leugnete die Möglichkeit einer eigentlichen Gotteslehre, auch Ebner-Eschenbach hielt in diesen Jahren, wie schon oben gesagt, Gott für unerreichbar. Sie erwähnt Herbart oder seine Philosophie nirgends, er hat aber neben Schopenhauer und Salter ihr Denken von 1870 bis 1890 zumindest mittelbar entschieden beeinflußt.

4. **Alter** (1890—1900).

Das Jahrzehnt 1890 bis 1900 kennzeichnet sich im Leben der Ebner-Eschenbach durch die Häufung der Todesfälle[36] unter ihren Verwandten und Bekannten. Die Dichterin selbst fühlte sich, auch wohl teilweise durch die vielen schmerzlichen Verluste, sehr alt und müde, sie klagt wiederholt in ihren Briefen über die vielen Sorgen, über ihren stark gesunkenen Mut, über „den Kreuzweg des Alters".[37]

[36] Am 25. Juli 1890 starb Josef von Weilen. „Ich werde seinen Tod nicht verschmerzen", verzeichnet das Tagebuch bei dieser Gelegenheit; vgl. Bettelheim 223. 1891 verschieden Ernst Fleischl, der Sohn Ida Fleischls, und August Graf Kinsky, der Schwager der Ebner-Eschenbach. 1893 starb Louise von François, und Ida Fleischls Gatte Karl Fleischl; 1894 Theodor Billroth, mit dem Ebner-Eschenbach im letzten Jahrzehnt im regen Verkehr stand. 1894 war auch das Todesjahr Betty Paolis und Marie Kittls, der ehemaligen Erzieherin der Ebner, mit der sie 59 Jahre immer in Fühlung geblieben war. 1896 beschloß die geliebte Schwester der Dichterin das Dasein, 1898 ihr Mann Moritz von Ebner-Eschenbach. Schließlich 1899 ihre treueste Freundin Ida Fleischl, deren Tod für die Ebner nach ihrem eigenen Bekenntnis einen unermeßlichen Verlust bedeutete.

[37] Ungedr. Brief an Rodenberg, 27. März 1891; 5. Dezember 1895; 22. November 1896 u. a.

Ihre Gedanken richten sich öfters auf das Jenseits. Dazu kommt noch, daß die Philosophie Fechners immer größeren Einfluß auf sie gewann. Eine Veranlassung dazu mag der Verkehr mit dem berühmten Chirurgen Billroth gewesen sein.[38]

In ihren Auffassungen über das Sterben und über das Leben nach dem Tode zeigt sich Ebner-Eschenbach stark von Fechner beeinflußt. Sie glaubt nicht, daß das Sterben ein Eingehen in das Nichts ist. „Alles ist, nur nicht das Nichts" (E. 10. Bd. 44). Im Jenseits erwartet sie ein Wiedersehen mit denen, die man im Diesseits gekannt.

An Himmel und Hölle im Sinne der Kirche freilich glaubt sie ebensowenig wie der glaubenslose Leo Klinger (Glaubenslos), wenn er fragt: „Hochwürden, einen Augenblick vergessen Sie Ihres Amtes, sprechen Sie zu mir wir ein Mensch zum andern. . . . glauben Sie an Fegfeuer und Hölle?" Und sogar der gläubige alte Pfarrer gibt eine ausweichende Antwort, indem er sagt: „Ich bin ein Diener der Kirche, lieber Sohn, und glaube, was zu glauben die Kirche mir vorschreibt. Das sollst auch du" (E. 2. Bd. 46).

Wie sehr die Dichterin sich mit diesen Dingen beschäftigt hat, geht aus einem Brief an Rodenberg

---

[38] Dieser Fechner-Anhänger Chr. Alb. Theodor Billroth (1829—94), der sich 1882 in St. Gilgen im Salzkammergut eine Villa kaufte, wo er in den Sommerferien wohnte und mit Ebner-Eschenbach bekannt wurde, ist jedoch nicht, wie Radke behauptet, ein persönlicher Freund Fechners gewesen. Das war Joh. Gust. Fr. Billroth (1808—36), der als Professor in Leipzig Fechner die erste Anregung zu seiner Lehre vom Leben nach dem Tode gab. Vgl. Radke 85 und Fechner, Vom Leben nach dem Tode, 59.

hervor, worin es heißt, daß es ihr „eine Herzensangelegenheit“ war, daß diese Stelle, die sie erst in andere Worte gefaßt hatte, umgeändert wurde.[39]

Strafe für das Böse muß sein, aber die Bosheit bringt die Strafe mit sich. „Bös sein heißt leiden“ (E. 2. Bd. 46). Die Strafe wird einem nicht im Jenseits von außen her auferlegt. Der Gedanke an eine ewige Strafe ist der Ebner geradezu unerträglich. Die Hölle trägt der schlechte Mensch in seiner eigenen Brust, in seinem Gewissen hat er den strengsten Richter. Sie gebraucht fast wörtlich Fechners Ausdruck, wenn er die ewige Hölle für zeitliche Sünde nicht gelten lassen will, während auch er von dem qualvollen Feuer im Busen des Sünders spricht.[40]

Übrigens war es nicht nur Fechner, der sich in dieser Zeit mit der Frage nach der Ewigkeit der Höllenstrafen beschäftigte. Der auf den römischen Index gesetzte Würzburger Professor Hermann Schell gelangte in den neunziger Jahren von seinem Gottesbegriff zu einer Abschwächung der traditionellen Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen, die einer Leugnung derselben fast nahe kam. Auch Tolstoj stimmt mit seinen Auffassungen in dieser Hinsicht genau mit Ebner-Eschenbach überein.[41]

Wiederholt kommt die Dichterin in dieser Zeit auf die Frage des Gewissens zu sprechen. Es ist

---

[39] Ungedr. Brief an Rodenberg, 19. Februar 1893.

[40] Fechner, Über das höchste Gut, 13 ff.

[41] „Quand on se rapelle ce qu‘on a fait souffrir et ce qu‘on a souffert, à quoi bon l‘enfer? C‘est pire que tout enfer“; vgl. L. Tolstoi, Les Rayons de l‘aube. Traduit du russe par J. W. Bienenstock, Paris 1901, 227.

nichts Angelerntes, nichts Angewöhntes; die Frage was es sei, ist schwer zu beantworten, jedenfalls aber ist es dem Menschen angeboren, ein Naturprodukt (E. 2. Bd. 107; 5. Bd. 228).

Diese Beschäftigung mit dem Problem des Gewissens ist wohl auch eine Folge ihrer Lektüre Nietzsches,[42] der das Gewissen leugnete. Ebner-Eschenbach stimmt hier wieder völlig mit Fechner überein, der ausdrücklich betont, daß das Gewissen etwas Angeborenes sei, das sorgfältig und fein ausgebildet werden solle. Er nennt es u. a. einen „Anteil vom göttlichen Lichte";[43] Ebner-Eschenbach spricht von der Stimme der göttlichen Wahrheit in uns (E. 2. Bd. 107).

Die Frage nach dem Gewissen berührt sich wieder nahe mit dem Problem von der Willensfreiheit, von Schuld und Reue. Auch in den Ebnerschen Novellen aus diesem Jahrzehnt spielt die Frage eine große Rolle. Noch ist die Dichterin der Ansicht, daß das Sollen des Menschen sich konstruiert aus Einsicht und Vermögen, äußerem und innerem Zwang (E. 5. Bd. 262). Der junge Russe in der Novelle „Die Reisegefährten" kann keine Reue empfinden, weil er, in dieselbe Lage versetzt, noch einmal so handeln würde (E. 5. Bd. 242). Er bildet aber einen Ausnahmefall; die meisten Menschen kennen die Reue, sogar wenn sie ihre Tat objektiv als gut betrachten. Der Vater, der schuld ist an dem Tod seiner Tochter (Das Schädliche) muß gestehen: „Es war gut, es

[42] Bettelheim 153 und 258.
[43] Fechner, Über das höchste Gut, 58.

sollte mich nicht reuen, wir sind der Schmach entgangen, die sie über uns gebracht hätte", dennoch lebt er in Zweifel und wachsender Qual weiter.

Es ist ein typisches Beispiel der Reue, die Fechner definiert als „unergründliche Angst wegen schlechter Handlungen, die uns doch hier keine Nachteile bringen".[44] Der Sohn, der eine angeborene Antipathie gegen seinen Vater empfindet und dagegen erfolglos ankämpft, büßt hart für diese „Schuld", so hart, daß er dabei sein Leben opfert (Die Reisegefährten). Ebner-Eschenbach huldigt hierin noch der Ansicht Schopenhauers, der Mensch handle so, wie er nach seinem Charakter handeln müsse, fühle sich aber doch verantwortlich für seine Taten.

Nicht nur gegen das Böse in sich selbst kämpft der Mensch oft vergebens an, auch der Vernichtungskampf gegen das Böse in andern bleibt oft ohne Erfolg. Das bildet das Hauptmotiv in der wichtigsten Erzählung der Ebner-Eschenbach aus dem Jahrzehnt 1890 bis 1900: „Glaubenlos" (1893). Leo Klinger, der geistliche Kooperator, ist ein Glaubensloser im Sinne der Kirche, wenigstens will die Dichterin das zum Ausdruck bringen. Diesen Glauben hat er am Ende der Novelle nicht wiedergefunden, und darum handelt es sich auch nicht. Er verliert nun aber auch den Glauben an das Gute im Menschen, das zu fördern er als seinen Beruf erkannt hat. Und diesen Glauben an den Menschen findet er endlich wieder.

---

[44] Fechner, Vom Leben nach dem Tode, 15.

So ist der Ausklang dieser Geschichte optimistisch, obgleich auch tief pessimistische Züge darin vorkommen, z. B. dort, wo geschildert wird, wie die Leidenschaften sich mit immer größerer Schamlosigkeit durchsetzen. Dann kommt es einem vor, wie dem alten Pfarrer Thalberg, als wäre von einem ungeheuren Behältnis mit Hefe der Deckel plötzlich weggenommen. Von dem erfolglosen Kampf gegen das Böse geben auch die Novellen „Oversberg" (1891), „Das Schädliche" (1894), „Ein kleiner Roman" (1889) und „Mašlans Frau" (1897) ein trostloses Bild.[45]

Auf die Frage nach dem Ursprung des Bösen weiß die Dichterin keine andere Antwort als Fechners „Wir wissen es nicht, und niemand weiß es".[46] Eines jeden Menschen Pflicht ist es aber, dem Guten zum Sieg über das Böse zu verhelfen. Denn auch jetzt noch glaubt die Ebner, daß der Trieb zum Guten im Menschen oft stärker ist als der Trieb zum Schlechten (E. 2. Bd. 46). Sie weiß, daß der Welt durch eine optimistische Auffassung mehr geholfen ist als durch eine pessimistische. Ein pessimistischer Glaube trägt nach Fechner nur dazu bei, die Welt traurig zu machen.[47] Ebner-Eschenbach verkündete

---

[45] Man hat öfters angenommen, daß Ebner-Eschenbach in der Novelle „Mašlans Frau" die Handlungsweise Frau Evis gebilligt hat, daß sie deren Starrköpfigkeit als Standhaftigkeit bewundert. In einem Brief an Rodenberg nennt sie aber ausdrücklich diese Frau Evi „eine verdrehte Person" und der Titel, den die Novelle eigentlich tragen sollte, lautet „Böhmische Schädel". Vgl. Ungedr. Brief an Rodenberg, 24. Juli 1897.

[46] Fechner, Über das höchste Gut, 13.

[47] Fechner, Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht, 130.

schon durch den Mund des Schullehrers im „Gemeindekind", daß Traurigkeit Tod, Heiterkeit aber Regsamkeit, Bewegung und Leben ist (E. 1. Bd. 187).

Hier könnte ein Hinweis auf die optimistische Weltanschauung Franz Brentanos am Platze sein, der als seinen Wunsch zu verstehen gab, daß die Weisheitslehre des Aristoteles seine pessimistisch angehauchte Zeit die Augen dafür öffnen möchte, wie wenig die Hilfsquellen des optimistischen Weltgedankens erschöpft sind.[*47]

Franz Brentano dozierte in den Jahren 1874—1895 in Wien und war in der Wiener Gesellschaft ein gern gesehener Gast. Er muß wohl auch in den Gesichtskreis der Ebner-Eschenbach getreten sein. Sein Rätselbuch „Aenigmatias" wirkte gesellschaftlich anregend; in seinem Vorwort zur zweiten Auflage sagte der Verfasser, daß in Wien u. a. Ferdinand von Saar, Adolf Wilbrandt und Gräfin Wickenburg-Almásy sich mit seinen Rätseln gern beschäftigten.[47**] Brentano nennt da also drei Namen aus dem engsten Freundeskreis der Ebner. Auch in dieser Hinsicht ist er deshalb für sie kein Unbekannter gewesen.

Eine unmittelbare Beeinflussung der Ebner durch Brentano freilich ließ sich nicht feststellen. Wohl gibt es manche Berührungspunkte zwischen beiden, wie etwa Brentanos Ehrfurcht für den hohen ethischen Sinn der Kirche trotz seiner persönlichen

---

[47*] Franz Brentano, Aristoteles (Große Denker, 1. Bd.), Leipzig 1911, 207.

[47**] Franz Brentano, Aenigmatias, 3. Aufl., München 1919, XII.

Loslösung von der Kirche und seiner Ablehnung der katholischen Dogmen; sein Determinismus und die Leugnung jedes absoluten Zufalls und wie oben gesagt seine optimistische Weltanschauung.[47***]

Für Nietzsches neue Heilslehre, für seine Herrenmoral, worin der Begriff Pflicht zum „abgetanen Moraltrödel" gehört, für die Lehre des „Jenseits von Gut und Böse" kennt die Dichterin nur Spott und Verachtung. Ein Zerrbild eines Schülers dieses großen „Krankheitserregers" Nietzsche gibt sie in dem überspannten jungen Hagen (Bertram Vogelweid).

Vielmehr würdigt sie in dieser Zeit wieder das viele Gute, das der Glaube den Menschen bietet. „Ich bin kein starker Geist, der des Glaubens entraten kann", sagt die edle Luise (Die arme Kleine 1899), die durchaus keine schwächliche Frau ist. Auch der glaubenslose Leo Klinger muß gestehen: „Glauben ist mehr als Wissen, und glauben können das höchste Glück" (E. 2. Bd. 23). Anderseits hat die Dichterin in ihrer Freundin Ida Fleisch, dieser starken Frau, die das Leben tiefer gelebt hatte als viele andere, ein abschreckendes Beispiel dafür, wie trostlos sich das Leben eines ungläubigen Menschen gestaltet in Not und Leiden. „Arme Ida, ich erschrecke über die oft tiefe Versunkenheit, in der ich sie oft antreffe, über ihr Zerstreutsein und besonders über den Ausdruck von Trostlosigkeit, den ihre Augen angenommen haben".[48]

[47***] Max Ettlinger, Franz Brentanos Neu-Aristotelismus (Hochland, 14. Jahrg.), München 1917, 762.

[48] Tagebuch, 21. Juni 1893; vgl. Bettelheim 225.

Ebner-Eschenbach war dem Glauben übrigens nie feindlich gesinnt und es muß sie gefreut haben, auch bei Fechner den Toleranzgedanken so deutlich ausgesprochen zu finden: „Hiernach mag jeder den Glauben in dem Gott, dessen Geist in dieser Weltordnung waltet, sich in seiner Weise zurechtlegen".[49]

Dem Dogma steht Fechner vollkommen frei gegenüber.[50] Ebner-Eschenbach war wie Fechner davon überzeugt, daß die Menschheit noch nicht vermocht habe, das Bewußtsein ihres Gottes rein, klar und befriedigend aus sich herauszuarbeiten, sie sucht wie Leo Klinger (Glaubenslos) nach einer Brücke, die zu Gott führen könnte. Der Glaube an eine abstrakte Weltordnung genügt ihr nicht, sie sucht wieder nach einem persönlichen Verhältnis zu Gott.

Übrigens bleibt hier wie in allen Dingen alles eher Sache des Glaubens als des Wissens. Alles Wissen „endigt in einem Glauben" (E. 11. Bd. 120), sagt Ebner-Eschenbach in wörtlicher Nachahmung von Fechners Lehrsatz: „Ein jedes Wissen um das was ist, setzt sich fort in Glauben und muß sich darin fortsetzen und endlich damit abschließen".[51] Wie der Narr der Prinzessin Leiladin (1891) treibt die Dichterin ihren Spott mit den positiven Wissenschaften, aus denen heraus man alles zu erklären sucht, „Kein Anklang an etwas Unendliches mehr" (E. 11. Bd. 168).

---

[49] Fechner, Über das höchste Gut, 14.

[50] Fechner, Vom Leben nach dem Tode, 6.

[51] Fechner, Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht, 18.

In dem Jahrzehnt von 1890 bis 1900 sucht Ebner-Eschenbach also noch vergebens nach einer befriedigenden Lösung der Fragen, die sie schon seit Jahren beschäftigen. Das Problem der Schuld, des Leidens, der zerbrochenen Harmonie, der Macht des Bösen richtet ihren Blick nach einem anderen Leben, nach einem Jenseits. Sie steht stark unter dem Einfluß der Fechnerschen Philosophie und seiner metaphysisch gerichteten Lehre. In ihr selbst macht sich ein Bedürfnis nach einem Verhältnis zu einem persönlichen Gott geltend.

5. Ausklang (1900—1916).

Die ersten Jahre nach dem Tode ihres Gatten (1898) sehen die greise Dichterin in Rom. Hier erholt sie sich von den schweren Schlägen, die sie in den vorhergehenden Jahren getroffen haben; sie erfreut sich an den Kunstschätzen des Altertums. Nach dem Jahre 1905 bringt sie jedoch den Mut zu einer großen Reise nicht mehr auf. Sie verbringt die letzten Jahre ihres Lebens während des Winters in Wien, wo sie bei ihrer innig geliebten Nichte Marianne Gräfin Kinsky wohnt, während des Sommers in Mähren auf einem der Güter ihrer Verwandten, meistens in ihrem Geburtsort Zdislawitz.

Ein überaus glückliches Alter war der Ebner-Eschenbach beschieden. Sie fühlt sich umgeben von der Liebe ihrer „Kinder", d. h. ihrer Neffen und Nichten, die sie oft in großer Dankbarkeit erwähnt.[52] Die

---

[52] Vgl. u. a. Bettelheim 230 und 269.

Außenwelt ehrt sie durch so hohe und so zahlreiche Auszeichnungen, daß ihr manchmal ein „Zuviel" auf die Lippen kommt.

Die Hetze, worüber sie sich in den vergangenen Jahren so oft beklagte, läßt nach, so daß sie sogar darüber spottet, daß sie sich Freude an Müßiggang angewöhnen muß. Diese Ruhe preist sie hoch, „sie ist verwöhnender als der verwöhnendste Umgang" (E. 12. Bd. 126).

Die Gedanken kommen ihr nicht mehr „im Sturme, wie die brausende Flut, wie Blitze aus dunklem Gewölbe" (E. 12. Bd. 134). Sie beschränken sich meistens auf Erinnerungen aus dem früheren Leben und Ausblicke in die Zukunft ins Jenseits.

Das ist nun nicht so aufzufassen, als hätte sich die alte Dichterin von der Welt zurückgezogen. Nein, nach wie vor behält sie ein offenes Auge für die geistigen Strömungen ihrer Zeit und steht auch selbst unter deren Einfluß. So wie der Liberalismus der sechziger Jahre sie nicht unberührt gelassen hatte, so zog die neu aufkommende Strömung im katholischen Leben Wiens um 1900 nicht spurlos an ihr vorüber.

In den Jahren kurz vor und nach der Jahrhundertwende wurde das geistige Erdreich Wiens aufgelockert und bereit wiederum eine neue Glaubenssaat zu empfangen. Zu dieser Zeit trat die vergessene Lehre Bolzanos, besonders durch Husserls[53] Hinweis, abermals in den Vordergrund geistiger Aussprache.

---

[53] Edmund Husserl war zudem Ebners Landsmann. Er entstammte wie so viele ihrer Freunde und Freundinnen dem Judentum und war zu Proßnitz in Mähren geboren.

Durch Robert Zimmermann, den Schüler Bolzanos, der, wie schon gesagt, mit Ebner-Eschenbach verkehrte, hat sie unzweifelhaft davon gehört.

Bolzano lehrte, daß eine Metaphysik möglich sei. Er glaubte an einen allweisen, allheiligen Gott, an ein zukünftiges Leben, in dem sich die ausgleichende Gerechtigkeit Gottes fortsetze. Die natürliche Ethik und Religion reicht nach ihm nicht aus, der Mensch bedarf einer göttlichen Offenbarung.

Für eine solche Lehre war Ebner-Eschenbach in den vergangenen Jahren gleichsam vorbereitet. Bolzano vertrat wie Herbart, dessen Lehre er günstig beurteilte, den Theismus.

Im Jahre 1901 erschien von der Hand des aus Straßburg nach Wien berufenen Professors Albert Ehrhard das epochemachende Werk: „Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert", dessen Zweck der Verfasser selbst folgendermaßen umschreibt: „Mein Buch ist eine Auseinandersetzung mit der heutigen konkreten Kulturwelt, der ich beweisen wollte, daß sie sich zur Rechtfertigung ihres Widerspruchs gegen Katholizismus, Christentum und Religion nicht auf die berechtigten Forderungen und Bestrebungen des modernen Kulturlebens stützen könne".[54]

Ehrhard stützt sich auf die Kirchengeschichte, die er in ein neues Licht stellte. Er fand, aus dem Deutschen Reiche kommend, besonders in dem offiziell allgemein als katholisch geltenden Österreich,

---

[54] Alb. Ehrhard, Liberaler Katholizismus? Ein Wort an meine Kritiker, Stuttgart und Wien 1902, 31.

wo man jedoch immer noch modernen Geist und katholische Kirche für unwiderrufliche Widersprüche hielt, schon infolge der dort vielfach zurückgebliebenen und durch unglückliche politische Verhältnisse zu einer Art Sonderdasein verurteilten katholischen Fakultäten, ungeheuren Beifall.

Auch Ebner-Eschenbach hatte längere Zeit in der Kirche eine Feindin der modernen Kultur gesehen und wurde jetzt eines Besseren belehrt. Dazu mag für sie noch der Umgang mit zwei hervorragenden Historikern in Rom beigetragen haben. Dort verkehrte sie u. a. mit dem Geschichtsforscher Theodor Sickel, einem norddeutschen protestantischen Pastorssohn, und dem Tiroler Dominikaner Heinrich Denifle, dem gründlichen Forscher auf dem Gebiete der Mystik und der Reformationsgeschichte.[55]

Fügen wir zu alledem noch den Umstand, daß sie sich bei einer Schilderung ihrer Kinderjahre eingehender mit dem Glauben ihrer Jugend beschäftigen mußte, so kann es uns nicht wundernehmen, daß sie schon vor dem Jahre 1903 an der Hand ihrer Nichte Marianne Kinsky zur katholischen Kirche zurückkehrte.[56]

Als Schaffende hatte Ebner-Eschenbach den Glauben an Gott, den Schöpfer nie verloren (E. 9. Bd. 40), sie hatte nur die Auffassung gehabt, er

---

[55] Th. Sickel (1826—1908); H. S. Denifle (1844—1905).

[56] In einem Brief vom 12. Dezember 1932 schreibt mir Enrica von Handel-Mazzetti: „Als ich die greise Meisterin kennen lernte, war sie schon an der sanften Tochterhand ihrer Lieblingsnichte Marianne Kinsky zum praktischen kirchlichen Leben zurückgekehrt“.

sei für seine Geschöpfe unerreichbar. Jetzt vermag sie wieder in allem seine liebevolle Vaterhand zu erkennen, in Trauer und Strafe für die Sünde seine „unergründliche Weisheit und einzig anbetungswürdige Macht" zu erblicken (E. 6. Bd. 280). Der Glaube an einen persönlichen Gott bietet ihr die einzige Lösung des Problems des Leidens, über das sie sich so oft „zu Tode gedacht".[57] „Nur wenn man sagen kann, Herr, Du hast es getan, vermag man es zu tragen".[58]

Sie gehörte nicht zu denjenigen, „die sich im Alter immer tiefer in das Vorurteil hineinbohren", sondern sie befreit sich von ihm und steht „fest auf eigenen Füßen im hellen klaren Lichte der Wahrheit, des Friedens".[59] Dieser Frieden war ihre Errungenschaft aus den langen Kämpfen des Lebens.[60] Sie bedauert ihr Irren und Suchen nicht, wer in seinen Überzeugungen nie gewankt hat, hat nie nachgedacht (E. 12. Bd. 130). Jetzt aber ist sie eingetreten in den Ewigkeitsbau des Glaubens, wo sie Labsal, Trost und Gnadengaben empfängt (E. 12. Bd. 53).

In diesen Jahren gewährt ihr das Gebet wieder die reine Freude, die sie in ihrer Jugend darin fand, Gebet besonders als ein wortloses Dank- und Glückgefühl (E. 9. Bd. 40). „Der erste glückliche war der erste Beter" (E. 12. Bd. 98). Das Gebet wird ihr zum Wahrzeichen, an dem sie die Menschen zu er-

[57] Ungedr. Brief an Rodenberg, 2. Juni 1896.

[58] Vgl. Mumbauer, Marie von Ebner-Eschenbach (Hochland, 14. Jahrg.), München 1917, 216.

[59] Bettelheim 260.

[60] Ungedr. Brief an Rodenberg, 12. Juli 1911.

kennen glaubt. So spricht sie die Meinung aus, daß der, der nicht heiß und inbrünstig gebetet hat, wenn auch nur ganz kurz in einem großen schwerwiegen-den, nie vergessenen Augenblick höchster, schmerz-lichster Not oder höchster Glückseligkeit, immer etwas Ungelöstes in seiner Seele behält, „eine uner-schlossene Knospe, einen unbefruchteten Keim" (E. 12. Bd. 87).

Die Kirche und ihre Diener finden in den Alters-werken eine ideale Darstellung. Der Priester Em-manuel (Unverbesserlich 1909) gehört zu den edel-sten und sympathischesten Gestalten der Ebnerschen Dichtung überhaupt. Die Schwestern im Kranken-haus und Kindergarten bekommen ein hohes Lob, den Missionsschwestern setzt sie ein schönes Denk-mal.

Frömmigkeit darf aber nie zur Härte werden und die Treue zur Kirche nicht zu Engherzigkeit, die alle edle Bestrebungen verdammt, weil sie nicht von der Kirche ausgehen (E. 9. Bd. 224). Den Konvertiten-übereifer, den wir etwa bei einer Ida Gräfin Hahn-Hahn oder einem Klemens Brentano antreffen, finden wir bei Ebner-Eschenbach nie.

Der großen Mitleidsdichterin fällt der Glaube an ewige Höllenstrafen noch immer schwer. Der große Sünder in der Parabel, geht hinüber mit den ruhigen Worten: „Den Allwissenden fürchte ich nicht" (E. 12. Bd. 31). Eine Selbstmörderin zu ver-dammen, bringt Ebner-Eschenbach nicht übers Herz (E. 9. Bd. 244).

In der Reue über das begangene Unrecht erblickt

sie die schwerste Strafe für die Sünde. Manches Große entsprang schon der Reue über ein kleines Unrecht (E. 9. Bd. 176). Auffallend oft spricht die Dichterin in den Altersnovellen über diese Reue, deren Wert „sogar Goethe geleugnet“ (E. 9. Bd. 176) und die Nietzsche „aus dem Bereich des Vernünftigen hinausgehöhnt“ hat (E. 9. Bd. 122). Dennoch wagt sie es, ihre Stimme zu erheben und zu sagen: „Heil dem Herzen, das sie empfinden kann! Ist eine Wendung vom Unrechten zum Rechten denkbar ohne vorhergegangene Reue?“ (E. 12. Bd. 308).

Die Nietzschesche Lehre von der Gewissensfreiheit, vom Übermenschen lehnt sie ab und bespöttelt sie jetzt erst recht (E. 10. Bd. 95). Ihr ist das höchste Wort, das jemals an die Herzen der Menschen geschlagen hat: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ (E. 6. Bd. 249).

Ihr Blick für das Leiden hat sich im Alter nur noch geschärft. Ihre Tagebücher und Briefe sprechen darüber in sorgenvollen Worten. Fremdes Leid verdirbt ihr oft eigene Freude.[61]

Sie sieht wie das Unkraut seinen Platz behauptet neben dem Guten, sich sogar sehr breit macht. Die Welt scheint ihr außer Rand und Band geraten.[62] Der Jugend gegenüber fühlt sie sich wie ein uralter Papagei, der eine tote Sprache spricht (E. 12. Bd. 102). Sie verliert aber ihren Menschenglauben nicht. Jedem einzelnen stellt sie nach wie vor die Forderung,

---

[61] Brief an Handel-Mazzetti, 14. August 1904; vgl. Mumbauer, Der Dichterinnen stiller Garten, 43.

[62] Ungedr. Brief an Rodenberg, 2. Februar 1905.

an seiner eigenen Vervollkommnung zu arbeiten. „Für das Besserwerden gibt es keine Grenzen“ (E. 12. Bd. 111). Vor einem Herabsinken in „senile Unerträglichkeit“ warnt sie ausdrücklich (E. 12. Bd. 121).

Der Weltkrieg bot ihr schließlich eine schwere Enttäuschung, sie litt unaussprechlich in einer Zeit, „wo ein Tag schwerer wog als ein Jahrhundert“.[63]

Auch den Schmerz, den der Kampf ums Dasein in der Tier- und Pflanzenwelt hervorruft, empfindet sie, hierin von Fechners Allbeseelung beeinflußt. Sie schimpft sich selbst einmal „sentimental“, weil sie den Schmerz der Tiere dem des Menschen gleichsetzt. Auch wenn sie spricht von dem „großen Tiere Erde, das einem allerhöchsten und unerforschlichen Schöpferwillen folgen muß“, klingen Fechnersche Töne an (E. 12. Bd. 83). Die Novelle „Vielleicht“ (1911) ist im Sinne der Fechnerschen Lehre vom Leben nach dem Tode geschrieben. Ein junger Gelehrter, der u. a. auch Fechners „Zend Avesta“ liest, entreißt auf den Gräbern den Toten ihre tiefsten Geheimnisse. Wenn man ihm sagt, daß nur der Staub in den Gräbern ruht und daß die Seele nicht bei dem Staube zurückgeblieben ist, antwortet er überlegen: „O, nein nicht für immer. . . Die Seele vermag jedoch sich einzufinden bei ihrem verfallenen Hause. Was zieht uns denn so unwiderstehlich zu den Gräbern derer, die wir geliebt haben? Doch nicht ihr Staub, ihr Moder. Einzig nur die Seele, die ihr Grab umschwebt. . . . Unsere Sehnsucht hat sie gerufen, die ihre ruft uns“ (E. 6. Bd. 209).

[63] Bettelheim 296 und 300.

Fechner hatte genau in diesem Sinne gelehrt, daß es ein Mittel gebe zur bewußten Begegnung der Lebendigen mit den Verstorbenen. „Unsere Aufmerksamkeit auf die Verstorbenen richten, heißt ihre Aufmerksamkeit für uns wecken“. „An jedem Feste, das wir den Toten geben, steigen sie herauf, um jede Statue schweben sie, die wir ihnen setzen“.[64]

Ebner-Eschenbach hält diese Theorie nicht für unmöglich und nennt ihre Novelle „Vielleicht“! Auch die kleine Skizze „Der Säger“ (1908) behandelt die Wiederkehr eines Verstorbenen zu seiner alten Werkstätte und ist durchaus ernsthaft gemeint. Die Dichterin fühlt sich selbst nur scheinbar von ihren geliebten Toten getrennt. Wenn sie über den geliebten Boden ihrer mährischen Heimat schreitet, fühlt sie sich umgeben von allen, die diesen Boden vor ihr geliebt haben (E. 12. Bd. 80).

Ebner-Eschenbach denkt sich das zukünftige Leben als eine neue Existenz, in der die Erinnerungen an unser Erdendasein oft als fliegende Schatten vor uns auftauchen werden. Vor ihrem Tode fürchtet sie sich nicht im geringsten. Der Tod ist ein traumloses oder vieleicht traumumsponnenes Einschlafen (E. 9. Bd. 175), worauf ein Erwachen in der Ewigkeit folgt. Sie verlangt sogar nach der Stunde ihres Todes:

„O laß mich in dein stilles Reich
Beherzt und freudig gleiten“ (E. 12. Bd. 133).

Ihre große, erbarmende Liebe, durch die sie sich zeitlebens hervortat, bezeugt sich zum letzten Mal,

---

[64] Fechner, Vom Leben nach dem Tode, 27 ff.

als sie die vielen Leiden des hohen Alters entschlossen weiter tragen will, weil ihr Tod ihren treuen, guten, herrlichen Kindern ein großer Schmerz wäre.[65]

Als endlich ihre Stunde nahte, erwartete sie den Tod aufrecht in ihren Kissen und ging mit „klarem, in die Ewigkeit gerichtetem Blick hinüber".[66]

[65] Tagebuch, 31. Dezember 1911; vgl. Bettelheim 291.

[66] Franz Dubsky, Erinnerungen an Marie von Ebner-Eschenbach (Letzte Worte), 30.

Briefwechsel von Paul Heyse und Marie von Ebner-Eschenbach

Zdisslawitz 7t Sept 09

Hochverehrter gütiger Freund!

Hier ist die kleine Dorfgeschichte; ich wäre glücklich wenn sie Ihnen der Aufnahme in unsere geliebte „Deutsche Rundschau" würdig schiene. Mit ihrem Helden bin ich persönlich bekannt u. habe die Beichtstuhlszene aus seinem eigenen Munde.

Allezeit dankbar u. getreu

Ihre alte Freundin

u. Verehrerin

Marie Ebner.

Brief der Ebner-Eschenbach an Julius Rodenberg, den Herausgeber der „Deutschen Rundschau" in Berlin. Der Inhalt bezieht sich auf die Dorfgeschichte „Unverbesserlich", die 1909 in der „Deutschen Rundschau" erschien. — Das Original befindet sich im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar.

Vorbemerkung.

Der Briefwechsel von Heyse mit Ebner-Eschenbach ist fast vollständig erhalten. Diese Briefe sind bis jetzt nicht veröffentlicht worden, ausgenommen einige Zitate in der Ebner-Biographie von Anton Bettelheim.

Die Briefe der Ebner-Eschenbach befinden sich augenblicklich im Heyse-Archiv der Staatsbibliothek in München, die Briefe Heyses in der Wiener Stadtbibliothek.

Die vorliegende Veröffentlichung erfolgt nach der heutigen Rechtschreibung, doch entspricht die Interpunktion dem Original. Häufig vorkommende Namen werden nur einmal erklärt. Die meisten dieser Briefe sind datiert, von den anderen ließ sich das Datum leicht feststellen. Die Wiedergabe der Daten und die Ortsangabe entspricht dem Original. Bemerkungen der Herausgeberin stehen zwischen eckigen Klammern [ ], die Bemerkungen zwischen ( ) kommen im Original in der Weise vor.

1.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Verehrter Herr Doktor!

Frau Schlesinger[1] hat die Güte gehabt mir Ihren freundlichen Gruß zu bestellen. Ich glaube jetzt zu wissen wie einem Soldaten zu Mute sein mag, der auf dem Schlachtfelde dekoriert worden ist. Voll Stolz und Glück, und so tief gerührt wie uns immer der Augenblick findet, in welchem wir ein oft geträumtes, aber nie erhofftes Ziel plötzlich erreicht sehen.

Erlauben Sie mir Ihnen meinen allerwärmsten Dank auszusprechen, verehrter Herr Doktor, und nehmen Sie den Ausdruck meiner Bewunderung des großen Dichters, und meiner langgehegten Sympathie für den edlen Menschen Paul Heyse, gütig entgegen.

In hochachtungsvoller Ergebenheit
Marie Ebner.

Wien 21. III. 1882.

2.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

Verehrte Frau!

Wir sind zwar längst nicht mehr Fremde für einander, da gemeinsame Freunde[2] Ihnen berichtet haben,

---

[1] Julie Schlesinger, die Frau des Lustspieldichters Sigmund Schlesinger (1832—1918). Julie Schlesinger war die Lebensfreundin der großen Tragödin Julie Rettich (1809—1866), die wieder eine nahe Freundin Paul Heyses war.

[2] U. a. Julie Schlesinger, vgl. vorigen Brief.

wie tiefen Eindruck Ihre Dichtungen auf mich gemacht und wie begierig ich in allen Journalen und Sammelwerken, die einen Beitrag von Ihnen ankündigen, Ihren Spuren gefolgt bin. Dennoch wage ich es heute nur mit einer gewissen Befangenheit, das erste direkte Wort an Sie zu richten. Ich hatte gehofft, daß dies bei einer besseren Veranlassung, am liebsten mündlich geschehen würde, und muß nun, statt so Manches zu sagen, was ich längst für Sie auf dem Herzen hatte, mit einer geschäftlichen Sache vor Sie hintreten, bei der der Eigennutz eine zu große Rolle spielt, um nicht jedes Wort der aufrichtigsten Verehrung und Bewunderung verdächtig erscheinen zu lassen. Ich gehe damit um, den deutschen Novellenschatz,[3] der vor sieben Jahren durch den Tod meines Freundes Hermann Kurz ins Stocken geriet, in Gemeinschaft mit einem jüngeren Freunde[4] fortzusetzen, da noch Viele der namhaftesten Novellisten in jenen 24 Bänden nicht vertreten sind. Zu dieser neuen Serie nun darf ich mich nicht anschicken, wenn ich mich nicht zuvor versichert habe, daß meine Lieblinge, die Freiherren von Gemperlein,[5] darin nicht fehlen werden. Nun wird auch Ihr Herr Verleger Wert darauf legen, dieses wundervolle, so ganz einzige Kabinettstück in ausschließlichem Besitz zu behalten, zumal wir ihn nicht mit einer irgend erheblichen Entschädigung zu einer Teilung seiner Rechte verlocken können. Unser Unternehmen kann die

[3] Seit 1871 herausgegeben von Paul Heyse und Hermann Kurz (1813—1873).

[4] Ludwig Laistner (1845—1896), Sammler und Erzähler in Vers und Prosa.

[5] Novelle der Ebner-Eschenbach, Berlin 1879.

Konkurrenz der heutigen billigen Massenausgaben nur bestehen, wenn das gebundene Bändchen zu einer Mark verkauft wird. Unter diesen Umständen müssen wir hoffen, bei den Dichtern und ihren Verlegern dasselbe freundliche und liberale Entgegenkommen zu finden, dessen wir uns bei der ersten Serie zu erfreuen hatten. Und in der Tat ist ja auch das Buchpublikum von dem, auf welches unser Sammelwerk rechnet, völlig verschieden. Wollten Sie mir daher, verehrteste Frau, meine herzliche Bitte gewähren und ein Fürwort bei Ihrem Herrn Verleger einlegen? Ich brauche nicht zu sagen, welche Freude es mir sein würde, bei dieser Gelegenheit den Freiherrlichen Brüdern alles Gute und Schöne öffentlich ins Gesicht zu sagen, was ich, seit ich sie kennen gelernt, ihnen hinter dem Rücken nachzureden nicht müde geworden bin.

Von so vielem Andern, wofür ich Ihnen Dank schulde, ein andermal. Ich bin in dies Fichtelgebirgsnest geflüchtet, um von übermäßiger Arbeit auszuruhen, und darf keine langen Briefe schreiben. Lassen Sie mich hoffen, daß Sie durch baldigen günstigen Bescheid erfreuen werden

Ihren herzlich ergebenen
Paul Heyse.

Alexandersbad b. Wunsiedel. 23. Aug. 1883.

3.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Verehrter Herr Doktor!

Um Ihnen ein nochmaliges Schreiben[6] zu erspa-

[6] Die Aufforderung Heyses, „Die Freiherren von Gemper-

ren schicke ich die „opera omnia" und schäme mich daß ihrer so viele sind die gar nichts zu bedeuten haben.

Der große Erfolg den „Das Recht des Stärkeren" [7] jüngst errungen hat, war für mich eine Herzensfreude allerschönster und reinster Art. Glückauf, verehrter Herr Doktor!

Ihre ergebene
Marie Ebner.

19. XII. 1883.

4.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

In aller Eile nur allerschönsten Dank, verehrte Frau Baronin, daß Sie mir mein ohnehin so angenehmes Geschäft noch in jeder Weise erleichtert haben. Die ipsissima verba[8] werden sich in meinem Vorwörtchen trefflich ausnehmen — vor dem Drucke sende ich Ihnen noch eine Revision — und durch die freundliche Mitteilung Ihrer sämtlichen Werke haben Sie mir die Sorge um die Herbeischaffung des Materials auf einen Schlag abgenommen. Freilich stehe ich nicht dafür, daß ich die Dramen nicht zurückbehalte. Ich sammle leidenschaftlich Bühnenmanuskripte und

---

lein" dem Novellenschatz eingereiht zu sehen, beantwortete Marie Ebner mit heller Freude und mit der in wenigen Zeilen für die erbetenen Daten gestifteten Schilderung ihres Werdeganges. Vgl. Bettelheim 212. Dieser Brief und die Antwort Heyses sind nicht erhalten.

[7] Schauspiel von Paul Heyse, Berlin 182; in Hamburg mit großem Erfolg aufgeführt.

[8] Marie Ebners Schilderung ihres Werdegangs, vgl. vorigen Brief.

die Ihrigen sind mir hier ganz unerreichbar. Nur an der Maria Stuart[9] mit ihren Bleistiftkorrekturen werde ich mich natürlich nicht vergreifen. Höchst gespannt aber bin ich vor allem auf Ihre Marie Roland.[10] Wie lange schon spukt mir eine Roland-Buzot-Tragödie durch die Phantasie, und immer bin ich noch durch die großen Schwierigkeiten aller Revolutionsstoffe zurückgeschreckt worden. Da ich Anfangs Januar nach Berlin gehe, um meinem Recht des Stärkeren auch dort zu seinem Recht zu verhelfen — es gibt leider keine Richter mehr in Berlin! —,[11] so habe ich die schönste Reisemuße, den großen Schatz, den Sie mir anvertraut, zu heben.

Noch ein eigenes Zusammentreffen: auch ich habe von früher mich nur um dramatische Pläne bekümmert und muß es nur eben leiden, daß man mich einen Novellisten nennt. Aber unser letztes dramatisches Wort ist noch nicht gesprochen, nicht wahr, meine verehrte Schicksalsgefährtin?[12]

Herzlich grüßend

Ihr

Paul Heyse.

München. 24. Dez. 83.

---

[9] Schauspiel, als Manuskript gedruckt, Wien 1860.

[10] Trauerspiel, als Manuskript gedruckt, Wien 1867.

[11] Nach dem ganz unverbürgten Wort des Müllers von Sanssouci an Friedrich den Großen: Es gibt noch Richter in Berlin. Vgl. Buchmann 290.

[12] Auch Marie von Ebner-Eschenbach hatte sich jahrelang als Bühnenschriftstellerin versucht, und erst nach wiederholten Mißerfolgen auf diesem Gebiete ihre Novellen geschrieben.

5.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Wien 28 Februar 884

Verehrtester Herr Doktor!

Längst habe ich Sie bitten wollen mir meine Bücher ja nicht zurückzuschicken. Der bescheidenste Winkel in einem Ihrer Bücherschränke wäre für sie ein großer Ehrenplatz.

Zu Ihren schönen theatralischen Erfolgen meinen aus tiefstem Herzen kommenden Glückwunsch. Die, freilich spät, an Ihnen geübte Gerechtigkeit ist für mich ein Quell der reinsten Freude, einer ganz ungetrübten — was eine Freude die man selbst erlebt nie sein kann.

Einen „Novellisten" habe ich Sie nie nennen gehört, aber einen wahrhaftigen, großen Poeten sehr oft.

In tiefster Verehrung und Dankbarkeit, verehrter Herr Doktor

Ihre
ergebenste
Marie Ebner.

6.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Lieber verehrter Herr Doktor!

Geweint habe ich vor Glückseligkeit. Ich verdanke Ihnen eine Freude,[13] die so lange ich lebe nicht erlöschen wird. Von nun an bin ich gefeit gegen

[13] Paul Heyse hatte der Dichterin vorher die Revision seiner Würdigung der Ebnerschen Novelle im „Novellenschatz" gesandt. Vgl. Bettelheim 213.

Gleichgültigkeit und Mißgunst, und unmöglich scheint es mir, daß ich je wieder den Mut sinken lasse.

Ihre
dankbar ergebene
Marie Ebner.

Wien 1/3 84.

7.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Zdislavic 23 Juni 84.

Verehrter Herr Doktor!

„Nie habe ich ein Geschenk bekommen das mich mehr gefreut und überrascht hätte," sage ich mit Ihrer Helene. Und doch war meine große freudige Überraschung[14] ein wenig getrübt durch die Sorge: Wie werde ich danken? — Ganz gewiß elend aus lauter Dankbarkeit, schlecht aus lauter Bemühen es recht gut zu machen. Zum Überfluß kommt die Furcht, daß Sie alles was ich Ihnen sagen könnte schon tausendmal gehört haben. Es muß Ihnen ja gar oft begegnet sein, daß einer von denen, die mit emsiger, wachsamer und lernbegieriger Treue seit Jahren Ihren Spuren folgen Mut gefaßt hat und gekommen ist um sein warmes, begeistertes Herz vor dem großen Poeten und Künstler den er bewundert, auszuschütten. — Nun, lieber, verehrter Herr Doktor,

---

[14] Heyse schickte der Ebner-Eschenbach sein „Buch der Freundschaft", Neue Folge, Berlin (1884). Es enthält die Novellen „Siechentrost", „Die schwarze Jakobe", „Die Cameraden" und das Lustspiel „Im Bunde der Dritte".

was diese Leutchen Ihnen in solchen Augenblicken mitteilten, das müßte ich wiederholen, nur würde es mit besonderer Rührung und Ergriffenheit geschehen. Ich habe nicht nur dem Poeten, ich habe auch dem gütigsten Menschen für ein Wohlwollen zu danken, das mir alten Dilettantin von Ihnen gespendet, als ein nie erhofftes Wunder erscheint. Jedes Zeichen desselben erweckt in meiner Seele eine mir bisher fremd gebliebene wunderschöne Zuversicht, und lehrt mich noch am Ende meiner bescheidenen Laufbahn leise hoffen: Es muß doch etwas an dir sein!

Seit acht Tagen lebe ich einmal wieder völlig in einer von Ihnen geschaffenen Welt. Von neuem, mit erneutem Entzücken habe ich „Siechentrost",[14] eine der schönsten Novellen die es auf Erden gibt, gelesen. Zum erstenmal „Die schwarze Jakobe".[14] Ich hatte sie bereits rühmen gehört und bin glücklich nun einstimmen zu können wenn sie gelobt und gepriesen wird. Die Cameraden[14] sind mir liebe Freunde gewesen und wir haben unsern Bund nur noch fester geschlossen. Und das edle, anmutige, spannende, weise geführte Lustspiel „Im Bunde der Dritte",[14] warum haben wir es noch nicht auf dem Burgtheater aufführen gesehn?

In Wien geht die Sage, Sie hätten es nicht eingereicht — nicht einreichen wollen. Strafen Sie dieses Geplauder lügen, lieber verehrter Herr Doktor. „Im Bunde der Dritte" könnte in Wien gut besetzt und gegeben werden. Wir warten auch sehnlich auf Ihren uns längt versprochenen „Alkibiades" [15] und

[15] „Alkibiades", Tragödie in 3 Akten, Berlin 1881.

auf „Don Juan".[16] Warum wird so lange gezögert? Einem Drama Paul Heyse's gegenüber hat die Direktion eines großen Theaters keine andere Verpflichtung als die, es einstudieren zu lassen und es zu bringen so leidlich oder so vortrefflich als sie irgend kann. Für das Werk steht der Dichter ein. Das Gefühl einer Verantwortung scheint mir (und nicht nur mir) in dem Fall sehr überflüssig auf Seite der Direktion.

Und nun noch einmal: Dank und aber Dank! und die allerinigsten allerbesten Empfehlungen und Grüße. Nun liest mein Mann[17] das „Buch der Freundschaft" und sagt, soeben mit dem „Siechentrost" zu Ende gekommen: „Ja das ist ein großer Meister, der das geschrieben hat".

In wärmster Verehrung lieber Herr Doktor!

Ihre ergebenste

Marie Ebner.

8.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Wien 12/11 84.

Hochverehrter, gütigster Herr Doktor!

Ihr Buch ist angekommen und mit einem wahren Herzensjubel begrüßt worden. Vor wenigen Tagen hatte ich „das Fagott" gelesen, Ihnen im ersten Entzücken darüber schreiben wollen, aber mich doch nicht getraut. Jetzt habe ich Mut, und bevor die Woche zu Ende geht, wird ein umfängliches Schrift-

---

[16] „Don Juans Ende", Trauerspiel in 5 Akten, Berlin 1883.
[17] Moritz von Ebner-Eschenbach (1823—1898).

stück abgeschickt, das Ihnen, Herr Doktor, von der unbegrenzten Bewunderung erzählen soll mit der ich von jeher war, bin und bleiben werde

Ihre Verehrerin
Marie Ebner.

9.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

Verehrte Frau Baronin!

Gestern schickte mir mein alter Gönner, der gute Tandler,[18] den neuesten Dioskurenband.[19] Sofort fiel ich über das Inhaltsverzeichnis her und suchte Ihren Namen, und war glücklich, ihn zu finden, und schnitt nur die wenigen Seiten auf, die Ihren Beitrag[20] enthalten. Und wie ich ihn gelesen hatte, brachte ich das Buch meiner Frau[21], die mit ihrer Mutter bei der Lampe saß, und sagte: Das kann wieder nur d i e s e Frau! Sie lasen mit gleichem Entzücken und wir sprachen lange von Ihnen und dem glücklichen Kinde, daß eine solche Spielgefährtin und Verzieherin besitzt. Jeder kleinste Zug ist von einem Reiz, einer Grazie des Herzens denen niemand wider-

---

[18] Jos. Tandler Ritter von Tanningen (1807—1891), Lyriker, Epiker und Spruchdichter.

[19] „Dioskuren", literarisches Jahrbuch des Ersten Allgemeinen Beamtenvereins der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, seit 1871 herausgegeben von Joh. Falke Freiherrn von Lilienstein und Jos. Tandler.

[20] Die biographische Skizze „Mein Neffe" bezieht sich auf den Grafen Franz Dubsky, Neffen der Ebner.

[21] Anna Schubart, mit der Paul Heyse sich nach dem Tode seiner ersten Frau, im Jahre 1876, verheiratet hatte.

stehen kann. Ich aber bin glücklich, daß ich mir erlauben darf, wie ein alter Freund — trotz unserer jungen und sehr unzulänglichen Bekanntschaft — Ihnen das zu sagen. Ich könnte eine lange schöne Abhandlung über dies Kinderstubenbild schreiben, mit dem Finger auf jede Zeile deuten, die voll Seele und Anmut, voll Schalkheit und Tiefsinn ist. Aber wir verderben uns unsre besten Freuden, wenn wir sie zergliedern und formulieren, statt sie in dunkler Fülle in uns zu bewahren. Nur die Hand möchte ich drücken, die aus demselben Schatz, aus dem sie schon so Reiches gespendet, auch dies kleine Juwel hervorbrachte. Ich habe den Gedanken, zu meinem Stück[22] nach Wien zu kommen, aus vielen guten leidigen Gründen aufgegeben. Glauben Sie mir, verehrte Frau, daß dieser Verzicht mir nur darum schwer geworden, weil die Hoffnung, Sie endlich von Angesicht zu sehen, damit wiederum vertagt worden ist. Aber ich komme einmal nach Wien, eigens zu diesem Zwecke, und dann ohne erschwerende Umstände. Heut am letzten Tage des Jahres, das mir die lang entbehrte Gesundheit zurückgegeben, lassen Sie mich Ihnen nur den einen Wunsch aussprechen, daß auch Sie wieder mit ganz hellen Augen[23] in das neue blicken mögen. Und bleiben Sie freundlich gesinnt Ihrem innig dankbaren

Paul Heyse.

München. 31. Dez. 84.

---

[22] „Don Juans Ende". Vgl. Anm. 16.
[23] Bezieht sich auf Marie Ebners Augenleiden.

10.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Hochverehrter Herr Doktor!

Das war gestern ein Neujahrsmorgen! Wie sollen es die 364 nachkommenden Tage anfangen um sich vor diesem ersten nicht schämen zu müssen? fragte ich mich. Heute weiß ich schon: Nichts brauchen sie mehr anzufangen, es ist für alle überreich gesorgt; so heller Freudenschein wie derjenige den Ihre gütigen Worte in mein Herz gegossen haben, erlischt gar nie.

Ist es denn wirklich möglich so groß und zugleich so unbeschreiblich nachsichtig gegen andere zu sein? Ist es möglich den Samson[24] geschrieben zu haben, und dennoch einen liebvollen Blick auf ein armseliges Kinderstubenbildchen werfen zu können?

Ich wundere mich hochverehrter Herr Doktor, wundere mich mit Glückseligkeit. Es ist so herrlich zu wissen, daß es Menschen gibt, deren ganze Güte kein anderer ermessen kann.

Gott segne Sie, lieber Herr Doktor, und alle die Ihnen teuer sind.

Nach der Aufführung des Don Juan schreibe ich.

In unbegrenzter Dankbarkeit

Ihre Verehrerin

Marie E.

Wien 2/1 85.

---

[24] „Simson", Trauerspiel, Berlin 1884.

11.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Wien 18/1 85.

Verehrter Herr Doktor!

Zu meinem großen Schmerz durfte ich (meines unglücklichen Augenleidens wegen) nicht zur gestrigen ersten Don-Juan-Vorstellung. Nach allem was ich aber heute höre und lese (auf und zwischen den Zeilen) haben Sie einen Sieg errungen.[25] Wie ich glaube, handelt es sich bei Ihrer unvergleichlich

[25] Die „Presse" enthält am Tage nach der Erstaufführung folgende Notiz:

Paul Heyses Trauerspiel „Don Juans Ende" fand einen starken und echten Erfolg, der sich nach den ersten Akten in lebhaften, nach dem vierten Akte in stürmischen Hervorrufen äußerte. Über die bedeutende Schöpfung des Dichters und über das Spiel wird noch Manches zu sagen sein."

Die „Neue Freie Presse" schreibt am 17. Januar:

„Paul Heyses fünfaktiges Trauerspiel „Don Juans Ende" hat heute bei der ersten Aufführung einen sehr guten äußeren Erfolg gehabt, sogar einen glänzenden, wenn man vom dritten und letzten Aufzug absieht."

Beide im damaligen Wien maßgebenden Blätter gaben in der folgenden Woche eine ausführliche Rezension. Der Kritiker der Presse, Emil Granichstädten, meint am 21. Januar u. a.:

„Aus der Kaserne, aus dem parfümierten Boudoir heraus führt uns die Tragödie ‚Don Juans Ende' von Paul Heyse wieder nach langer Zeit zurück in den geweihten Tempel der Dichtkunst, und was immer wir auch gegen das Bild vorzubringen haben, das Heyse geschaffen, so ist vor allem daran festzuhalten, daß es ein Ebenbild des musenführenden Gottes ist, von dem wir reden, daß aus dem Gesange Heyses uns die Töne und Melodien entgegenschallen, welche die hehre Kunst in dem Herzen des Sängers geweckt hat. Das ist ein Stück von dem Liede, welches Aeschylos anhub, und das, bis auf etliche Strophen, die Adolf Wilbrandt gesungen, seit Grillparzers Tode vergessen, verloren schien in deutschen Landen. Das Lob, welches solchem Liede ziemt, ist ein Blatt des nimmerwelkenden Lorbeers, und die einschränkenden Bemerkungen bringt der

schönen Dichtung, — unter deren vollen [!] Zauber ich stehe seit dem Augenblick als sie von der Bühne herab so mächtig auf mich gewirkt hat, — nur um das Schicksal der ersten Vorstellung.

Der kühne Grundgedanke einmal vom Publikum akzeptiert und das weitere kann nicht mehr sein als Erfolg, bleibender Erfolg.

Ich habe endlich wieder Freude an meinem alten Wien. Nur weniger Handwerker- und mehr Dichterstücke, und wir besinnen uns wieder daß wir dereinst, nicht bloß den verstorbenen sondern auch den mitlebenden Poeten Liebe und Verständnis entgegen gebracht haben. Es gibt Ihnen gegenüber, verehrter Herr Doktor, viel versäumtes einzubringen — hoffentlich ist nun ein Anfang damit gemacht.

In Bewunderung und Dankbarkeit

Ihre

treu ergebene Marie Ebner.

12.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

Teure, verehrte Freundin, (die „Frau Baronin" will mir nicht mehr aus der Feder).

Ihr Anteil hat mir so von Herzen wohlgetan,

Kritiker nach seinem besten Wissen vor, aber entblößten Hauptes und mit gedämpfter Stimme..." Wie immer wir also auch die Führung der Tragödie betrachten, so bleibt sie trotz der Schwächen, an welche sich der blasierte weltkluge Witz aller Gegner poetischer Illusionen anklammern wird, groß in der Anlage, mächtig und kühn in der Durchführung."

Ganz verschieden davon urteilt am 25. Januar der Kritiker der „Neuen Freien Presse", Ludwig Speidel:

„Die Aufnahme des Stückes war eine scharfe Kritik seines Wertes; Alles hat gefallen, nur die Hauptsache nicht; der dritte

ich bin so stolz darauf, Sie gerührt und erfreut zu haben, wie gern säße ich jetzt Ihnen gegenüber und plauderte mit Ihnen von dem Stück,[26] das auch mir in den Gedanken neu aufgelebt ist, da die Namen wieder genannt und einzelne Szenen besprochen wur- den! Und doch bin ich sehr froh, daß ich standhaft blieb. Wär' ich gekommen, so wüßten ich und die Welt heute nicht, wie viel Anteil die Sache, wie viel die Person an der Wirkung des Gedichtes gehabt habe; denn die Wiener sind ja gute Leute und lassen die Sonne ihrer Liebenswürdigkeit scheinen über Ge- rechte und Ungerechte, sobald sie eine Pflicht der Gastfreundschaft zu üben Gelegenheit haben. Ich verspare mir den lang erhofften Besuch zu den Ein- aktern.[27] Dann bin ich wenigstens aufgeregt, genuß- fähiger und genießbarer. Und die Jahreszeit ist men- schenfreundlicher und das schöne Wien fängt schon an Frühjahrstoilette zu machen. Sie aber dürfen dar- auf nicht warten, verehrte Frau, um die Welt wieder aus ganz hellen Augen anzusehen.

Ich muß mich so kurz fassen heute, bin von hastiger Arbeit erschöpft und stecke bis über die Schultern in Briefschulden. Empfehlen Sie mich freundlichst Ihrem Herrn Gemahl und küssen in

---

und der fünfte Akt, die Peripetie und die Katastrophe, solche Aufnahme ließ auf einen faulen Kern des Trauerspieles schlie- ßen ..." „Der ganze dritte Akt, durchaus auf Verblüffung und Effekt berechnet, ist morsch im tiefsten Marke, und mit ihm fällt das ganze Stück zusammen, welches einem dieser Be- handlung innerlich widerstrebenden Stoffe abgequält worden."

[27] Drei einaktige Trauerspiele „Ehrenschulden", „Frau Lukrezia", „Simson", Berlin 1884.

[28] „Don Juans Ende".

meinem Namen den Junker Neffen.[28] Sagt er immer noch „Mem“! oder hat er schon ein reicheres Wörterbuch in seiner Gewalt? Der liebe kleine Kerl! Dessen Bekanntschaft muß ich natürlich auch machen.

Meine Frau sendet Ihnen die herzlichsten Grüße. Bleiben Sie mir freundlich gesinnt! In unwandelbarer Ergebenheit

Ihr

Paul Heyse.

München. 20 Jan. 85.

13.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Wien 6/2 85.

Verehrter Herr Doktor!

mein gütigster Freund!

Heil dem Brautpaar![29]

Heil dem Elternpaar! Wenn nur ein Reflex von all dem Glück, das ich jedem einzelnen von Ihnen wünsche, Sie treffen wollte, es ginge Ihnen gut. Die Meinen, insbesondere mein Mann, schließen sich von ganzem Herzen meinen innigen Glückwünschen an. Der Neffe studiert die schönste liebste Verbeugung für Doktor Heyse ein. Sagen wird er seinem berühmten Gönner vielleicht nicht einmal „Mem“. Er ist ein dummer, schüchterner Junge. Und die alte Tante wird auch nicht viel mehr sagen können als er, aber — kommen Sie nur verehrter Freund, Sie und Ihre

[28] Vgl. Seite 269, Anm. 20.

[29] Clara Heyse, eine Tochter Paul Heyses, heiratete den Artillerie-Hauptmann Otfried Layriz.

Frau Gemahlin werden mit großer Wonne begrüßt werden von Ihren Getreuen in Wien.

Nochmals: Glück und Segen dem lieben Brautpaar.

In wärmster Verehrung und Dankbarkeit
Ihre ergebenste
Marie Ebner.

14.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

Verehrte Freundin!

Sie so zu nennen ist vielleicht eine Kühnheit von mir. Da ich aber etwas viel Vermesseneres begangen habe, das beifolgende Buch[30] mit Ihrem Namen zu schmücken, ehe ich wußte, ob Sie sich's gern gefallen lassen würden, muß ich wohl auf ein wenig Freundschaft von Ihnen hoffen, um mich Ihrer Vergebung getrösten zu können. Nicht daß ich es für etwas Unverzeihliches hielte, ohne lange zu fragen Ihnen öffentlich meine Liebe und Verehrung zu erklären. Niemand, der Sie kennt, wird mir das verdenken, und wer Sie nicht kennt, wird mir auf mein ehrliches Gesicht hin glauben, daß ich nur getan, was ich nicht lassen konnte. Aber die Gelegenheit dazu hätte besser gewählt sein können. Von den drei Geschichten, die dieser Band enthält, sind zwei derart, daß viele Köpfe darüber werden geschüttelt werden. Und nun möchte es scheinen, als ob ich Sie, teure Frau, solidarisch haftbar machen wollte für Alles,

---

[30] Enthält die Novellen „Himmlische Liebe", „F.U.R.I.A." und „Auf Tod und Leben", Berlin 1886.

was den Überweisen eine Torheit und den Zahmen ein Ärgernis an diesen Blättern sein wird. — Hiefür müssen Sie mir ausdrücklich Ihre Absolution erteilen. Und doch — hätte ich, von Anbeginn an, Ihnen eine so tiefe und freudige Neigung gewidmet, wenn ich nicht aus jeder Ihrer Dichtungen den Atemzug einer freien und ihrer selbst gewissen Seele empfangen hätte? Der man gerade seine gewagtesten Probleme am liebsten anvertrauen möchte? Und so bedürfte es im Grunde Ihrer Nachsicht nur für das dichterisch Unvollkommene in diesem Buch. Ich meine insbesondere die Art, wie das Motiv der dritten Novelle[31] durchgeführt ist. Ich schrieb sie ein wenig übereilt und glaube nun, daß eine tiefere Fassung der eigentlichen H a n d l u n g dem sehr schwierigen und herausfordernden Thema mehr Adel und Würde hätte verleihen sollen. Das ist nun leider nicht mehr zu ändern und Sie müssen vorlieb nehmen.

In drei Wochen erst wird das Buch ausgegeben. Ich kann mir's aber nicht versagen Ihnen schon heut meine Aushängebogen zu schicken in sehr schlichtem Gewande. Denn Ihre beiden Komtessen,[32] die mir vorgestern zukamen, haben mich so bezaubert, daß ich Ihnen gern beweisen möchte, wie sehr mich danach verlangt, auch Ihnen etwas zu Liebe zu tun. K'. Muschi ist mein alter, ganz besonderer Liebling! K'. Paula hab' ich in schönster wärmster Rührung durch ihre Memoiren begleitet. Wie Alles, was von

[31] „Auf Tod und Leben".

[32] Die Novellen der Ebner-Eschenbach „Komtesse Paula", „Komtesse Muschi", Berlin 1884.

Ihnen ausgeht, hinterläßt dieses neue Buch jene gesammelte, heitere und hohe Stimmung, die nur das echt Menschliche erregt, von der unwiderstehlichen Anmut der Erscheinung ganz zu schweigen. Es ist mir ein wahres Lebensglück, daß ich mich nennen darf

Ihren getreuen Freund
Paul Heyse.

München. 25. X. 85.

15.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Verehrter Freund!

Im ersten Jubel der freudigsten Überraschung kann man nicht schreiben — ich nicht.

Ihr Buch, Ihr Brief sind da und ich stehe vor ihnen wie vor zwei Wundern und staune sie an und fühle mich so reich beschenkt wie noch nie in meinem Leben. In dem Augenblick wünsche ich nichts heißer als Ihnen bald, wenigstens annähernd aussprechen zu können wie glücklich Sie gemacht haben

Ihre
dankbare Verehrerin
Marie Ebner.

Wien 27/10 85.

16.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Wien 31/10 85.

Verehrter Freund
und großer Wohltäter!

Seit vier Tagen lebe und webe ich in Ihrem

Buche. Wally Münch, die Nichte Ihres alten Freundes, Friedrich Halm,[33] hat es mir vorgelesen. Sie liest vortrefflich, aber dennoch verlangte mir, jedesmal wenn sie mit einer Erzählung zu Ende gekommen war — so tief bewegt, so begeistert als ich es nur wünschen konnte — nach einem tete-a-tete mit meinem hochverehrten Dichter. Dann las ich selbst, las wieder und wieder, und wenn das den leiblichen Augen, denen das Lesen verboten ist, nicht zuträglich war, den geistigen hat es gut getan, die hat es geschärft, erquickt und gelabt. Es ist mir ergangen wie es mir immer ergeht wenn ich mich in Ihre edlen Schöpfungen versenke, ich bin bezaubert von der ersten Zeile an und folge Ihnen voll (jetzt werd' ich keck) des innigsten Verständnisses, und voll des seligsten Vertrauens. Ich weiß, wie kühn der Vorwurf sein mag den der Denker dem Künstler stellt, dieser wird ihn lösen ohne je die Grenzen des Schönen zu überschreiten.

Es ist mir heute unmöglich weiter zu schreiben und doch habe ich noch so viel zu sagen. Erlauben Sie mir denn in einigen Tagen wieder zu kommen, und seien Sie für heute nur noch auf das Aller-allerherzlichste gegrüßt von

Ihrer dankbaren

Marie Ebner.

---

[33] Dichter-Pseudonym für Eligius Frz. Joseph Freih. v. Münch-Bellinghausen (1806—1871), seit 1869 Generalintendant der beiden Wiener Hoftheater, auch mit Ebner-Eschenbach befreundet.

17.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Wien 18/11 85.

Hochverehrter Freund!

Viele Sorgen[34] gehabt, mich ihrer erwehren wollen, es nicht gekonnt, ihnen endlich sagen müssen: nehmt Platz und suchen wir uns miteinander zu vertragen. So ist es mir jüngst ergangen und deshalb schrieb ich so lange nicht. Nun aber denk' ich, wenn auch das Fenster durch welches Licht ins Haus dringen soll, dichter verhangen worden, ganz absperren lasse ich mich von seinem hellen Scheine nicht, ein tapferes Herz findet immer Mittel zwischen noch so viel Leid hindurch einem Sonnenstrahl reiner Freude den Weg sich zu bahnen. In der letzten Zeit ging und geht mir dieser Sonnenstrahl von Ihrem Buche[35] aus. Ihre Bedenken kann ich nicht teilen, und es wäre interessant für mich Leute kennen zu lernen, die über „Himmlische und irdische Liebe" und über „Auf Tod und Leben" die Köpfe schütteln. Bisher habe ich solche Käuze nicht gefunden. Die Männer fühlen mit Chlodwig und bewunderen Rüdiger,[36] und die Frauen sind in beide verliebt.

Ich glaube daß wir alle, bewußt oder unbewußt damit beschäftigt sind das Alphabet zu einer neuen Sprache zusammen zu tragen welche dereinst von der Moral gesprochen werden wird. Da wird manches

---

[34] Vgl. Ebner-Eschenbachs Brief vom 4. Dezember 1885.
[35] Vgl. Seite 276, Anm. 30.
[36] Personen aus Heyses Novelle „Auf Tod und Leben"

Frevel heißen was jetzt ein edles Opfer heißt, und umgekehrt. Dann werden bessere und glücklichere Menschen, wenn sie sich in die Klassiker einer längst vergangenen Zeit vertiefen, staunend und bewundernd erkennen daß es schon zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts einen Poeten gab der die Empfindung eines feineren und höheren Rechtes als desjenigen das damals gang und gäbe war, in sich getragen und es gelehrt hat, wie eben Dichter lehren, die zugleich die größten Künstler sind.

Und jetzt sollte ich viel mehr sein als ich bin um das schöne Geheimnis dieses „wie" lösen und erklären zu können. Da stehe ich jedoch an der Grenze meines Vermögens. Das Bewußtsein meiner Ohnmacht liegt oft schwer auf mir, am schwersten aber, am beengendsten wenn ich an Sie schreibe. Gar zu beschämend ist für mich daß Mißverhältnis zwischen dem was ich sage und dem was ich sagen möchte. Ich habe nur den Trost, daß Sie trotz alledem und alledem doch wissen wie unermeßlich meine Begeisterung für Sie ist.

Darf ich Sie bitten, mich Ihrer teuren Frau Gemahlin in tiefster und herzlichster Ergebenheit zu empfehlen?

Bewahren Sie, lieber gütiger Herr und Freund Ihre Teilnahme und Ihr Wohlwollen

Ihrer

alten Verehrerin

Marie Ebner.

18.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

Teure, verehrte Freundin!

Ihre lieben Briefe beschämen mich und trösten mich zugleich. Für Alles, was ich Ihnen verdanke — ein Besitz, der mich immer von Neuem erquickt, wie er Allen, denen ich davon mitteile, das gleiche Gefühl eines Lebensgewinnes erweckt — hätte ich Ihnen gerne eine Gegengabe geboten, die mir selbst als eine ganz reine Frucht meines beginnenden Herbstes erschienen wäre. Nun aber gehe ich mit einem heimlich nagenden Gewissen herum, da ich deutlich eingesehen habe, daß ich Etwas unreif vom Zweig gepflückt habe, was mit einiger Geduld und Sonne doch wohl noch ganz genießbar geworden wäre. Nicht das gewagte Thema jener dritten Novelle[37] macht mir Kummer, noch das Kopfschütteln der Frau Toutlemonde,[38] das ich von jeher für ein Ehrenzeugnis gehalten habe. Was mich drückt und verstimmt, ist ein künstlerischer Fehler. Die sehr ernste Vorgeschichte hätte nicht durch eine novellistische Wendung gelöst werden sollen, die bei aller Mühe, es zu verstecken, ein Komödienmotiv enthält. Das sittliche Problem wäre einer tieferen und durchaus ernsthaften Durchführung wert und bedürftig gewesen. Statt dessen tritt eine Notlüge helfend ein, mit der es ja immerhin nicht leicht genommen wird, die aber eine unreine Stimmung zurückläßt. Daß dies

[37] „Auf Tod und Leben". Vgl. Anm. 31 und 35.

[38] Heyse überschrieb auch seine Vorrede zu den moralischen Erzählungen 1869: „An Frau Toutlemonde in Berlin"

mir selbst empfindlicher ist, als Ihnen, ist eben kein geringer Trost, da ich von Ihrem sittlichen und künstlerischen Instinkt die höchste Meinung habe. Ganz aber kann es mich nicht beruhigen.

Nun ist aber doch das Büchlein mit seinen Mängeln nirgend besser geborgen, als in der Hut Ihres Namens und Ihrer gütigen Gesinnung, und so will ich mich zufrieden geben und mich ein andermal vor ähnlicher Übereilung in Acht nehmen. Vor dem großen Publikum, das ein dummer Kerl ist, und der hochweisen Kritik, die ich mir gänzlich vom Halse halte, fürchte ich mich nicht. Mir war's nur ein Kummer um Ihretwillen. Daß Sie anderen, so viel realeren und lebensfeindlicheren haben, beklage ich innig. Ich hörte von Ihrem Augenleiden. Sagen Sie mir doch gelegentlich, welcher Art dasselbe ist und was Sie zu seiner Heilung tun. Oder lassen Sie mir's sagen, da ich Ihnen jede Anstrengung ersparen möchte. Meine Frau, die Sie gleich mir liebt und verehrt, grüßt Sie aufs Herzlichste und hofft mit mir, daß ein günstiges Geschick uns endlich einmal zusammenführen möge.

In wärmster Ergebenheit
Ihr
Paul Heyse.

München. 18. Nov. 85.

19.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Wien 4/12 85.

Lieber hochverehrter Freund!

Sie hätten das Schöne, noch schöner gestalten

können, ich zweifle ja nicht daran, aber warum verderben Sie sich durch eine unbarmherzige Selbstkritik die Freude an einer Ihrer liebsten und prächtigsten Novellen? Ich hätte nie gedacht, daß in dem Punkt der Unzufriedenheit mit der eigenen Leistung, die Großen nicht viel besser dran sind als die Kleinen.

Glauben Sie mir, Sie haben unrecht, Sie sollten mit sich zufrieden sein, Sie sind ein Erquicker, ein Wohltuer, ein Besserer der Menschheit. Was für ein Kleinod haben Sie uns jetzt wieder mit ihrem Spruchbüchlein beschert! Ich wollte nur Sie wären dabei, wenn bei mir daraus gelesen wird und hörten es loben und preisen.

Meine Sorgen, nach denen Sie sich gütigst erkundigen, haben sich vermindert. Der „Franzl“ [39] der vielgeliebte Herzensschatz den Sie und Ihre teure Frau Gemahlin aus den „Dioskuren“[40] kennen, war sehr krank, ist erst seit kurzem außer Gefahr, ist auf dem Lande, und ich konnte nicht zu ihm, denn ich bin jetzt Krankenpflegerin, allerdings keine sehr angestrengte, denn die Patientin, meine Nichte Waldburg,[41] hat eigentlich nur eine sechswöchentliche Geduld und Ruhekur durchzumachen. In den ersten Tagen des kommenden Monats, holt ihr Mann sie nach München ab, wo sie den Winter zubringen. Ihre Bekanntschaft und die ihrer Frau Gemahlin zu machen, gehört zu ihren heißesten Wünschen — ob auch zu den erfüllbaren? — Zum Schlusse verehrte-

[39] Franz Graf Dubsky, Neffe der Dichterin, vgl. Seite 269, Anm. 20.

[40] Vgl. Seite 269, Anm. 19.

[41] Tochter ihrer Schwester Julie.

ster Freund, eine große Bitte. Wir feiern am 30. Dezember Betty Paoli's[42] Geburtstag — eigentlich den 71t; offiziell (Dank der Ungenauigkeit der Literaturgeschichten) den 70t. —

Ein Album mit Unterschriften wird überreicht. Wir flehen um die Herrn und Frau Heyse's. Sollten Sie die unendliche Güte haben wollen und können, einige in München lebende Freunde und Gönner unserer Dichterin zu veranlassen auch ihre Namen auf den Bogen zu setzen, den ich zugleich mit diesem Briefe an Sie absende, wäre ich unbeschreiblich dankbar — aber auch ohne das bin ich es und bleibe es, und habe unermeßlichen Grund dazu.

Ihre

Sie verehrende

Marie Ebner.

20.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Meinem Freund und Gönner schicke ich mein Büchlein.[43] Es dem von mir so grenzenlos bewunderten Dichter darzubringen, hätte ich nicht gewagt. Gottlob aber, Gottlob, daß dieser Dichter zugleich mein nachsichtsvoller, gütiger Freund und Gönner ist, und daß ich ihm manchmal sagen darf wie unendlich ich ihn verehre.

Marie Ebner.

10/4.[44]

---

[42] Pseudonym für Elisabeth Glück (1815—1894), Lyrikerin, mit der Ebner eng befreundet. Vgl. W. Kosch, Das Katholische Deutschland 1. Bd. Augsburg 1933, Spalte 1040.

[43] „Neue Schloß- und Dorfgeschichten", Berlin 1886.

[44] Dieser Brief trägt keine Jahreszahl, nach der Papier-

21.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

Teure, verehrte Freundin!

Ich habe wieder zu danken und freue mich, daß ich's wieder so aus vollem Herzen tun kann. Gestern Abend las ich „Er laßt die Hand küssen“[45] mit tiefster Bewegung, wie nur noch „Krambambuli“.[46] Das können nur Sie machen, aus dem parlando heraus diese tiefe Erschütterung, die Tragik des Wehrlosen, die mich sonst peinigt, so mit großen einfachen Zügen hinstellen, daß der Schnitt ganz wie ins Herz geht. Und heute früh las ich den guten Mond[45] zum zweiten Mal, mit noch größerer Bewunderung. Die Unverstandene[47] hebe ich mir noch auf, freue mich die gute Bekanntschaft zu erneuern. Auch Ihre neueste Geschichte[48] in der Rundschau[49], von der meine Frau nicht genug Rühmens machen kann, will ich erst lesen, wenn sie ganz erschienen ist. Aber ich habe ein so lebhaftes Bedürfnis, Ihnen von Zeit zu Zeit meine Liebe zu erklären, daß ich die Anlässe dazu gern vervielfache. Da es mir sehr Ernst damit ist, enthalte ich mich aller schönen Worte, die überdies für das was Sie mir sind, viel zu literarisch klingen würden, zu sehr nach ästhetischer Kritik, während

---

sorte, welche die Dichterin für diesen Brief benutzt, datiert er aus der ersten Hälfte des Jahres 1886. Dazu stimmt auch die Antwort Heyses vom 12. April 1886.

[45] „Neue Schloß- und Dorfgeschichten“. Vgl. vorigen Brief.

[46] Novelle der Ebner-Eschenbach, Berlin 1883.

[47] „Neue Schloß- und Dorfgeschichten“.

[48] „Wieder die Alte“.

[49] „Deutsche Rundschau“, Monatsschrift, 1874 nach dem Muster der „Revue des Deux-Mondes“ von Julius Rodenberg in Berlin begründet.

doch der Himmel weiß, daß mir bei Allem, was Sie schreiben, das Talent gar nicht in erster Linie steht, sondern die Person. Je älter ich werde, desto wesentlicher erscheint mir in allem Künstlerischen das Wesen und desto unfähiger werde ich, mich mit der vielgepriesenen Objektivität zu befassen. Und befinde mich wohler dabei als in meinen scharfsinnigen jungen Tagen, wo ich mir so gut Bescheid darüber zu geben wußte, wie es mit meinem Lieben und Hassen nach Regeln bestellt sei. Aber wenn ich jetzt über die Gemperlein[50] und Genossen zu schreiben hätte, würde es doch noch ein bißchen anders ausfallen. Und nun warte ich auf Ihren großen Roman[51] aus der Gesellschaft. Lassen Sie uns nicht zu lange warten. Einstweilen aber bleiben Sie freundlich gesinnt Ihrem allertreuesten

Verehrer

Paul Heyse.

München 12. April 86.

22.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Wien 27. April 86.

Hochverehrter Freund!

Wenn so ein lieber, allgütiger Brief von Ihnen kommt, lese ich ihn nicht gleich auf einmal. Langsam wird er genossen und jede Zeile ist mir immer von neuem eine Quelle glückseliger Verwunderung. Nie hätte ich mir träumen lassen, nie, daß ein solcher

[50] „Die Freiherren von Gemperlein“, Berlin 1879.
[51] „Unsühnbar“, Berlin 1889.

Schatz wie ich ihn in den Briefen meines höchstverehrten Dichters besitze wirklich mein Eigentum werden könne.

Ihrer teuren Frau Gemahlin sagen Sie ich bitte: Sie „laßt die Hand küssen", unsere alte Getreue in Wien, tausendmal laßt sie die Hand küssen,[52] für die Wohltat, die ihr mit der Teilnahme für Claire Dubois[53] erwiesen wird. Sie hatte ja wieder sehr gezweifelt an diesem jüngsten Kinde.

Aber nicht nur um zu danken komme ich heute. In den nächsten Tagen, meine teuren Gönner und Freunde, wird eine Botin die ich Ihnen schicke, vor Ihrer Tür stehen und um Einlaß bitten. Sie soll Ihnen Beiden sagen, was ich bei dem jetzigen kläglichen Zustand meiner Augen und meines Kopfes, zu schreiben unfähig bin, sie soll Ihnen von meiner Liebe und Bewunderung erzählen. Nehmen Sie meine, mir sehr werte Nichte, Marie Waldburg,[54] gütig auf. Sie dürfte im ersten Augenblick etwas verlegen sein, aber einige freundliche Worte helfen ihr gewiß bald über das beklemmende Gefühl hinweg mit dem ein junges, gutgeartetes Menschenkind vor Diejenigen tritt, die es auf ehrfurchtsvoller Entfernung angebetet hat, so lange es denkt.

Zahllose Grüße, meine hochverehrten Freunde, unendlichen Dank!

Ihre getreue
Marie Ebner.

---

[52] Nach der Novelle der Ebner-Eschenbach: „Er laßt die Hand küssen".

[53] Figur aus der Novelle „Wieder die Alte".

[54] Vgl. Seite 284, Anm. 41.

23.

Anna Heyse[55] an Ebner-Eschenbach.

München d. 28. Mai 86.

Es war zu gütig von Ihnen, verehrteste Frau, mir durch Ihre anmutige Nichte[56] einen so schönen blühenden Gruß zu schicken und ich weiß wirklich nicht, wie ich Ihnen für Ihre große Liebenswürdigkeit danken soll.

Ich nehme diese Freude hin wie alles was von Ihnen kommt, ohne viele Worte aber mit dem wärmsten Dankesgefühl. Wie viel Schönes haben Sie uns schon gegeben und mit welcher Begierde und noch größerem Behagen nehme ich ein Buch zur Hand in dem Ihr Name vertreten ist. Ich weiß im Voraus, daß ich nun gute Stunden haben werde.

Eine feine Frau und begabte Schriftstellerin[56a] sagte mir neulich: Ich kenne kaum das Gefühl von Neid, lese ich aber eine Novelle von Frau v. Ebner, so ist meine Freude, meine Bewunderung nicht frei von dieser Empfindung.

Ihre liebe Nichte hoffen wir in den nächsten Tagen etwas ausführlicher zu sehen; sie hat uns ein paar Nachmittagsstunden versprochen und nun will ich sie recht bald an dieses Versprechen erinnern.

Mein Mann empfiehlt sich Ihnen mit mir aufs Beste.

Ihre ganz ergebene
Anna Heyse.

---

[55] Heyses Frau. Vgl. Seite 269, Anm. 21.

[56] Gräfin Marie Waldburg. Vgl. Seite 284, Anm. 41.

[56a] Wahrscheinlich Isolde Kurz, Tochter des Dichters Hermann Kurz, geb. 1853 in Stuttgart, die damals zwar in Italien wohnte, aber vorübergehend immer wieder in München verkehrte.

24.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

Liebe, verehrte Freundin!

Ich dachte diesmal meiner Frau allein das Wort zu lassen, nicht einmal Ihnen selbst zu sagen, wie tief mich „Wieder die Alte"[56b] gefaßt und festgehalten hat; denn ich steckte in eigener neuer Arbeit und hoffte fröhlich voranzuschreiten. Nun muß ich Ihnen doch ein P. S. senden, das recht trübselig lautet. Gestern hat meine liebe Frau wieder einen Anfall von Bluthusten gehabt, der sich abends und in der Nacht noch viermal wiederholte. Als wir das vorm Jahr zum ersten Mal erlebten, erschraken wir heftig, ließen uns aber durch unsern bewährten Nothelfer Dr. Schweninger[57] trösten, der von einer Erkrankung der Lunge nichts wissen wollte, vielmehr das Herz als den Quell des Übels ansah, das, an sich selbst gesund, durch unregelmäßigen Blutumlauf, den andere Organe verschulden, solch unheimlichen Spuk treibe. Seine Diagnose und der Rat, nur den Gesamtzustand im Auge zu behalten, bewährten sich durchaus. Wir lebten seither in alter Weise ohne daß irgendein neues Symptom hinzutrat. In den letzten Tagen nun trieb das Herz wiederum sein tumultuarisches Wesen, so daß wir den neuen Anfall in gleicher Weise deuten müssen. Sie begreifen aber, teure Freundin, daß bei alledem der Anblick dieses besonderen Saftes[58]

[56b] Vgl. Seite 286, Anm. 48.

[57] Ernst Schweninger (1850—1924), der bekannte Leibarzt Bismarcks, seit 1881 Professor in Berlin.

[58] Anspielung auf Goethes Faust: „Blut ist ein ganz besonderer Saft". Vgl. J. W. Goethe, Werke (Bongs Goldene Klassiker-Bibliothek), Berlin o. J., 10. Bd. 51.

uns aufregt, zumal wir unsern Tröster nicht in der Nähe haben. Tiefste Ruhe und Schonung ist vonnöten, dabei auch der Verzicht auf ein baldiges Wiedersehen mit Ihrer liebenswürdigen Nichte,[56] auf das wir uns aufrichtig gefreut hatten, da sie uns in der ersten Viertelstunde durch die einfache Anmut ihres Naturells völlig für sich einnahm. Sie verdient von Ihnen geliebt zu werden und zu Ihnen zu gehören. Ich sage Ihnen Lebewohl und bitte um Entschuldigung, daß ich Ihnen mit meiner häuslichen Sorge, ehe sie wieder gehoben ist, zu nahen wage. Sie sollten doch aber wissen, daß der Himmel nicht mehr so heiter über uns ist, wie das andere Blatt es vermuten läßt. Sagen Sie auch Gräfin Waldburg, weshalb wir uns Ihrer nicht zu bemächtigen suchen. Vielleicht heben wir rascher wieder die Köpfe, als ich's heute noch zu glauben vermag.

Ihr treuergebener
Paul Heyse.

München. 29. V. 86.

25.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Bad Kreuzen[59] 2. Juni 86.

Lieber verehrtester Freund!

Das tut mir unsäglich leid, das hätte nicht geschehen dürfen, — Sie, und Diejenigen die zu Ihnen gehören, möchte man unter ganz besonderem, allmächtigem Schutz gestellt sehen, den Wohltätern der Menschen, sollte — zum Besten der Menschen, —

---

[59] Kaltwasserheilanstalt bei Grein in Oberösterreich an der Donau.

kein Leid zugefügt werden können. Lieber, lieber Freund, möge es bald besser und nie wieder schlimm werden. Alle meine Gedanken, meine heißesten Segenswünsche sind jetzt bei Ihnen, bei der teuren Kranken, die mich mit ihrem liebenswürdigen Briefe so innig beglückt hat, und mich nun so tief betrübt. Ach, ich kann nur aus vollster Seele wiederholen „Möge es bald gut, und nie, niemals wieder schlimm werden! Meine Kinder in München[60] werden mit mir trauern. Wie namenlos freuten sie sich auf Ihren und Ihrer verehrten Frau Gemahlin in Aussicht gestellten Besuch. „Ich würde sie begrüßen" schreibt die Schwester Mitzi's,[61] „wie man Wald und Waldesluft begrüßt, wie etwas von dem man nie genug haben kann."

Gestern, im Augenblick in dem Ihre Briefe kamen, hatte ich eben in Bd. 13 des neuen Novellenschatzes die Seiten 192 und 193 gelesen und war über und über Entzücken. — Was ist ein Band Literatur-Geschichte im Vergleich zu diesen zwei Seiten? Sie wissen daß mir jede Zeile die Sie schreiben ans Herz gewachsen ist, aber manchmal da faßt es mich mit ganz besonderer Wonne, daß wir Sie haben, daß wir uns den Hochgenuß gönnen dürfen mit Ihren Augen zu sehen und mit Ihrem Blick zu urteilen. Ihre Charakteristik C. F. Meyers, scheint mir eines der größten Meisterstücke und ich begreife nicht wie man so etwas machen kann.

Aber nun kein Wort mehr! — aus Mitter Sel-

---

[60] Die Kinder ihrer Schwester, Gräfin Julie Waldburg. Vgl. Anm. 63.

[61] Gräfin Marie Waldburg. Vgl. Seite 284.

bing [!][62] werde ich Nachricht über Ihre teure Kranke erhalten, man wird sich auf das Bescheidenste erkundigen kommen und mich wissen lassen wie es geht. Mir selbst, lieber, gütigster Freund wird es nicht eher leidlich zumute werden als bis die Botschaft lautet: es geht gut!

In wärmster Dankbarkeit und Verehrung

Ihre

getreue Marie Ebner.

26.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Zdislavic 4. Juli 86.

Vergelt's Gott tausend- und tausendmal, lieber, bester, höchstverehrter Freund! Sie haben mein armes krankes Kind in Mitter-Sendling mit Ihrem Besuche beseligt. Das ist's, was mich freut an meinen württemberger Kindern,[63] daß Sie verstehen zu verehren, zu bewundern mit der größten Begeisterung und zugleich mit der größten Treue.

Sie wären gewiß gerührt wenn Sie den Jubelbrief lesen könnten, denn ich heute von Sophie[64] erhalten habe. Lieber gütigster Freund, vermöchten doch Ihre dankbarsten Menschen, denen Sie so viel Glück spenden, auch Ihnen ein Glück zu erwünschen! Vollkommen hergestellt müßte dann Ihre teure, geliebte Rekonvaleszentin[65] bereits sein. Ich denke so oft an

---

[62] Mitter-Sendling, Vorstadt von München, wo die Nichte der Dichterin, Gräfin Marie Waldburg, wohnte.

[63] Die Kinder der Schwester der Dichterin, Gräfin Julie Waldburg, die zu Wurzach in Württemberg wohnte.

[64] Gräfin Sophie Waldburg, Nichte der Ebner-Eschenbach.

[65] Heyses Frau.

Sie Beide. Ihre Gedichte kommen, wo immer ich auch weile, nicht von meinem Schreibtisch, kein Tag vergeht an dem ich mich ihrer nicht von neuem erfreuen würde und das Ergebnis dieses edlen Umgangs ist eine stets wachsende Liebe für den großen Dichter und für Diejenige die ihm das Teuerste auf Erden ist. Alle meine Briefe an Sie beginnen und enden mit: Dank. Dieser macht keine Ausnahme.

Treuestens

Ihre

Sie verehrende

Marie E.

27.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Wien 18. Dez: 86.

Lieber höchstverehrter Freund!

Mitten drin im Roman der Stiftsdame — lieber lieber Freund, Sie sind der größte Erzähler der lebt. Alle Franzosen zusammen und die zwei Schweizer[66] dazu — das können sie nicht. Mein Mann, ein Diener der strengen Wissenschaft,[67] ist nicht weniger entzückt als ich. Wir loben Sie, wir preisen Sie, wir danken Ihnen, wir wünschen Ihnen, Sie großer Künstler und großer Wohltäter daß es Ihnen und allem was Sie lieben gut gehe auf Erden.

---

[66] Gottfried Keller und C. F. Meyer.

[67] Moritz von Ebner-Eschenbach (1815—98) war ein bedeutender Physiker und Techniker, Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften. Vgl. Anton Bettelheim, M. v. Ebner-Eschenbach (Biogr. Jahrbuch und Deutscher Nekrolog 3. Bd.), Berlin 1900.

Sobald ich mit Ihrem herrlichen Buche zu Ende bin, fange ich wieder an Ihnen zu schreiben.

In grenzenloser Verehrung um mit den liebevollsten und wärmsten Empfehlungen an Ihre teure Frau Gemahlin

Ihre dankbare
Marie Ebner.

28.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Wien 25. Dez: 86.

Lieber hochverehrter Freund!

Tiefbewegt lege ich eben Ihr wunderbares Buch[68] aus der Hand, und kann nur sagen: Heil Ihnen, und: Dank Ihnen. — Dank Ihnen auch für die Grüße die Sie mir durch Frau von Littrow[69] geschickt haben. Ich war glückselig zu hören, daß Ihre hochverehrte Frau Gemahlin sich wohler befindet.

Ihnen und Ihr die wärmsten, allerinnigsten Glück- und Segenswünsche zum neuen Jahr. Nichts freudiges kann Ihnen zuteil werden worüber ich nicht juble, nichts trauriges, das mir nicht weh täte.

Aus purem Egoismus denn:

Möge es Ihnen wohlergehen!

Ihre unwandelbar getreue
und dankbare
Marie Ebner.

---

[68] „Roman der Stiftsdame", Berlin 1886.

[69] Frau des Astronomen Karl von Littrow (1811—1877), eine Freundin Grillparzers. Sie führte in Wien ein, auch von Ebner-Eschenbach vielbesuchtes gastliches Haus.

29.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

München 28. Dez. 86.

Wieder ein Jahr in das bodenlose „Meer der Ewigkeit“ hinabgeronnen, ohne daß mein altes ungeduldiges Verlangen, Sie, teure Freundin, von Angesicht zu sehen, erfüllt worden wäre. Und weniger als je kann ich hoffen, daß dies endlich in Wien geschehen werde. Der Berg, der sich dazwischen geschoben, wird immer unübersteiglicher, reicht schon in die Schneegrenze hinein, wahrlich nicht durch meine Schuld. Davon aber will ich schweigen, um so lieber, weil ich das Wort für das traurige Rätsel nicht finden kann. Mein alter Glaube, der Berge zu versetzen stark genug war, ist nachgerade völlig geschwunden.

Warum aber finden Andere den Weg zu uns — Ihre liebenswürdige Nichte — Frau von Littrow, — und Ihrer werden wir nie ansichtig? Ich will dem neuen Jahr viel Unholdes verzeihen, wenn es so gut sein will, Ihnen unser München im verlockendsten Lichte zu zeigen, bis Sie endlich nicht länger widerstehen können. Auch meiner Frau, die sich in letzter Zeit wieder so weit erholt hat, daß sie sich auf etwas freuen kann, würde ich es so herzlich gönnen. Aber wir wollen der Zeit Zeit lassen, uns zu überraschen. Einstweilen erquickt uns jedes gute Wort, das von Ihnen zu uns gelangt.

Daß Sie meiner Stiftsdame[70] hold sind, tut mir so wohl als hätte ich Ihnen eine leibliche Schwester

[69a] Vgl. Brief Nr. 28.

[70] „Roman der Stiftsdame“. Vgl. Brief Nr. 28.

empfohlen, der Sie einen herzlichen Empfang bereitet hätten. Denn in der Tat habe ich nie ein Buch mit so wenig künstlerischer Absicht geschaffen, sondern wie das Vermächtnis einer mir innig vertrauten Person, an dem ich nicht zu rühren wagte, diese Geschichte der Welt überliefert, obwohl Alles und Jedes daran erfunden ist. Ich las gestern die Kritik Anton Bettelheims,[71] die in manchen Stücken gewiß Recht hat. Die Idylle des dritten Buches könnte weit bunter, ausgiebiger, mit humoristischem Salz gewürzter sein. Mir aber lag daran, den Goldglanz um das Haupt meiner weltlichen Heiligen nicht durch schillernde Farbenreflexe zu dämpfen, da ich sie nach ihrem Martyrium der friedlichen Glorie so wert als bedürftig hielt. Nun muß ich freilich stillhalten, wenn man mich über die allzu andächtige Verklärung der Gestalt zur Rede stellt. Warum soll man nicht einmal sich den Luxus gönnen, ein Herzensbedürfnis zu befriedigen? Kennen Sie den Verfasser jener Kritik, so danken Sie ihm in meinem Namen für „gnädige Straf", Unrecht hat er nur mit seiner Einwendung gegen den „Brakenburg", der erstens gar keiner ist, — da er am Egmont fehlt, — und zweitens unentbehrlich war, aus einem technischen Grunde. Hätte *ich* die Geschichte erzählt, so wäre die Einheit der Stimmung und — bei der Mannigfaltigkeit der Zeiten und Örter — die übersichtliche Gliederung gefährdet gewesen. Ich müßte mich bescheiden: Sit ut est, aut non sit.[72] Leben Sie wohl, liebe, verehrte

[71] Anton Bettelheim (1851—1930), Kritiker, Herausgeber des „Biographischen Jahrbuchs und deutschen Nekrologs", Biograph der Ebner-Eschenbach.

[72] „sint ut sunt, aut non sint", Wort des Jesuitengenerals

Freundin. Eine freundliche Empfehlung an Ihren Gemahl und einen Händedruck

Ihres alten getreuen
Paul Heyse.

30.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

25. Februar 87.

Hochverehrter, lieber, lieber Freund!

Sie würden lachen wenn Sie einen Blick auf meinen Schreibtisch werfen könnten. — Eine Wahlstatt von lauter angefangenen Briefen an Sie. Ich wollte es Ihnen gut und schön sagen, daß ihr Triumpf in Weimar[73] mir eine Wonne ist. Aber die Augen spannen heute völlig aus, die Hand will nicht gehorchen. So kommt denn nur eine kleine Anzeige durch welche Sie in Kenntnis gesetzt werden, von der unbegrenzten Teilnahme, von der Freude und dem Stolze mit denen mich der große Erfolg Ihrer wunderbaren Dichtung erfüllt.

Tausend, hunderttausend Empfehlungen und Grüße an Sie und Ihre hochverehrte Frau, von

Ihrer dankbarsten und treuesten
Verehrerin und Freundin
Marie Ebner.

Lorenzo Ricci kurz vor der Aufhebung des Jesuitenordens durch Papst Clemens XIV.; nach anderen, Wort des Papstes Clemens XIII., als der französische Gesandte eine wesentliche Änderung des Jesuitenordens verlangte. (Vgl. Bernhard Duhr, Jesuitenfabeln, 4. Aufl., Freiburg i. Br. 1904, 452 f.

[73] In Weimar wurde Heyses Schauspiel „Die Weisheit Salomos" 1877 mit Erfolg aufgeführt.

31.

Heyse an Ebner=Eschenbach.

Ich wollte erst wieder schreiben, meine teure Freundin, und für Ihren lieben Gruß, der mir so wohlgetan, danken, wenn ich das Gemeindekind[74] zu Ende gelesen hätte. Das aber wächst ja Gottlob so rüstig heran, daß es noch bis in den Juli hinein=laufen kann, eh es ausgewachsen ist, und so lange kann ich's nicht verschweigen, wie viel neue Freude, Rührung und Erschütterung ich Ihnen wieder ver=danke. Da es wirklich danach aussieht, als sollten wir uns in diesem Leben nicht begegnen, und ich starke Zweifel hege, ob man im verklärten Leibe so gemütlich plaudern wird, u. a. von seinen eigenen Siebensachen, muß man jeden Anlaß wahrnehmen, ein fliegendes Wörtchen zu tauschen. Doch spar' ich mir meine ausführliche Bewunderung über Ihr Neue=stes bis auf den Schluß, zumal mein Verstand hinter der Ummauerung eines sieben Fuß dicken Katarrhs eingekerkert sitzt und seit drei Wochen keinen er=leuchtenden Strahl von außen empfangen hat. Ich darf aber nicht murren, da dies ein Gastgeschenk von Weimar[75] ist, wo die Hotels noch auf dem Fuß der Schiller=Goethe=Zeit eingerichtet sind — eiserne Öfen, keine Doppelfenster, sibirische Treppen und Korridore. Im Übrigen wehte dort eine so warme Temperatur, daß ich aufs Höchste davon überrascht wurde. Und wenn ich mein persönliches Behagen daran gar nicht in Anschlag bringe, bleibt doch im=

---

[74] Erzählung der Ebner-Eschenbach, erschienen in der „Deutschen Rundschau“, 1887, als Buch Berlin 1887.

[75] Vgl. Seite 298, Anm. 73.

mer die tröstliche Erfahrung, daß in einer Zeit der Unpoesie, der Verherrlichung des Ekelhaften und Abscheulichen ein so simples Opus,[76] das ein bißchen Poesie in sich hat, nicht nur den Gebildeten, sondern denen vom 3ten Rang so ans Herz gehen konnte. Freilich fühlen sich auch die Packträger in Weimar als Erben und Enkel der Klassiker und ich bin sicher, daß der Berliner Janhagel von Sulamiths[77] schönen Augen völlig ungerührt bleiben wird.

Was machen Ihre liebenswürdigen Nichten?[78] Bringen Sie mich ihnen in gute Erinnerung, und empfehlen Sie mich Ihrem Gatten. Heut und immer in großer Liebe und Verehrung

Ihr

Paul Heyse.

München. 11. III.87.

32.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Zdislawitz 6/10 87.
Mähren über Zdounek.

Hochverehrter Herr und Freund!

Ist es nicht grausam daß ich eine fremde Hand zu Hilfe nehmen muß, um Ihnen zu sagen, daß mir gestern die schönste Überraschung zuteil geworden ist. „Eine Novelle von Heyse, von Paul Heyse in unserer illustrierten Zeitung",[79] höre ich rufen. Und

---

[76] „Die Weisheit Salomos".
[77] Figur aus dem Drama „Die Weisheit Salomos".
[78] Marie und Sophie Gräfin Waldburg.
[79] „Neue Illustrierte Zeitung" in Wien, seit 1884 von K. E. Franzos redigiert.

der lauteste unter den Schreiern wird sogleich festgenommen und muß vorlesen. Ach, er tut es gern! Was für ein Zauberer waren Sie wieder, wie versetzten Sie uns plötzlich aus unserem rauhen Himmelsstrich in das sonnige Land,[80] in dem Sie so gut wie zuhause sind, und nach dem niemand die Sehnsucht mit solcher Macht zu wecken vermag wie Sie. Sie bleiben einmal unser aller Meister, und — ich sage das mit großer Wonne: der hat keine Augen, der sich selbst nicht klein sieht neben Ihnen. Ich bin heute wieder in die Jahre zurückgetreten, in welchen man um jeden Preis älter sein möchte. Die nächsten acht Tage wünschte ich überwunden und die Fortsetzung der „Villa Falconieri" in der Hand zu haben.

Gott segne Sie und alle die Sie lieben. Ihrer liebenswürdigen und gütigen Frau Gemahlin meine allerwärmsten Herzensgrüße.

Ich weiß welcher Wohltäter Sie dem armen „Gemeindekind" gewesen und kann immer und immer nur in ehrfurchtsvoller Liebe danken. Dem Pavel[81] wird eben ein Wämmslein angemessen. Sobald das fertig ist, will er zu seinem nachsichtsvollsten Gönner wandern und um gnädige Aufnahme bitten.

In Bewunderung und Dankbarkeit

Ihre tiefergebene

Marie Ebner.

---

[80] Italien.

[81] Hauptperson der Ebnerschen Erzählung: „Das Gemeindekind".

33.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

Vorgestern Abend, da ich von einem dramaturgischen Ausflug zurückkehrte, fand ich Ihr Buch auf meinem Tische, und obwohl mir's stark in Kopf und Herzen schwirrt von Erlebnissen, Geschäften und neuen Eindrücken aller Art, kann ich es doch nicht lassen, teure, verehrte Frau, Ihnen gleich heute die Hand zu drücken. Denn ein Brief unsrer Freundin Julie Schlesinger, den ich unterwegs erhielt, hat meine Gedanken lange und recht betrübsam zu Ihnen hingeführt. Ich wußte nicht, welche schwere Sorge Sie um Ihren Gemahl[82] ausgestanden hatten und wie die Nachwehen Sie noch immer in Atem halten. Dazu Ihre eigene hartangegriffene Gesundheit und die Unbotmäßigkeit Ihrer Augen — ein wenig allzuviel der Liebesbeweise jener himmlischen Macht, die ihre Schoßkinder zu züchtigen im Verdacht steht. Indem ich mir Ihren Zustand recht nahe brachte, empfand ich wieder so aus dem Vollen, wie sehr ich Ihnen angehöre, und daß nur Eines zwischen uns steht: Ihr ganz unberechtigter Hang, zu mir aufblikken zu wollen, der mich jedesmal beschämt, und nun vollends wenn ich eine Gabe, wie Ihre letzte, betrachte, die zu genießen und zu danken ich nie müde werde, was mir wahrlich mit literarischen Geschenken nicht oft begegnet. Nein, teure Freundin, eine so große Sprachgewaltige Sie sind, in dieser Hinsicht müssen Sie Ihren Stil verbessern. Es kann bei Allen, die fior d'intelletto[83] haben, keine Rede von einer

---

[82] Moritz Freiherr von Ebner-Eschenbach litt an einer Augenkrankheit.

Unterordnung sein, vielmehr sind Sie mir in so Manchem überlegen, was meiner Natur versagt ist, und was ich Ihnen alles unwiderleglich vorhalten werde, wenn ich wirklich einmal so glücklich sein werde, Sie von Angesicht kennen zu lernen. Anderes habe ich wieder vor Ihnen voraus. Was Sie aber zu dem macht, was Sie sind, ist so unschätzbar, daß Jeder es als eine Ehre betrachten muß, sich nur Ihren guten Kameraden nennen zu dürfen. Und darum nie wieder ein Wort von oben oder unten, sondern in Treue und Freundschaft geradaus Auge in Auge!

Und ebenso geradeaus will ich noch bekennen, daß ich Ihrem Gemeindekind zum Schluß ein wenig mehr Glück gegönnt hätte, als Sie ihm zuteil werden lassen. Ob Sie daran doch nicht weiser getan haben, als das von Ihnen verführte Lesergemüt sogleich ein=sehen kann, will ich noch reiflich erwägen, wenn ich das wundersame Werk jetzt in einem Zuge wieder lese. Ich sage Ihnen dann ehrlich, ob Sie mich bekehrt haben.

Meine besten Wünsche für Ihr und Ihres Gatten Wohl= und Bessergehen und einen verehrungsvollen Gruß meiner Frau. In treuer Liebe

Ihr

Paul Heyse.

München. 1. Nov. 87.

34.

Heyse an Ebner=Eschenbach.

Liebe, verehrte Freundin!

In aller Eile nur eine bescheidene Anfrage, die

[83] Blüte des Intellekts.

Sie vielleicht sehr unbescheiden nennen werden. Unser Novellenschatz[84] geht mit diesem Jahr zu Ende, und im vorletzten Bande ist noch ein kleiner Platz offen, dich neben meinem „verlorenen Sohn". Werden Sie mir's verdenken, daß ich mir die beste Nachbarschaft ausbitten möchte, die sich überhaupt finden ließe? Ich würde gar zu gern, da wir in den vielgeliebten Gemperlein[85] Ihrem Humor das Wort gegeben haben, nun auch einen jener tiefen tragischen Töne anklingen lassen, wie sie nur Ihnen zu Gebote stehen. Ist es zu viel gehofft, daß Sie mir die Erlaubnis geben, „Krambambuli" [86] oder „Er laßt die Hand küssen" [87] aufzunehmen — je nach dem Umfang? Und würde auch Ihr Verleger[89] zustimmen? Ich hätte dann abermals Anlaß zu einer öffentlichen Liebeserklärung, die mir ein wahres Herzensbedürfnis befriedigte.

Darf ich bald Ihrer Antwort entgegensehen? Wenn irgend etwas im Wege steht, will ich Nichts gesagt haben.

Aber gern wüßt' ich, was Sie für Augen gemacht haben, als sich meine Frau von Döbling[88] Ihnen vorstellte. Sie werden manchmal den Kopf geschüttelt haben über meine Vermessenheit, eine Sprache zu radebrechen, in der ich nicht geboren bin, und zu meiner Entschuldigung kann ich nur sagen, daß sich mir die Figur so wie sie da geht und steht aufdrängte

---

[84] Vgl. Seite 261, Anm. 3.
[85] „Die Freiherren von Gemperlein". Vgl. Brief Nr. 2.
[86] Novelle der Ebner-Eschenbach, Berlin 1883.
[87] Novelle der Ebner-Eschenbach, Berlin 1886.
[88] Lustspiel von Heyse, Berlin 1887.

ohne mein Zutun, daß ich mich redlich bemüht habe, mich zu entnorddeutschen so gut es gehen wollte, und mir hernach von einer kleinen Wienerin, meiner dramaturgischen Schülerin, hie und da einen Schnitzer korrigieren ließ. Was wäre aus der guten Frau unter Ihren Händen geworden! Aber Sie vergraben ja von allen Ihren Pfunden gerade dieses am geizigsten.

Ich werde durch Besuch gestört und der Brief soll heute noch fort. Tausend Gutes und Schönes von meiner Frau und einen Händedruck

Ihres treuergebenen
Paul Heyse.

München. 16. XI, 87.

35.

Ebner-Eschenbach an Heyse.
diktiert.

Wien 17ten Nov. 87.

Mein lieber verehrtester Freund, es wird mir natürlich die allergrößte Freude machen, wenn Sie noch eine Erzählung von mir in den Novellenschatz aufnehmen. Bis jetzt bin ich noch immer der Versuchung hochmutig zu werden, nicht unterlegen; wenn Sie mich aber würdig halten in Ihrer Nähe stehen zu dürfen natürlich nur räumlich, dann weiß ich nicht, wie es weiter mit meiner Bescheidenheit aussehen wird. An Paetel[89] ist bereits geschrieben worden, und ich hoffe daß Sie sehr bald eine zustimmende Antwort erhalten werden. Ich habe ihn

---

[89] Die Berliner Verlagsbuchhandlung der Gebr. Paetel wurde 1884—1899 durch Elwin Paetel geführt.

gebeten sie direkt an Sie zu richten. Über Frau von Döbling bin ich ganz entzückt, niemals ist es mir als ein so großes Unglück erschienen, daß unsere unvergleichliche Gallmeyer[90] tot ist, als jetzt; sie hätte diese herrliche Rolle zu vollster Geltung gebracht. Ich will das Stück selbst lesen, bin darum noch nicht ganz fertig, wenn aber Frau von Döbling auch tragische Momente zur Darstellung zu bringen haben wird, die Gallmeyer hätte verstanden sie zu bringen. Ich habe sie in einem Salonstück gesehen, sie ist mir unvergeßlich geblieben. Alle Rollen wüßte ich im Burgtheater vortrefflich zu besetzen — was würde Kempler[91] aus Meisner[92] machen. Für Fr. v. Döbling wüßte ich nur Fr. Gabillon,[93] die, wie Ida, die Schreiberin[94] versichert, so geschickt ist, daß sie sogar gutmütig sein kann. Lieber verehrter Freund, ich danke Ihnen wieder für alles Gute, das Sie mir erweisen; ich werde ewig Ihre dankbare Verehrerin bleiben. Ihrer lieben Frau Gemahlin, empfehlen Sie uns Beide auf das Innigste und wünschen Ihnen Beiden daß es Ihnen auf das Beste gehen möge.

Ihre Sie sehr liebende Freundin*

Marie E.

* der Übermut fängt schon an.

---

[90] Josephine Gallmeyer (1838—1884), berühmte Soubrette, seit 1863 in Wien. Vgl. H. A. Lier, J. Gallmeyer (Allg. Deutsche Biographie, 51. Bd.), München 1906.

[91] Kempler, Schauspieler am Wiener Burgtheater.

[92] Meisner, Gestalt aus „Frau von Döbling“.

[93] Zerline Gabillon-Würzburg (1835—1892), Schauspielerin am Wiener Burgtheater. Vgl. Ludwig Hevesi, Zerline Gabillon, Wien 1894.

[94] Ebner-Eschenbach diktierte diesen Brief ihrer Freundin Ida Fleischl.

36.

Anna Heyse an Ebner-Eschenbach.

Die besten, innigsten Wünsche für das Jahr 88 sendet Ihnen, hochverehrte Frau,

Ihre sehr ergebene
Anna Heyse.

München, 31. Dec. 87.

37.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

München. 26. Dec. 88.

Liebe verehrte Freundin!

Das war wieder eine große Freude. Irgendwo — ich glaube in der „Deutschen Dichtung“,[95] wo man Sie übrigens so hochhält — las ich, dies neue Buch[96] sei zwar sehr schön, stehe aber doch nicht ganz auf der Höhe Ihrer Freiherren. Mir stand der Verstand (oder Geschmack) dieser Herren still. Und ich bin gewiß, daß mich meineLiebe zu Ihnen nicht verblendet. Denn zwei dieser Geschichten — 1 und 4[97] — las ich zum zweiten Mal und bewunderte sie noch mehr als das erste Mal. Sie haben nie schwerere Aufgaben mit feinerer Kunst gelöst, als in dieser ersten Geschichte, deren Gestalten alle mit so wenigen Strichen so unvergeßlich leibhaft vor uns hingestellt sind. Die ganze gräfliche Sippschaft, alt und jung, die Bretfeld'sche Familie, die Baronin mit ihrem armen Kinde

[95] Berliner belletristisch-literarische Halbmonatsschrift (1886—1904), herausgegeben von K. E. Franzos.

[96] „Miterlebtes“ enthält die Novellen „Wieder die Alte“, „Ihr Traum“, „Der Muff“, „Die Kapitalistinnen“, Berlin 1888.

[97] „Wieder die Alte“ und „Die Kapitalistinnnen“.

von Gatten, Claire[98] — da hab' ich sie richtig sämtlich aufgezählt. Und wie unentrinnbar dies Geschick, und wie herzbefreiend der Sieg über all das Jämmerlich-Alltägliche! Dann der „Traum", eines Ihrer Unica, von einem Helldunkel überhaucht, das wie Dämmerung eines milden Herbstabends uns umspinnt und mit bittersüßer Melancholie übermannt. Daneben die beiden heiteren Stücke, in denen Ihre ganze Liebenswürdigkeit funkelt und sprüht und zugleich das Herz erwärmt. Sie hätten meine Frau sehen sollen, wie sie Abends mir gegenüber saß und alle Augenblick so recht von Herzen glücklich vor sich hin lachte, als sie den „Muff" und die Abenteuer der beiden Schwestern las, die „Anerkennung von einer Bank erfuhren"! Sie „laßt die Hand küssen",[99] und er auch. Er aber wird sich hüten, noch weiter von diesem Buch zu berichten, es würde eine Abhandlung daraus, die weit über jedes Briefformat hinauswüchse. Wann werde ich einmal mündlich all das loswerden, was sich in mir seit Jahren angesammelt hat! Aber Sie kommen ja nicht zu uns, teuerste Frau, und ich bring' es von Jahr zu Jahr immer weniger übers Herz, den Weg der Nibelungen donauabwärts einzuschlagen. Nun entbehren wir in diesem Winter vollends den Verkehr mit Ihren lieben Nichten,[100] so daß ich kaum weiß, ob ich dem Gerücht, Sie seien mit Ihrer Gesundheit weit besser daran, fröhlich trauen kann. Wollen Sie uns die Liebe antun, uns darüber selbst ein gutes Wort zu sagen?

[98] Gestalten aus der Novelle „Wieder die Alte".

[99] Anspielung auf die Novelle der Ebner-Eschenbach „Er laßt die Hand küssen". Vgl. Brief Nr. 22.

[100] Marie und Sophie Gräfin Waldburg.

Ich habe nichts, aber auch gar nichts als Gegengabe für Ihr köstliches Geschenk Ihnen zu bieten. Meine „Sascha“ [101] kennen Sie, das andere Lustspiel[102] muß durchaus gesehen sein, selbst einem bühnensichern Auge erscheint es beim bloßen Lesen nicht im rechten Licht. Mein „Weltuntergang“[103] ist noch unfertiges Bühnenmanuskript. Also muß ich Sie auf das neue Jahr vertrösten. Aber Sie wissen, daß Alles, was ich mache, im Stillen vor Allem Ihnen zu gefallen wünscht, mehr als manches Andere das, was mich beschäftigen wird, wenn ich von meinen dramaturgischen Rundfahrten über Weimar, Meiningen, Berlin wieder heimgekehrt sein werde.

Empfehlen Sie mich Ihrem Gemahl und grüßen Sie die Freunde. Von meiner Frau tante belle cose.[104]

Ihr alter getreuer
Paul H.

38.

Ebner-Eschenbach an Heyse.
(diktiert).

Wien 29/12 88

Mein teuerster verehrtester Freund!

Eine Person, die ihre Tage und Nächte mit Husten zubringt und infolgedessen den wüstesten Kopf hat, den es geben kann, sagt Ihnen ein hunderttausendfältiges: Vergelt's Gott.

---

[101] „Prinzessin Sascha“, Lustspiel in vier Akten, Berlin 1887.

[102] „Ein überflüssiger Mensch“, Berlin 1889.

[103] Volksschauspiel in fünf Akten, Berlin 1889.

[104] Viele schöne Grüße.

Wie aus jeder Zeile Ihres Briefes, lieber Herr Doktor, verehrtester Freund, wieder die helle Großmut spricht! Sie und Ihre teure Frau Gemahlin sind meine Tröster und Herzbefreier wenn mir bang werden will und Zweifel an mir selbst mich bedrängen.

Von allem neuen was ich jüngst von Ihnen las, (Weltuntergang[105] ist zu prachtvoll) heute kein Wort; nur einen kleinen Dank für Ihr Gedicht „Im Göthehaus".[106] Es hat mich erschüttert in allen Tiefen, es hat mich in den Himmel gehoben.

Gott segne Sie im neuen Jahre. Ehe dieses zu Ende geht, kommt noch ein Gruß von

Ihrer dankbarsten

Marie Ebner.

39.

Anna Heyse an Ebner-Eschenbach.

Ihnen, verehrte, edle Frau, die durch Ihre Kunst so reines, reiches Glück verleiht, erglänze der Stern des neuen Jahres strahlend und freudenhell, dies wünscht mit innigen, dankbaren Grüßen

Ihre

Anna Heyse.

1889.

40.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Mein lieber hochverehrter Freund!

Die Überbringerin dieser Zeilen ist, Fräulein

---

[105] Volksschauspiel. Vgl. Brief Nr. 37.

[106] „Goethehaus in Weimar".

Hermine Villinger.[107] Ich bitte Sie und Ihre hoch-verehrte Frau Gemahlin, nehmen Sie das Fräulein so freundlich und gütig auf als käme ich selbst. Wie überglücklich wäre, an ihre Stelle sein zu können.

Ihre unwandelbar getreue
Verehrerin und Freundin
Marie Ebner.

Wien 5/2 89.

41.

Heyses an Ebner-Eschenbach.

Herzlichen Glückwunsch zum Neuen Jahre und verehrungsvolle Grüße senden

Paul und Anna Heyse.

42.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Wien, den 14. März 1890.

Lieber, hochverehrter Freund!

Einmal wieder haben Sie mich entzückt und hingerissen mit dem „überflüssigen Menschen",[108] mit dem neuesten Band der italienischen Lyrik und Volkspoesie,[109] die Sie für uns entdeckt und uns zum unschätzbaren Eigentum gemacht haben.

Sie wissen, ich komme selten; die Zeit meines vielgeliebten Dichters ist mir heilig. Am 15. März[110]

---

[107] Hermine Villinger (1849—1917), Erzählerin, mit der Ebner-Eschenbach jahrelang in brieflichem und persönlichem Verkehr stand.

[108] „Ein überflüssiger Mensch", Schauspiel. Vgl. Anm. 102.

[109] „Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts", Übersetzungen und Studien, Berlin seit 1870.

[110] 60. Geburtstag des Dichters.

aber wird er ohnehin keine Ruhe haben, da erscheinen sie in hellen Scharen bei ihm, die Dankbaren, die Getreuen. Ich darf mich ihnen anschließen, ich wage es, und zu dem Gruß aus Ihrer zweiten Heimat,[111] mein hochverehrter Gönner und Freund, und Wohltäter, den ich mir erlaube Ihnen zu ermitteln, füge ich einen aus dem alten Wien hinzu, wo so viele Herzen Ihnen in junger und heißer Begeisterung entgegen schlagen.

Ihre allezeit getreue
Freundin und Verehrerin
Marie Ebner.

43.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

Vorgestern, meine teuerste Freundin, sind wir in unser nur erst schüchtern knospendes Gärtchen zurückgekehrt, nachdem wir wochenlang alle Pracht des südlichen Frühlings genossen hatten, und ein Blick von Riva[112] aus über den Gardasee hatte mir das alte Heimweh nach meinem gelobten Lande neu aufgeregt. Da fällt mein erster Blick im alten Hause auf das reizende Aquarellbild, den reichen Wasserstrahl vor Bernini's Colonnaden,[113] und ich sehe die lieben wohlbekannten Schriftzüge unten am Rand, mit freudigem Schrecken, daß dies schöne Kunstwerk mir wirklich gehören soll, mir gewidmet von dersel-

---

[111] Italien. Ebner-Eschenbach schickte Paul Heyse zum Geburtstag ein Aquarellbild aus Rom.

[112] Am Gardasee.

[113] Vgl. Anm. 111. Bernini 1598—1680) schuf die großartigen Säulengänge auf dem St. Petersplatz, über die Paul Heyse u. a. spricht in seiner Novelle: „Gute Kameraden“.

ben teuren Hand, der ich schon so viel herrliche Gaben zu danken habe. Liebe verehrte Freundin, im Gedränge dieser ersten heimischen Tage kann ich Ihnen nichts Anderes sagen, als daß Sie mich wahrhaft beglückt haben — durch das Geschenk selbst, wie durch die sinnige Wahl und die unerschöpflich gütige Gesinnung, die Sie mir aufs Neue bewiesen. Sie wissen, wie oft ich ohnehin Ihrer gedenke. Aber etwas täglich vor Augen zu haben, was von Ihnen herrührt, ist dennoch eine herzliche Bereicherung meiner Lebensfreuden. Das schließt nun so schön die fröhlichste Frühlingszeit ab, die ich je genossen habe. Alles kam zusammen, unsere Tage in Gries[114] anmutig zu machen: Das seltenste Wetterglück, Umgang mit liebenswürdigen neuen Bekannten, zu denen nach und nach alte Freunde hinzukamen, eine neue Arbeit, an die ich mein Herz gehängt, die Freude meiner lieben Frau an Allem, was uns umgab, dann zuletzt auf der Fahrt nach Riva[112] und Arco[115] die unverhofft zu uns stoßende kleine Karawane Münchner Freunde, und nun zu Hause eine so schöne Nachfeier meiner März-Iden,[116] denen ich vergebens zu entfliehen gesucht habe.

Möchten wir nur hören, teuerste Frau, daß Ihre Gesundheit sich gebessert hat und daß Sie uns Hoffnung geben, Sie einmal bei uns sehen. Es ist schier ungeheuerlich, daß es in dieser frei- und schnellzügigen Zeit mir nicht glücken soll, einen so lang-

---

[114] Bei Meran, Tirol (heute Italien).

[115] In Tirol (heute Italien).

[116] Die Iden des März = 15. März; 60. Geburtstag des Dichters.

genährten Herzenswunsch zu erlangen und endlich diejenige von Angesicht kennen zu lernen, der ich so lange schon mit innigster Sympathie ergeben bin!

Grüßen Sie die Freundinnen,[117] auch von meiner Frau, die sich mit mir des herrlichen Rombildes erfreut, empfehlen Sie mich Ihrem Gemahl und empfinden Sie's recht lebendig, wie Ihnen zugetan ist Ihr in alter und immer neuer Dankbarkeit

Ihnen getreuer

Paul Heyse.

München. 18. April. 90.

44.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Zdislavic 13/10 90.

Hochverehrter gütigster Freund!

Das war ein Ausforschen einige Tage vor dem 13. September:[118] Tante Marie, von wem würde ein Zeichen der Erinnerung dich am meisten freuen? So fragten die großen und die kleinen Neffen und Nichten, und erhielten immer zur Antwort: Nun, natürlich von Paul Heyse. Und bei jedem Brief, bei jedem Telegramm, bei jedem Bouquet, das ankam, welche Neugier, welche Erwartung!

Am 13. morgens erschien eine Kiste, in Wien per Expreß aufgegeben. Wer schickt die? Von allen meinen Freunden und Bekannten ist jetzt niemand dort. Höchste Spannung.

Der Theresianist,[119] der zwölfjährige, der mir

---

[117] Ida Fleischl und Frau von Littrow.

[118] 60. Geburtstag der Ebner-Eschenbach.

[119] Neffe der Dichterin, Schüler des Theresianums in Wien.

mit dem Degen an der Seite gratuliert hatte, legt die Waffe ab, greift zum Hammer, zum Keile; er allein darf die Kiste öffnen. Wir Alten und die Kleinen stehen herum; hie und da hilft Einer den Deckel heben. Endlich ist's geschehen. Mein Großer, mein Stolz, der Jurist entnimmt der Kiste ein Blumen-Parterrechen-Daphnen, Rosen, Nelken, umhegt von dem zierlichsten Korbgeflechte, und an diesem ist ein Couvert befestigt. Ich erkenne sofort die Schrift, die ich liebe: Von Paul Heyse! rufe ich aus, und meine Kinder jubeln: Tante Marie! und fliegen mir in die Arme.

Ja, lieber Freund, Sie haben einmal wieder einer großen Anzahl Menschen eine große Freude gemacht. Ich danke Ihnen, und Ihrer teuren, hochverehrten Frau, aus gerührtem, tief beglücktem Herzen. Die Blumen sind verwelkt und liegen im Garten begraben. Im Körbchen bewahre ich mir alle Briefe auf, die ich am Tage der Feier meines sechzigsten Frühlings erhielt. — Lachen Sie nicht, es waren echte Frühlingsgefühle, die an diesem Tage meine Seele durchdrangen, und ihr lichter Schein wird meinen Herbst durchsonnen und durchwärmen so lange ich fähig bleibe, Dankbarkeit zu empfinden, das heißt bis an mein Ende.

Sie setzen übrigens, bester Freund, Ihre Wohltaten fort. Sie vermitteln mir die Bekanntschaft mit einem Herrn Wilibald,[120] in den ich bereits verliebt bin. Sie haben mich entzückt mit der lieblichen Phantasie „Der Dryas", und nun darf ich mich auch freuen

---

[120] Novelle von Heyse, Berlin 1890.

auf „die schlimmen Brüder".[121] Wenn ich die Seelenstärke aufbringe, wofür ich aber nicht gutstehe, fange ich Ihr neuestes Schauspiel nicht zu lesen an, bevor der vierte Aufzug erschienen sein wird.

Grüße ohne Zahl, lieber, lieber Freund, und die wärmsten Wünsche für Ihr Wohlergehen und das Ihrer teuren, hochverehrten Frau.

In treuer liebevollster

Bewunderung und Dankbarkeit

Ihre Marie Ebner.

45.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

Mit diesen Zeilen, verehrte Freundin, bezwecke ich nichts anderes, als wieder einmal zu tun, was ich schon oft getan: Ihnen meine Liebe zu erklären. Wenn Ihnen das auf die Länge lästig wird, so haben Sie es doch selbst neuerdings verschuldet. Auf Ihre „Bettelbriefe" [122] gibt es keine andere Antwort, als einen Liebesbrief. Seit ich sie gestern gelesen habe, bin ich wieder ganz im Banne Ihrer Kunst, die so ganz Ihre Natur ist, und als ein alter Musset-Verehrer[123] darf ich wohl gestehen, daß es mich mit einer ganz besonders stolzen Freude erfüllt hat, alle Anmut, gesellschaftliche Feinheit und Heiterkeit und jene naive Unmittelbarkeit, bei der einem das Herz im Leibe lacht, in einem deutschen Proverbe wiederzufinden, dazu noch eine Kleinigkeit, die dem Franzosen nicht immer eigen war, eine Seelenfülle, die uns im Inner-

[121] Schauspiel in vier Akten, Berlin 1890.

[122] Dialogisierte Novelle, Berlin 1891.

[123] Alfred de Musset (1810—1857), Lyriker und Novellist der französischen Romantik.

sten erwärmt. Ich war wieder sehr glücklich, daß wir Sie besitzen, und daß ich insbesondere mich Ihnen noch ein wenig näher fühlen darf, als die große Masse der fremden „dankbaren Leser". Also vergelt's Gott tausendmal.

Wir kehren morgen in die Stadt zurück, wo meine Frau sich von einer trotz alles Götterwetters für sie sehr unholden Sommerfrische zu erholen hofft. Sie grüßt Sie in innigster Liebe und Bewunderung. Leben Sie wohl!

Ihr unwandelbar ergebener

Paul Heyse.

Miesbach[124] 2. Okt. 91.

46.

Ebner=Eschenbach an Heyse.

Schloß Zdislavic Post Zdounek. Mähren

den 7. Okt: 91

Mein hochverehrter gütigster Freund!

Ich aber muß immer wiederholen: überglücklich haben Sie mich gemacht, und ich danke Ihnen aus vollem, tiefgerührtem Herzen. Aber — bestohlen sind Sie worden in den Bettelbriefen. Haben Sie es nicht bemerkt? Ich wartete nur auf ein eingebundenes Exemplar des Zweigesprächs um es Ihnen mit einem sehr demütigen und gar nicht reuigem pater peccavi, zu Füßen zu legen, da kommen Sie mir mit Ihrem lieben, lieben, hochgelobten Briefe zuvor; und ich jubiliere und habe ein Freudenräuschchen.

Ach, wenn es nur Ihrer teuren verehrten Frau

---

[124] Sommerfrische in Oberbayern.

Gemahlin besser ginge! Daß sie leidend von ihrem Sommeraufenthalt nach München zurückkehrt, bedaure ich aus tiefster Seele. Ein armseliges, unfruchtbares Bedauern, trotz aller Wärme und Liebe aus der es hervorgeht.

Eine Neuigkeit muß ich Ihnen noch sagen: Hochverehrter Freund, ich bin immer mit Ihnen beschäftigt, lebe auf Ihre Kosten, und lerne von Ihnen, immer, immer. Sie haben viel mehr Schüler als Sie ahnen, und vielleicht manchen eben so begeisterten, aber keinen dankbareren als die alte Erzählerin der Sie eben wieder eine so große Wohltat erwiesen haben:

Ihre, Ihnen in liebevoller Bewunderung ergebene
Verehrerin und Freundin
Marie Ebner.

47.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Schloß Zdislavic Post Zdounek Mähren
den 15/11 91.

Lieber höchstverehrter Freund!

Der Triumph den „Wahrheit“[124a] in München gefeiert hat, ist mir eine Quelle der Freude und des Glückes. Mögen uns, lieber, lieber Freund, noch viele solche Triumphe beschieden sein; Sie verdienen es, und mir tut's unbeschreiblich wohl, weil ich bin

Ihre
dankbare, Sie liebende und verehrende
alte Freundin
Marie Ebner.

[124a] Schauspiel, Berlin 1891.

48.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Allerinnigste, tiefgefühlte Glückwünsche dem geliebten und verehrten Ehepaare, von seiner unwandelbar treu ergebenen alten Freundin

Marie Ebner.

Sylvester 91.

49.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

Teure, verehrte Freundin!

Sie ahnen nicht, daß ich vor etlichen Wochen drauf und dran war, Ihnen wieder einen Liebesbrief zu schreiben. Ich hatte Ihren Oversberg[125] gelesen und war wieder ganz erfüllt von der Kraft und Anmut Ihrer Kunst und Natur, die so untrennbar Eins sind wie bei Keiner Ihres Geschlechts. Aber da mein Lexikon der Liebe und Bewunderung im Verkehr mit Ihnen nachgerade erschöpft ist und ein Schriftsteller, qui se respecte, Anstand nimmt, sich zu wiederholen, ist die Gefahr noch einmal an Ihrem ahnungslosen Haupte vorübergegangen. Heute nun lassen Sie mich Ihnen nur einen innigen Doppelhändedruck senden und die herzlichsten Wünsche für Ihr Wohl, das auch uns so viel neue Freude und reiche Gaben bedeutet. Meine Frau, die das neue Jahr in recht erfreulichem Zustande angetreten hat, erwidert dankbar Ihren lieben Gruß und ich bin heut und immer Ihr getreuer alter ewiger

München. 2. Jan. 92.

Paul Heyse.

---

[125] „Oversberg. Aus dem Tagebuch des Volontärs Ferdinand Binder", Novelle, Berlin 1891.

50.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Verehrtester Freund, nun hat sie mich erwischt,
Die Hexe, die so gern im Trüben fischt,
Ich kann nicht schreiben, lesen noch viel minder,
Nicht träumen selbst, denn Influenzakinder
Sind meine Träume. Eines nur bleibt treu,
An Deinem Brief die Freude immer neu.
Sie tut mir wohl, erhellt so manche Nacht
Die sonst ganz elend würde zugebracht;
Sie füllt mein Herz mit ihrem goldnen Schimmer,
Und zaubert mir die Sonn' ins dunkle Zimmer.

Die dankbarste der Dankbaren
Ihre getreue Marie E.

9/1 92.

51.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Wien, den 21/2 92.

Mein hochverehrter Freund!

Demnächst erscheint bei Paetel[125a] in Berlin ein Bändchen, dessen Inhalt ist: „Oversberg", „Der Nebenbuhler", „Bettelbriefe".[125b] Darf ich das Büchlein dem großen Dichter widmen, der zwei dieser bescheidenen Erzählungen mit allgütiger Nachsicht beurteilt hat? Lieber, hochverehrter Freund, sagen Sie: Ja.

Ihre treulichst ergebene alte Freundin
Marie Ebner.

[125a] Vgl. Seite 305, Anm. 89.

[125b] Drei Novellen von Ebner-Eschenbach, zuerst erschienen Berlin 1891.

52.

Heyse an Ebner=Eschenbach.

Muß man bei einem alten Freunde, dem man eine große und stolze Freude zugedacht hat, erst an=fragen, ob er einwilligt, sich beglücken zu lassen?

Ich umarme Sie, liebe teure Freundin, und bin heut und in alle Ewigkeit Ihr Ihnen ganz und gar zugeeigneter

Paul Heyse.

M. 22. II. 92.

53.

Heyse an Ebner=Eschenbach.

Liebe verehrte Freundin!

Halten Sie uns nicht für schlechte Freunde oder für unsere eigenen Feinde, daß wir uns die Freude versagt haben, der gestrigen Erstaufführung Ihres Stückes[126] beizuwohnen und auch der heutigen Wie=derholung fernbleiben. Seit drei Tagen liegt meine Frau zu Bett mit einem Influenzazustand, den sie nicht leichtsinnig behandeln darf, da sie noch in die=ser Woche reisen will. Und ich schlage mich mit dem gleichen tückischen Feinde seit 4 Wochen herum und soll übermorgen eine dramaturgische Exkursion nach Berlin antreten, obwohl der Spuk mir noch in Blut und Nerven rumort und ich noch immer ächze und krächze wie in den Blütetagen dieser Heimsuchung. Da hab' ich mich nicht in das heiße Theater wagen dürfen, so sehr mein Herz mich zog. In den Zeitun=

[126] „Ohne Liebe“, dialogisierte Novelle, 1891, im Hof-theater zu München aufgeführt.

gen lese ich heute das Günstigste über die Aufnahme des Stückes, zu der ich nur leider nicht mitwirken konnte. Ich denke aber nur 8 Tage fortzubleiben und Ihnen nach meiner Heimkehr zu berichten. Heute nur unsere Grüße und Glückwünsche, teuerste Frau, in der Vorfreude auf einen neuen Genuß, den wir Ihnen zu danken haben werden.

In unwandelbarer Liebe und Verehrung
Ihr
Paul Heyse.

München. 14. III. 92.

54.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Hochverehrter, gütigster Freund!

Nehmen Sie das anspruchloseste aller anspruchlosen Büchlein[127] nachsichtsvoll auf. Ich weiß daß Sie es tun werden, weil Sie nicht anders können, weil große Menschen gegen kleine nachsichtsvoll sein müssen, ob sie wollen oder nicht.

Mit unendlichen innigen Herzensgrüßen an Sie und Ihre teure, verehrte Frau

Ihre
allezeit getreue und dankbare
Marie Ebner
malade ordinaire de Votre Majesté

Wien, den 30. März 92.

---

[127] Enthält: „Oversberg“, den „Nebenbuhler“, „Bettelbriefe“, vgl. Seite 320, Anm. 125 b.

55.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Wien den 30/III 92.

Da haben wir die Bescherung! Auf Seite 7 sitzt sie. Die halbe Freude ist schon weg.

Cymbel s c h l a g u. Pauken s c h l a g ![128] Verzeihung, daß ich das Buch abschickte ohne es früher genau durchgesehen zu haben.

Eine sehr betrübte
M. Ebner.

56.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

München, 1. April 92.

Da ist es nun endlich, liebe teuerste Freundin, Ihr r e i z e n d e s Buch, m e i n Buch! Ich schlug es auf und fing an zu lesen und hörte nicht eher auf, als bis ich es wieder ganz zu Ende gelesen hatte. Und so gut ich es kannte, Alles wirkte mit frischem Zauber. Auch „Der Nebenbuhler"[128a] war mir nicht entgangen. Ich schrieb Ihnen nur nicht darüber, weil ich Ihnen immer nur dasselbe zu sagen gehabt hätte: Das können nur S i e. Ihrem Grafen Edmund wird man freilich auf den Kopf zusagen: bei all seiner Liebenswürdigkeit könne er diese Briefe unmöglich geschrieben haben, das könne überhaupt kein Mann und von allen Lebenden nur eine einzige Frau. So viel

---

[128] In dem Buch, das Ebner-Eschenbach an Heyse schickte (vgl. vorigen Brief), bemerkte sie nachher den Druckfehler: „Cymbelschlag und Paukenschlag" statt Cymbelschlag und Paukenschall".

[128a] Vgl. Seite 320, Anm. 125 b.

Adel und Anmut im Humor, so leise rührende Akkorde im Schmerz, so viel Kunst, mit wenigen raschen Strichen die vollste Illusion des Lebens zu erwecken, so viel Weisheit, die sich nie wichtig macht, — wo soll er das herhaben als von der einen Frau, die mit ihrem Reichtum all ihre Geschöpfe so verschwenderisch ausstattet, daß man ihnen ihre Herkunft sofort an der Stirne liest? Ich war wieder sehr glücklich, als ich das Buch aus der Hand legte. Nicht wie wenn ich einen perlenden Wein getrunken hätte, sondern als käme ich von einem sonnigen Gang durch einen Rebengarten im Frühherbst zurück und hätte die Reife und Süße der edelsten Trauben genossen.

Und so gelabt und erfrischt fühlten wir uns auch, da wir vor einigen Tagen Ihr kleines Stück[129] im Residenztheater sahen, vortrefflich gespielt, daß Sie ihre helle Freude daran gehabt hätten. Nicht das kleinste graziöse Wort, kein leiser Charakterzug, der nicht zu voller dankbarer Wirkung kam. Ich dächte aber, Sie höben den Abschnitt in der Mitte wieder auf, der doch leicht auszufüllen wäre. Warum kann das verzogene Kind im Hotel nicht so ungeberdig nach seinem Papa verlangen, daß der Bonne nichts übrig bleibt, als es zu ihm zu führen? Rein theatralisch gesprochen ist es nicht gut, den Schein eines Aktschlusses zu erregen, der doch nicht zu einer Höhe führt, sondern nur eine Pause bedeutet.

Lassen sie mich hoffen, daß Sie sich von dem doppelten „Schlag"[129a] erholt haben, der Sie so schwer

---

[129] „Ohne Liebe"; vgl. Anm. 126.

[129a] Anspielung auf den vorigen Brief.

getroffen, wie ich es Ihnen nur zu gut nachfühle. Auch ich bin, wenn sich's um Druckfehler handelt, die reine Prinzessin auf Erbsen, und schäme mich dessen nicht. Wer kein so empfindliches Gewissen hat, auch gegen winzige Bisse, ist kein echter Künstler. Doch vernarben zum Glück auch solche Wunden.

Die aber, die meine Frau aus Wien mit wegnahm, da sie nicht Ihres Anblicks teilhaftig werden konnte — und aus so bösem Grunde — wird noch lange nachbluten. Sie schickt Ihnen tausend Grüße, Wien hat ihr Herz erobert und ich stehe nicht dafür, daß sie nicht bald ein unbezwingliches Heimweh dorthin zurückführt und daß sie dann nicht auch mich ohne Widerspruch zu dulden unter den Arm nimmt, zu Zweien an Ihre Tür zu klopfen.

Alle guten Götter und Geister seien mit Ihnen!

Von Herzen Ihr sehr beglückter

Paul Heyse.

57.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

St. Gilgen am Aber-See

Ob:öster[129b]: den 6. Juni 92.

Mein lieber verehrter Freund!

Ich komme mit einer recht unbescheidenen Bitte; hören Sie mich gütig an.

Mein Verleger Herr Paetel, gedenkt eine Gesamt-Ausgabe meiner Erzählungen zu veranstalten, und

[129b] Ebner-Eschenbach schreibt irrtümlich Oberösterreich, statt Salzburg. Die Sommerfrische St. Gilgen befindet sich zwar an der Grenze Oberösterreichs, gehört jedoch zu Salzburg.

fragt nach meinen Bedingungen. Ich habe keine Ahnung was ich darauf antworten soll. Wird das so bezahlt, wie wenn von jedem einzelnen Buche eine neue Ausgabe gemacht wurde, od: was ist in diesem Falle sonst der Brauch? Belehren Sie mich darüber, lieber verehrtester Freund, und verzeihen Sie mir, daß ich Sie plagen komme.

Selbstverständlich bleibt was Sie mir schreiben unter uns.

Mögen meine Zeilen Sie und Ihre liebe teure Frau, in gutem Wohlsein finden. Ich bin seit 2, Ida ist seit 3 Tagen hier,[130] wir haben aber nichts von dem schönen Aufenthalt, denn es regnet fortwährend.

Sobald mein müder Kopf und meine Augen etwas ausgeruht sein werden lese ich „Marien⸗kind“ [131] und „Merlin“ [132] und dann gibts einmal wieder eine ganze reine Freude.

Allerinnigste, liebe⸗ und verehrungsvolle Grüße von Ida und mir an Sie beide

Ihre dankbare und getreue
Marie Ebner.

58.

Heyse an Ebner⸗Eschenbach.

Ihre Frage, teuerste Freundin, ist nicht so leicht zu beantworten, da ich nicht ahne, in welcher Aus⸗stattung Herr Paetel die Gesamtausgabe veranstalten will. Nach dem Kapital aber, das er selbst hinein⸗

---

[130] In Sankt Gilgen am Abersee in Salzburg verbrachte die Ebner viele Jahre hindurch mit ihrer Freundin Ida Fleischl den Sommer.

[131] Novelle Paul Heyses, Berlin 1892.

[132] Roman Paul Heyses, Berlin 1892.

steckt, nach dem Preise, zu dem er die Sammlung auf den Markt bringt, richtet sich billigerweise die Honorarforderung. Es kann daher keiner der bisherigen Verträge über die einzelnen Bände maßgebend sein, und Sie stehen etwas ganz Neuem gegenüber, da die Einzelausgaben neben der Gesamtausgabe fortbestehen und neue Auflagen machen werden. Ist es nun die Absicht Ihres Verlegers neben diesen reicher ausgestatteten Ausgaben auch eine schmucklosere und daher billigere dem Publikum zu bieten, so müßte er sich zunächst hierüber äußern, Ihnen mitteilen, wie er den Stoff in die Bände verteilen, wie viel Bände er daraus zusammenstellen, zu welchem Preise und ob einzeln oder nur zusammen er das neue Unternehmen auf den Markt bringen will.

Meine gesammelten Werke sind nicht unter besonders glänzenden Bedingungen erschienen. Es war noch ein wenig früh für eine Gesamtausgabe, da weder mein Verleger noch ich selbst wußten, ob die Unternehmung einschlagen würde.[132a] Ich überließ ihm diese ersten 10 Bände für 10 Jahre, mit den üblichen Klauseln, wie es gehalten werden solle, wenn ich hernach das Verhältnis zu lösen gedächte. Dazu hatte ich keinen Grund, vielmehr kamen noch zwei weitere Serien hinzu, so daß jetzt 21 Bände erschienen sind, leider mit wenig guten Lettern, sehr viel in einem Band zusammengedrängt, auf geringem Papier. Doch ward dadurch erreicht, daß der Ladenpreis des Bandes auf 3 Mk. 60 Pf. festgesetzt werden konnte (jeder

[132a] Die erste Gesamtausgabe erschien 1871 in der Besserschen Buchhandlung in Berlin. Nach 1901 gingen sämtliche Werke Heyses in den Besitz der Cottaschen Buchhandlung über.

Band kann einzeln abgegeben werden), und um Ihnen einen allerdings nicht maßgebenden Anhalt für das Honorar zu geben: neue Abzüge der Stereotyp-platten zu 500 Ex. werden mir mit 600 Mark honoriert. Stereotypiert jedoch wurden nur die Novellen und Romane, die am meisten begehrt werden.

Vielleicht wäre es das Beste, teure Freudin, Sie forderten Herrn Paetel auf, Ihnen einen Vertragsentwurf vorzulegen und auch wegen des Honorars einen Vorschlag zu machen, indem Sie ihm sagen, daß die oben berührten Punkte in Betreff der Ausstattung, des Preises u. der Zahl der Bände zunächst seinem Kalkul anheimfallen. Wollen Sie mir dann seine Vorschläge mitteilen, so bin ich gern erbötig, Ihnen nach meinen Erfahrungen als getreuer Eckart mein Gutachten darüber zu geben.

Das wäre nun ein richtiger Geschäftsbrief, obwohl er nach Form und Inhalt von meinen üblichen Liebesbriefen abweicht, kann ich ihn doch nicht schließen ohne Sie wieder und wieder meiner ewigen Liebe und Treue zu versichern.

Mit allen Grüßen

Ihr Paul Heyse.

München, 8. VI. 92.

59.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

St. Gilgen, den 12. Juni 92.

Mein hochverehrter, viel zu gütiger Freund!

Es beschämt mich und versenkt mich in tiefe Reue, daß ich Sie veranlaßt habe mir einen vier Seiten langen Geschäftsbrief zu schreiben. Verzeihen

Sie mir nur, und haben Sie so großen Dank wie ich ihn immer gegen Sie fühle und nie auszusprechen vermag. Wie oft habe ich Ihnen das schon gesagt? Bitte, zählen Sie nicht!

Herr Paetel war also gestern da. Das Material zur Gesamt-Ausgabe sollen alle meine Erzählungen (die bei Cotta[132b] erschienenen ausgenommen) und die Aphorismen und Parabeln bilden. Das wird in 6 Bde. hineingepfercht, und Herr Paetel will den Preis p. Band auf 3—4 Mk. festsetzen, einzelne Bände aber nicht abgeben. Für eine Auflage von wenigstens drei- und höchstens fünftausend Exemplaren, bietet mir Herr Paetel ein Honorar von zehntausend Mk. an. Damit bin ich nun sehr zufrieden, doch wäre es mein großer Wunsch daß mein Herr Verleger sich entschlösse nicht sechs dicke, sondern acht schlanke Bände zu drucken. Was gefiele Ihnen besser? So ein Dicker hätte dreiundzwanzig Bogen. Für meinen Geschmack sind sechzehn gerade genug.

Setzen Sie Ihrer Wohltat die Krone auf, allerbester und höchster Mensch, und nachsichtsvollster Freund und schreiben Sie noch ein einziges kleines Mal und dann, vielleicht doch noch einige Male,

Ihrer
grenzenlos dankbaren, und grenzenlos indiskreten Verehrerin und Freundin
Marie Ebner.

60.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

Ihr einziger, aber leider unverbesserlicher Fehler,

[132b] J. G. Cottasche Buchhandlung, seit 1810 Hauptgeschäft in Stuttgart.

teure Freundin, Ihre übermäßige Bescheidenheit verleitet Sie da zu einer schlimmen Verkürzung Ihres Vorteils. Wollen Sie einen Augenblick rechnen? Nun, 6 Bände in einer Auflage zu 5000 Exemplaren multiplizieren sich zu 30000. Nach dem Preise von 4 Mk. — und niedriger wird der Verleger doch schwerlich den Band von 24 Bogen abgeben — bringt das einen Bruttogewinn von 120000 Mk. Rechnen wir davon ab die Herstellungskosten mit höchstens 30000 Mk. Und $33^1/_3$ Prozent Rabatt an die Sortimenter von jener Gesamtsummer mit 40000, Summe: 70000 Mk., so blieben Reingewinn für den Verleger 50000 Mk. Und er wagt Ihnen ein Honorar von 10000 Mk. anzubieten! Und Sie sind nun damit sehr zufrieden? O Landgraf Ludwig, werde hart![133] Nein, beste Frau Kollegin, So dürfen Sie uns den Markt nicht verderben. Ob 8 ob 6 Bände scheint mir nicht von Belang. 24 Bogen geben immer noch kein allzu unförmliches Embonpoint und ich weiß nicht, wie das Material sich am vorteilhaftesten verteilt. Ich möchte aber dringend dafür sprechen, daß Sie sich auf eine Bausch- und Bogensumme nicht einlassen, sondern sich von jedem Bande (zu 4 Mk. Ladenpreis) 1 Mark Honorar ausbedingen. Herr Paetel mag dann die Höhe der Auflagen selbst bestimmen. Nur sollte er gehalten sein, jedes neue Tausend auf dem Titel als eine neue Auflage zu markieren.

Die Schriftprobe gefällt mir ganz gut.

---

[133] Geflügeltes Wort „Landgraf werde hart“ aus W. Gerhards (1780—1858) Gedicht: „Der Edelacker“; vgl. Buchmann 215.

Dies in fliegendster Eile, damit Sie nicht der Stimme des Versuchers wehrlos zum Opfer fallen.

Tausend Adieu!

Ihr getreuester

Paul H.

M. 14. VI. 92.

61.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

St. Gilgen, den 18. Juni 92.

Lieber gütigster Freund!

Versuchen werd ich's und Ihnen melden in wie viele Ohnmachten Herr Paetel über meine Forderung gefallen ist. Lieber, lieber Freund, Ihren Maßstab dürfen Sie an mich nicht anlegen. Wenn es sehr gut, über die kühnsten Erwartungen gut geht, dann verkauft mein Verleger eines meiner Bücher während der Ihre zehn der Ihren verkauft. Aber, wie gesagt, den Versuch will ich machen 1 Mk. Honorar für den Band zu verlangen. Im Stillen werde ich allerdings froh sein, wenn er mir die Hälfte oder gar 60 Pge. bewilligt. Er muß ja lang warten, bis er wieder zu seinem Gelde kommt.

Ich danke Ihnen aber- und abermals, bester und höchstverehrter Freund und bin und bleibe

Ihre

allezeit getreue Verehrerin

Marie Ebner

62.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Wien, am 31. Dez. 92

Lieber, hochverehrter Freund!

Meinen wärmsten, innigsten Glückwunsch zum

neuen Jahr, Ihnen und Ihrer lieben Frau Gemahlin. Ich habe unendlichen Dank zu sagen, und kann heute nicht anfangen, da ich ganz gewiß nicht fertig würde. Es gibt zu viel zu erzählen von dem mächtigen und unauslöschlichen Eindruck den Merlin[132] auf mich gemacht hat, von dem Banne in dem Leopardi[133a] mich hält, von der Freude an Ihrem liebenswürdigen Lustspiel,[134] dessen Erfolg auf der Bühne mich glücklich gemacht hat.

Auf nächstes Jahr also, mein hochverehrter und geliebter Freund, möge es sich Ihnen in jeder Hinsicht gestalten wie es von ganzem Herzen und aus vollster Seele wünscht

ihre
dankbare allezeit getreue
Marie Ebner.

63.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Wien, den 18. März 93.

Mein hochverehrter Freund!

Erlauben Sie mir Ihnen einmal wieder zu sagen, daß ich Sie aus meinem ganzen Herzen und aus allen meinen Kräften bewundere und liebe. Etwas so schönes wie die Geisterstunde[135] und so hinreißendes wie Heine in Düsseldorf,[136] kann man nirgends

---

[133a] Seit 1878 gab Paul Heyse die Übersetzung der Gedichte und Prosaschriften des italienischen Dichters Giacomo Leopardi (1798—1837) heraus.

[134] „Jungfer Justine", Schauspiel in vier Akten, Berlin 1892.

[135] „In der Geisterstunde", Spukgeschichte, Berlin 1893.

[136] Gedicht, 1893.

finden, außer etwa in den Werken des Herrn Doktors Paul Heyse.

Verspäteten Dank für Ihren allgütigen Brief höchstverehrter Freund, und die innigsten und wärmsten Grüsse und Empfehlungen an Sie und Ihre liebe Frau Gemahlin von

Ihrer
unwandelbar dankbaren, getreuen
alten Verehrerin und Freundin
Marie Ebner.

64.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

Liebe teure Freundin, wieder und immer wieder habe ich Ihnen zu danken, wollt' es schon lange tun, gleich auf frischer Wohltat, als ich diese schöne, ergreifende, echt Ebnersche Geschichte[137] in der Rundschau[138] gelesen hatte, und werde nun für meine Nachlässigkeit doppelt beschämt, durch mein Gewissen und Ihre unermüdliche Güte. Ich verhielt mich damals stumm, weil ich nicht völlig mit mir ins Reine kommen konnte, ob die Lösung des so tiefen und verhängnisvollen Konflikts, die Sie gefunden, das Problem durchaus erledigte. Seitdem hat Ihre Dichtung in mir nachgewirkt, und ich bin zur der Überzeugung gelangt, daß Sie das Rechte gefunden haben, da von einer absoluten Lösung hier — unter diesen Menschen und Verhältnissen — nicht die Rede sein könne, ja dürfe, und daß Sie auf die große Frage für diesmal die einzig mögliche Antwort gegeben haben. Ich habe nun das edle Werk wieder gelesen,

[137] „Glaubenslos", Berlin 1893.

[138] „Deutsche Rundschau", in Berlin; vgl. Seite 286, Anm. 49.

mit inniger Freude und Rührung. Seien Sie gesegnet, teuerste Frau, daß Sie aus Ihrem inneren Schatz uns so königlich bereichern. Was könnte ich Ihnen als Gegengabe bieten! Ich habe allerlei kleine Sachen geschrieben, u. a. meine 99ste Novelle,[139] mit großer Beschämung, wenn ich überschlage, wie wenige aus dieser großen Zahl mir selbst heute noch genügen. In dieser Stimmung beschloß ich, mein literarisches Haus zu bestellen, unter dem zurückgelegten — meist dramatischen — Kram aufzuräumen, das ganz Verfehlte zu vernichten und, was noch Wert für mich hat, so weit aufzustützen, daß die Testamentsvollstrecker beim Durchmustern meines Nachlasses nicht allzu unglückliche Gesichter zu machen hätten. Darüber wird der Winter hingehen, in einer helldunklen, posthumen Stimmung. Vielleicht bringt das junge Jahr wieder einen frischen Lebenstrieb.

Ich grüße Sie tausendmal, auch von meiner Frau, die es noch immer nicht verwinden kann, Sie in Wien nicht gesehen zu haben. Was soll ich erst sagen, dem dieser innigste Wunsch in ewig nebelgraue Ferne gerückt ist.

Unwandelbar Ihr alter

Paul Heyse.

München. 13. XI. 93.

65.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Wien den 31. März 94.

Mein hochverehrter, mein vielgeliebter Freund!

Für so Vieles habe ich einmal wieder zu danken:

---

[139] „Die Rächerin", Berlin 1894.

für das schöne Festspiel,[140] die schöne Novelle in der n. fr. Presse,[141] für das wundervolle Gedicht. Ihre Wiener Getreuen kannten es schon und hatten es innigst bejubelt. Nun bin ich gar stolz es aus Ihrer Hand empfangen zu haben. Gestern noch brachte ich es einer lieben Schwerkranken, die sich daran erquickt und es mit größter Begeisterung gelesen hat.

In Ihrer Novelle bewundere ich vor allem die unerreichbare Kunst mit der Sie das Verhältnis der Liebenden zueinander geschildert haben. Alles kommt wie es kommen muß, ist so einfach geführt, rollt wie auf Rädchen und doch fühlt man, sie werden nie glücklich sein. Daher wohl die unbeschreibliche Spannung in der Sie uns bis zum Schlusse erhalten.

Ich möchte Ihnen auch so gern etwas schicken, und weil ich nichts Schönes habe kommt etwas Garstiges: Eine Momentaufnahme der Tarokpartie[142] die sich wöchentlich dreimal in der Habsburgerst. N 5[143] zusammenfindet, und ein Stückchen der Ostersonntagsnummer unseres „Extrablatt".[144]

Ihrer lieben, teuren Frau und Ihnen sendet die wärmsten Grüße, Ihre allezeit getreue Freundin und Verehrerin

Marie Ebner.

---

[140] Festspiel „Wolfram von Eschenbach", Berlin 1894.

[141] „Die Rächerin". „Neue Freie Presse", führende parteiliberale Tageszeitung in Wien, gegründet 1864.

[142] Marie Ebner, Betty Paoli, Ida Fleischl beim Kartenspiel; auch veröffentlicht im Literarischen Echo, 3. Jahrgang, Berlin 1900/1901, 54.

[143] Wohnung Ida Fleischls.

[144] „Illustriertes Wiener Extrablatt", begründet 1872, eingestellt 1933.

66.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

Liebe verehrte Freundin, ich weiß, daß Sie mit unsrer guten Frau Amélie[145] in brieflichem Verkehr stehen oder doch gestanden haben. Sie hätten mir's daher verdenken können, wenn ich Sie bei diesem Anlaß übergangen hätte. Ob in Wien noch andre Menschen bonae voluntatis leben, die der lieben alten Seele gern zu einer Festfreude verhelfen würden, können Sie allein beurteilen.

Wie dankbar war ich Ihnen für Ihre guten, verstehenden Worte über meine „Rächerin", über deren Eindruck ich völlig im Ungewissen war, zumal die Geschichte, während ich sie niederschrieb, einen unheimlichen Druck auf mich ausgeübt hatte. Ein desto besseres Gewissen habe ich in Betreff der „Melusine" (meiner hundertsten!!), der Sie in der Mai-Rundschau[146] begegnen werden. Doch sagen Sie mir's ja rundheraus, wenn Sie anders davon denken sollten.

Und wie lieb, daß Sie mir den Anblick Ihrer Tarockpartie gegönnt haben! Würde mir's nur einmal so gut, mich als Strohmann dazuzusetzen und meine elementaren Kenntnisse dieses Wiener Spiels, die ich von Kalbecks[147] gewonnen, zu ergänzen, da ich's nur bis zum Münchener Tarock gebracht habe. Ich stünde freilich nicht dafür, daß ich nicht

---

[145] Frau Amélie Linz-Godin (1824—1904), Lyrikerin, schloß sich dem Münchner Dichterkreise an.

[146] Maiheft 1894 der „Deutschen Rundschau" in Berlin.

[147] Max Kalbeck (1850—1921), Pseudonym Jeremias Deutlich, Musik- und Theaterkritiker, Schriftsteller. Durch Paul Heyses Vermittlung erhielt er 1872 eine Hofmeisterstelle in München.

den Spielverderber machte, da mir dann so Vieles wichtiger wäre, als die gloriosesten Coeur-Solos.

Bringen Sie mich den beiden verehrten Mitspielerinnen in freundliche Erinnerung und seien Sie auch von meiner Frau herzlichst gegrüßt. Es geht ihr leider so wenig gut, daß sie nach Franzensbad[148] geschickt werden soll. Hoffentlich hören wir Gutes von I h n e n!

In alter Liebe und Treue

Ihr Paul Heyse.

M. 23. IV. 94.

(Durchschlag) (Vertraulich)

Am 24sten Mai feiert Frau Amélie Linz-Godin[145] ihren 70sten Geburtstag. Die Münchener Freunde und Verwandten der verehrten Frau und trefflichen Schriftstellerin haben beschlossen, ihr an diesem Tage eine Freude zu bereiten, indem sie ihr die Mittel zur Erfüllung irgendeines Lieblingswunsches etwa einer Reise nach Italien, darbieten. In der Überzeugung, daß auch an anderen Orten lebende Freunde und Verehrer der Jubilarin den Wunsch hegen möchten, hiezu mitzuwirken, erlaubt sich der ergebenst Unterzeichnete die Mitteilung, daß Fräulein Emma Klingenfeld (München Luisenstraße 42 a) sich bereit erklärt hat, Beiträge zu diesem Zwecke bis zum 15. Mai entgegenzunehmen.

Hochachtungsvoll
Dr. Paul Heyse.

München. 23. April 1894.

---

[148] Böhmischer Kurort, wo auch Marie Ebner in den fünfziger Jahren den Sommer verbrachte, vgl. ihr erstes Werk: „Briefe aus Franzensbad" 1858.

67.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

diktiert.

St.Gilgen am Abersee Kronland Salzburg
den 17 Juli 94.

Lieber hochverehrter Freund!

Mit wie viel mehr Grund müßte uns zumute sein wie Reisenden, die bei gepacktem Koffer auf dem Bahnhof sitzen und auf das Abfahrtsignal warten. Eben deshalb bitten und flehen wir Beide[149] innigst und allerherzlichst kommen Sie uns ein bißchen besuchen im Wartesalon. Von Partenkirchen[150] ist der Weg lange nicht so weit für Sie, wie der von Gilgen nach Partenkirchen für uns. Ich bin wohl ein altes, müdes, menschenscheues Wesen, Ihnen aber und Ihrer lieben Frau Gemahlin hätte ich doch gar zu gern einmal im Leben die Hand gedrückt. Ida dankt Ihnen für Ihre warme Teilnahme an ihren schweren, schmerzlichen Verluste.[151] Sie schreibt nicht und auch ich eigentlich nicht, so lang wir noch die Hoffnung haben, daß Sie zu uns kommen werden.

In großer, treuer Liebe und Verehrung, Ihre und Ihrer lieben Frau Gemahlin

getreueste
Marie E.

---

[149] Marie Ebner und Ida Fleischl.

[150] Kurort in Oberbayern.

[151] Am 5. Juli 1894 starb die Dichterin Betty Paoli, die jahrzehntelang in der Fleischlschen Familie als Hausgenossin lebte.

68.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

Sie machen mir das Herz schwer, teuerste Freundin! Sie endlich von Angesicht zu sehen, in einem stillen schönen sommerlichen Erdenwinkel,[152] nicht in dem leidigen Wien, wo ich so Viele sehen würde, die nicht mehr da sind, und wo so Viele sind, die ich nicht sehen möchte — wie würde mich das glücklich machen! Und doch — urteilen Sie selbst. Seit 14 Tagen haust meine jüngere Tochter in unserer Nähe, durch einen Spaziergang zu erreichen. Morgen erwarten wir unsere ältere, aus Leipzig, mit ihren vier lieben Kindern, dazu Sohn und Schwiegertochter.[152a] Mein bester Freund hat mit seiner Frau sich nachbarlich in Garmisch[153] angesiedelt. Ich atme also Patriarchenluft und darf nach langer Entbehrung l'art d'être grand-père üben. Doch immerhin würde ich's über mein Großvaterherz gewinnen, mich auf ein paar Tage wegzustehlen, wäre mein armes Weib aus Franzensbad mit nur einigem Gewinn zurückgekehrt, statt sich elender zu fühlen als vor der Kur. Sie darf nur ganz kleine Streckchen gehen, auch diese machen ihr Schmerzen, und es wäre eine bare Tollheit, eine Reise zu Ihnen zu wagen. Wie wäre mir nun zu Mut, wenn ich ohne sie den alten Herzenswunsch erfüllte, der ihr selbst in Wien vereitelt worden ist! Wenn Sie diese Frau kennten, die so selbstlos mir alles

---

[152] Sankt Gilgen am Abersee.

[152a] Heyses jüngere Tochter, Clara Layriz-Heyse; ältere Tochter, Julie Baumgarten-Heyse; und Sohn Franz Heyse.

[153] Garmisch-Partenkirchen, bedeutender Kurort in Oberbayern. Heyses bester Freund damals könnte der Erzähler Wilhelm Jensen (1837—1911) gewesen sein.

Gute und Herrliche gönnt, würden Sie begreifen, daß ich gerade darum mir selbst es nicht gönne, wenn es ihr versagt bleiben muß. Man erhält vom Geschick gerade das Beste nicht umsonst. Das mag eine weise Einrichtung sein, angesehen die leicht sich überhebende und gedankenlos drauflos genießende Menschennatur. Aber zuweilen wird es einem sauer, die Zinsen seiner Glückshypothek pünktlich abzutragen.

Leben Sie wohl, beste, geliebte und verehrte Freundin. Grüßen Sie Frau Ida.[154] Meine Frau „laßt die Hand küssen".

Treulichst Ihr ewiger
Paul Heyse.

Partenkirchen, 19. VII. 94.

69.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

Das neue Jahr konnte nicht lieblicher beginnen, teuerste Freundin, als indem der erste Tag mir ein neues Buch[155] von Ihnen brachte „und Worte süßen Hauchs dabei, die werter die Gabe machte".[156] Beide Novellen waren mir ja bekannt, die zweite habe ich stets zu denen gerechnet, in denen Ihre Natur und

---

[154] Ida Fleischl.

[155] Enthält „Das Schädliche" und „Die Totenwacht", Berlin 1894.

[156] Vgl. Shakespeare „Hamlet", 3. Akt, 1. Auftritt; vgl. Shakespeares dramatische Werke, nach der Übersetzung von Aug. Wilh. Schlegel, revidiert und teilweise neu herausgegeben von Max Koch, Stuttgart (1882—1884), 8. Bd. 86. Dieses Zitat auch in einem Brief von Heyse an E. Geibel vom 15. März 1854; vgl. Briefwechsel von Em. Geibel und Paul Heyse, herausgegeben von Erich Petzet, München 1922, 90.

Kunst sich am mächtigsten erweist. Die erste las ich gegen meine Gewohnheit in den Abschnitten der Wochenschrift,[157] sehr gefesselt von dem höchst eigenartigen Problem und der sicheren Durchführung, doch mit dem stillen Gefühl, mir den Gesamteindruck verkümmert zu haben durch die nichtsnutzig zerstückelte Lektüre. Ich war aber unter meinem Partenkirchner[157a] Strohwittwer dich einer Erquickung sehr bedürftig und konnte der Versuchung Ihres geliebten Namens nicht widerstehen. Nun les' ich's noch einmal auf einen Zug in dem zierlichen Bändchen. Aber konnten Sie keinen glücklicheren Titel finden als dieses Neutrum,[158] das so trocken unpersönlich klingt, eine pure Klassifikation dämonischer Elemente, die doch wohl einen mehr dichterischen Namen verdienten?

Nun schäme ich mich, Ihnen meinen neuen Band nicht geschickt zu haben, da ich dachte: er enthält ja nichts, was sie nicht schon kennt, voba fritta e rifritta,[159] was sollst du's ihr nochmals auftischen? Zudem war ich mit allen Gedanken bei dem neuen Roman,[160] mit dem ich's Ihnen gern zu Dank machen möchte. Er wird langsam von Ostern an irgendwo erscheinen und erst im Herbst als Buch. Ich beschwöre Sie schon jetzt, meine liebste Richterin, sich bis dahin zu gedulden und die zerstückten Glieder erst wieder zusammenwachsen zu lassen ehe Sie einen Blick darauf werfen. Die nächsten Monate wird er

[157] „Die Romanwelt", herausgegeben von Neumann-Hofer.
[157a] Vgl. vorigen Brief, Anm. 153.
[158] „Das Schädliche".
[159] Abgedroschenes Zeug.
[160] „Über allen Gipfeln", Berlin 1895.

mir noch zu schaffen machen, da ich ihn im Sommer allzu leichtfertig in 5 Wochen hinstrudelte. Ich war aber während der Arbeit in high spirits, wie mir überhaupt in jenem Partenkirchner Häuschen alle guten Götter treu blieben, so sehr, daß wir den verwegenen Streich begingen, uns dort anzukaufen. Julie Schlesinger, die ich darum bat, wird Ihnen gesagt haben, daß ich um dieses Handels willen auch auf den Ausflug zu Ihnen verzichten mußte. Nun wird auf unsrer Wiese dem Watzmann[161] gegenüber wohl nur ein Luftschlößchen zu stehen kommen.

Sagen muß ich Ihnen doch, wie stolz und glücklich es mich macht, daß das deutsche Volk nun einstimmig Ihnen den Kranz darbringt, so vollblühend und selbst vom Neide unangefochten, wie ich's bei keinem Lebenden erlebt habe. Ich weiß Ihnen nichts Besseres zu wünschen, als was jener Großen einem weit problematischeren Genius zugerufen hat: Und wie wir dich erkannt, mögst du dich kennen!

Doch ist dazu leider wenig Aussicht, da Ihr unbestechlicher Gerechtigkeitssinn Sie im Stiche läßt, wenn Sie sich selbst gerecht werden sollen. Gönnen Sie es den Freunden, zu ergänzen, was die Natur Ihnen versagt hat.

Meine Frau grüßt Sie tausendmal. Bleiben Sie gut und treu

Ihrem innig ergebenen
Paul Heyse.

München. 2. Jan. 95.

---

[161] Berg in Oberbayern in der Nähe von Partenkirchen, höchste Erhebung der Berchtesgadener Alpen.

70.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Schloß Zdislavic Post Zdounek Mähren
25. November 95.

Lieber hochverehrter Freund!

Nur drei Worte: Wie Geht's? seitdem
1 Ida[162] in Rom ist, habe ich von Ihnen gar, gar
nichts mehr gehört.

Ich danke für die große Freude, die Sie mir
2 gemacht haben, mit Ihrer ergreifenden schönen
Novelle: Der Dichter und sein Kind.

Ich kenne mich nicht vor Stolz weil der
3 Schluß meiner kleinen letzten Erzählung[163] in
demselben Rundschauhefte[164] steht, das Ihre be-
wunderungswürdigen Übersetzungen ital: Volks-
lieder bringt.

In großer Treue und Liebe, verehrtester Freund, und mit den innigsten Grüßen an Ihre teure, verehrte Frau

Ihre alte
Marie Ebner.

71.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

Meine teuerste Freundin, ich wollte eben auf das Kreuzband Ihre Roteturmstraßen-Adresse[165] schreiben, als Ihr liebes Blatt eintraf, das mir sagte,

---

[162] Ida Fleischl.

[163] „Rittmeister Brand".

[164] November-Heft der „Deutschen Rundschau" in Berlin 1895.

[165] Marie Ebner wohnte in Wien in der Rotenturmstraße.

wo Sie zu finden seien. Sie müssen mir nun aufrichtig sagen, ob diese beiden Sommerfrüchte[166] trotz der Influenza-Witterung, unter der ich so lange gelitten, Ihnen ausgereift sein scheinen. Erst vor vierzehn Tagen hat mich der unselige Druck auf Geist und Nerven verlassen, und in strenger Schweninger'scher[167] Disziplin ist auch die katharrhalische Reizbarkeit gewichen, so daß ich hoffen kann, mich leidlich durch den unholden Winter zu schlagen. Von Ihrem Befinden verrät das kurze Briefchen nichts. Darf ich glauben: wer schweigt, ist einverstanden? Sagen Sie mir, ob Sie es auch mit dem Zustand Ihrer Augen sind. Daß ich mich nicht Aug' in Auge davon überzeugen konnte, habe ich noch nicht verwunden.

Ihren Rittmeister Brand konnte ich erst vor etlichen Wochen kennen lernen, da ich nichts Zerstükkeltes[168] lese. Aller Seelenglanz Ihrer Natur und Kunst, aller Reiz der Zeichnung und Färbung liegt auch über diesen Gestalten und quel riso nato di malinconia[169] das Ihnen eigen ist, die feine Mischung des Strengen mit dem Zarten macht alles Einzelne anziehen wie immer. Nur dem Ganzen hätte ich eine größere Geschlossenheit gewünscht, eine festere Silhouette, da die Erzählung, wie sie nun ist, zwischen Roman und Novelle sich in der Mitte hält. Halten Sie dem alten Novellenschatzgräber diese pedantische

---

[166] „Vanina Vanini", Trauerspiel, Berlin 1896, und „Rolands Schildknappen, oder die Komödie vom Glück", Berlin 1865 und 1895.

[167] Vgl. Seite 290, Anm. 57.

[168] „Rittmeister Brand" erschien in Abschnitten in der „Deutschen Rundschau".

[169] Das Lachen aus Trübsinn geboren.

Marotte zu Gute, daß er überall zunächst nach dem „Falken“ [170] ausschaut, auch wo ein ganzer Schwarm der liebenswürdigsten Singvögel vor ihm vorüberzieht.

Der Morgennebel ist so massiv, daß ich auf meinem Tisch am Fenster kaum sehe was ich schreibe. Und so sei's genug für heut. Ich will nur noch die Grüße meiner Frau hinzufügen, die Ihnen in immer neuer Liebe und Verehrung zugetan ist. Meine älteste Tochter[171] schrieb neulich: wenn Du mir Bücher zu Weihnachten schenken willst, lieber Babbo, komplettiere mir vor Allem die Bücher der Ebner! — das lassen wir uns nicht zweimal sagen.

Addio! Treulichst Ihr ewiger

Paul Heyse.

München 1. Dec. 95.

72.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Schloß Zdislavic Post Zdounek Mähren
3. Dezember 95.

Mein hochverehrter Freund!

Ich habe Ihnen gestern geschrieben, fange aber heute einen neuen Brief an, denn inzwischen sind Ihre lieben, gütigen Zeilen vom 1. Dez. eingetroffen. Dank, Dank für alles. Daß es mit der geistigen Gesundheit meines hochverehrten Freundes ausgezeichnet gut geht, hatten Vanina Vanini[172] und die Schild-

[170] Heyse bot in seiner „Falkentheorie“ eine neue Umschreibung des Wesens der Novelle. Als Muster galt ihm Boccaccios Novelle „Frederigo mit dem Falken“.

[171] Julie Heyse, verheiratet mit Hermann Baumgarten.

[172] „Vanina Vanini“; vgl. Seite 344, Anm. 166.

knappen[173] mir erzählt. Glücklich aber bin ich durch Sie selbst zu hören daß Ihr körperliches Befinden sich gebessert hat. Möge es noch besser, möge es so vortrefflich werden wie Ihre vielen Getreuen es von ganzer Seele wünschen.

Es ist wundervoll von Ihnen, daß Sie mir die edlen „Sommerfrüchte" geschickt haben. Ich soll Ihnen sagen ob ich sie ausgereift finde? Lieber Freund, ich finde sie herrlich. Vanina hat mir einen mächtigen Eindruck gemacht, mich auf's tiefste ergriffen. Die Schildknappen mit ihrem sonnigen Humor, haben mich innigst erheitert. Ich müßte alle Fühlung mit dem Wiener Publikum verloren haben, wenn meine Prophezeihung, daß beide Stücke auf dem Burgtheater aufgeführt, einen großen, vollen Erfolg erringen werden, nicht einträfe. Ich muß Sie i m m e r bewundern, und dieses Müssen ist Befreiung, nicht Sklaverei.

Und nun das Mittelding zwischen Roman und Novelle. Darf es das nicht geben? und darf es nicht Erzählung heißen, und auch eine Kunstform sein, wenn auch eine anspruchslose? Sie hat nicht den großen Hintergrund den wir vom Roman verlangen, ist nicht so fest gefügt wie die Novelle, ihr Gang ist etwas ungleichmäßig, sie verweilt bei einem Detail, sie folgt dem Beispiel des Sprechenden, der sich auch manchmal bei der Schilderung einer Begebenheit, die ihm gerade interessiert, länger aufhält, als man streng genommen, rechtfertigen kann. Würdigen Sie mich einer Antwort auf diese Frage. Wenn Sie nicht ab-

---

[173] „Rolands Schildknappen"; vgl. Seite 344, Anm. 166.

solut verneinend lautet, schreibe ich eine Abhandlung unter dem Titel: Die Erzählung.

Heute mußte ich diktieren, im Ganzen geht es aber nicht schlecht mit meinen Augen. Dank für die gütige Nachfrage, innigsten, nie endenden Dank Ihnen, Ihrer lieben verehrten Frau Gemahlin und auch Ihrer Tochter, bester, geliebter und verehrter Freund.

In unwandelbarer Treue Ihre
Marie Ebner.

73.

Heyse an Ebner=Eschenbach.

Nein, meine teuerste Freundin, ein so gottver= lassener ästhetischer Philister bin ich denn noch nicht, daß ich, wenn ein Dichter von Gottes Gnaden mir etwas erzählt, vor allen Dingen danach fragte, in welches der reinlich abgegrenzten und etikettierten Fächer die gute Gabe seines Genius einzuregistrieren sei. Noch habe ich mir die naive Fähigkeit des Ge= nießens ohne kritische Wohlweisheit bewahrt und die Dankbarkeit für den Wohltäter, der mich in seine Ideen= und Gestaltenwelt entrückt und mich auf Stunden meines humble self vergessen macht. Ge= schehe dies durch Roman, Novelle, Erzählung, Cha= rakterbild, Capriccio, Skizze — ich trinke den guten Wein und schaue nicht auf die Etikette. Also habe ich mich wohl ungeschickt und schief ausgedrückt, als ich im Tone des Bedauerns von Ihrer Erzählung sagte, sie stehe in der Mitte zwischen Roman und Novelle. So steht unter anderm auch Ihr Gemeinde= kind, dem zum eigentlichen Roman die weiten Hori= zonte, zur Novelle die Einheit des Grundmotivs feh=

len und fehlen d ü r f e n, da es sich um Darstellung eines höchst eigenartigen Menschenschicksals handelt, das nur die biographische Form zuließ. Damals kam mir's nicht in den Sinn, es als einen Mangel zu empfinden, daß Sie den bedeutenden Stoff weder zum Roman noch zur Novelle gestaltet hatten. Ich war im tiefsten ergriffen und gesättigt, und alles Einzelne wuchs mir im Nachgenuß zu einer mächtigen Einheit zusammen.

Ist es nun nicht Ihre Schuld, liebe verehrte Dichterin, wenn ich auch bei ihrem Rittmeister eine ähnliche Nachfreude zu gewinnen hoffte, wenn Sie mich verwöhnt haben, Ihnen immer nur die höchsten künstlerischen Eindrücke danken zu wollen? Und daß ich, wenn eines Ihrer Gebilde mir so viel gegeben hat, daß hundert Andere glücklich sein dürften, einen solchen Reichtum ausstreuen zu können, dennoch nicht die letzte Befriedigung empfinde, falls die Wirkung des Ganzen hinter dem Reiz alles Einzelnen zurückbleibt? Wie lange, durch wie viel Wechselfälle rührender und heiterer Art begleiten wir diesen wakkeren Mann, wie nahe treten uns Alle, die auf sein Schicksal Einfluß gewinnen. Warum erfahren wir nicht, weshalb er von der Einen, der wir ihn gönnen, so lange hingehalten wird? Muß der Knabe sterben, daß sie seinen Wert erkennt? Was ändert dieser Tod an dem Verhältnis der beiden Menschen die einander wert sind? Und zu einem so problematischen Schluß, der keine volle Höhe erreicht, führen Sie uns durch allerlei Seitenwege, alle voll reizender Ausblicke und bedeutender Staffage, aber so daß zuweilen das Interesse an der Hauptfigur hinter den episo-

dischen Charakter zurücktritt, mir wenigstens, der ich die Luftperspektive nicht gern entbehre, die in einem Gemälde die Hintergrundsfiguren hinter das Hauptmotiv zurückwirft.

Ich bin vollkommen überzeugt, teuerste Freundin, daß ich gesteinigt werden würde, wenn ich dies undankbare Gekrittel öffentlich auszusprechen wagte. Von Hunderttausenden werden nicht drei mit einer ähnlichen Empfindung Ihre Erzählung aus der Hand legen. Das aber macht mich eben so froh und stolz, daß mir von Ihnen das Beste gerade gut genug ist, und daß Sie ferner mir so hoch stehen, um mit Ihnen reden zu dürfen wie mit meinem eigenen Herzen, dem nichts Kluges oder Törichtes meiner armen Seele verhohlen bleibt.

Ich grüße Sie tausendmal.

Ihr getreuester
Paul Heyse.

M. 4. Dez. 95.

Finden Sie nicht auch, daß im 3ten Akt der Verrat der Vanina zu brutal und plötzlich hereinbricht? Ich habe heut eine lange Zulage geschrieben, die ich Ihnen schicke, sobald sie gedruckt ist.

74.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Schloß Zdislavic Post Zdounek Mähren
9. Dezember 95.

Mein teurer, verehrter Freund!

A tout seigneur, tout honneur, sprechen wir zuerst von Ihnen. Mir ist Vaninas Verrat nicht zu plötzlich hereingetreten. Sie begeht ihn in ihrer Todes-

angst, ohne Überlegung. Wenn sie überlegt begeht sie ihn vielleicht nicht, dann verzweifelt sie tatlos, dann ist sie keine Heldin mehr. Daß sie das Vertrauen des Geliebten täuschen wird, sagt sich der Zuschauer im Augenblick in dem ihr Marco die Liste der Verschworenen übergibt. Was kommt, sieht man voraus, und ist auf's höchste darauf gespannt, wie es kommen wird. Ich habe beim Lesen und Wiederlesen Ihrer schönen Tragödie immer Frau Wolter[174] vor Augen gehabt. Das wäre die richtige Darstellerin für Vanina gewesen. Jetzt wird sie wohl von Fräulein Sandrock[175] gespielt werden — mit viel Leidenschaft, aber ohne alle Hoheit. Fast wäre mir Frau Hohenfels[176] für die Rolle Ihrer Heldin lieber.

Ich bin Ihnen von neuem unsäglich dankbar. Ihr letzter Brief, teuerster verehrtester Freund, hat mich tief beschämt. Sie sollten nur Korrespondenz-Karten[176a] schreiben, wünscht Ihre liebe, verehrte Frau, und sollten wir alle mit ihr wünschen, wenn wir nicht egoistisch wären. Aber wir sind's, und Ihr Lob und Ihren Tadel erfahren, ist ein so großer Gewinn für jeden, der es ehrlich meint mit seiner Kunst, daß wir's doch als ein Glück empfinden, wenn Sie uns ein Stündchen Ihrer Zeit schenken.

Ach nein, leider nein, das Höchste von mir zu erwarten habe ich Sie nicht gewöhnt. Ich tappe mehr

---

[174] Charlotte Wolter (1834—1897), Schauspielerin am Burgtheater, seit 1862 in Wien.

[175] Adele Sandrock (geb. 1864), von 1895 bis 1898 Schauspielerin am Burgtheater.

[176] Stella Hohenfels (1857—1920), Schauspielerin am Burgtheater.

[176a] Österreichischer Ausdruck für Postkarten.

oder weniger doch immer im Nebel herum, ich möchte mich nur einen einzigen Tag so fühlen, wie Sie sich immer fühlen müssen, Sie der unter allen deutschen Dichtern ohne Ausnahme der größte Künstler ist.

Ich habe bis jetzt die Mängel an denen meine Erzählung[177] leidet, nicht gesehen. Aber nun! wohl tut es nicht, ist aber sehr gesund, ich drücke Ihnen dankbarst die Hand, mein hochverehrter, lieber, gütiger Herr Doktor.

Ihre getreue alte Freundin
Marie Ebner.

75.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

16. Jänner 95.[178]

Mein lieber hochverehrter Freund!

Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück zum schönen Erfolg des schönen Märchens.[179] Wochenlang habe ich keine Zeitung angesehen, gestern kam mir ganz zufällig die Münchner Allgem:[180] in die

---

[177] „Rittmeister Brand". Vgl. vorigen Brief.

[178] Dieser Brief ist irrtümlich mit der Jahreszahl 1895 überschrieben. Er ist geschrieben auf demselben Papier mit Trauerrand, das die Dichterin nach dem Tode ihrer Schwester (Januar 1896) für ihre anderen Korrespondenzen, u. a. für ihre Briefe an Julius Rodenberg benutzte. Die Antwort Heyses auf diesen Brief trägt übrigens richtig die Jahreszahl 1896. Das viele Traurige, worüber die Ebner in diesem Brief spricht, bezieht sich auf den Tod ihrer vielgeliebten Schwester Friederike.

[179] „Rolands Schildknappen oder das Märchen vom Glück". Vgl. Brief Nr. 72.

[180] Allgemeine Zeitung, führende liberal-konservative Tageszeitung mit wissenschaftlicher Beilage. 1798 durch J. G.

Hand und da las ich was mir in tiefster Seele wohlgetan hat. Es war nach vielen traurigen Tagen eine freudige Stunde.

Die Änderung die Sie an der entscheidenden Scene in Vanina Vanini gemacht haben, ist freilich wundervoll. Was für ein Meister sind Sie! Ein Funken Ihres künstlerischen Könnens würde mich reich machen, aber auch der Großmütigste kann dergleichen nicht verschenken.

Lieber, verehrtester Freund, ich schicke ein Buch für irgend eines Ihrer Enkelchen, einen Wiener Struwelpeter.[181] Die Arbeit eines jungen Geschwisterpaares.

Zu Weihnachten schon wollte ich es schicken, da kam aber so viel dazwischen, erst Gutes, und dann sehr, sehr Trauriges.[182]

Möge es Ihnen und allen die Sie lieben wohl ergehen im neuen Jahr.

Ihre alte getreue

Verehrerin und Freundin
Marie Ebner.

76.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

Sie haben Trauer, liebe teuerste Freundin, und wissen sich keinen besseren Trost als Anderen Freude zu machen. Aber Sie hätten mir das Recht

---

Cotta in Stuttgart begründet, seit 1882 in München herausgegeben. Vgl. Ed. Heyck, Die Allg. Zeitung von 1798 bis 1898. Stuttgart 1898.

[181] Eine Nachahmung von Heinrich Hoffmanns berühmtem Kinderbuch: „Der Struwelpeter“, Frankfurt am Main 1847.

[182] Der Tod ihrer Schwester.

der Mittrauer nicht verkürzen sollen, indem Sie verschwiegen, was Sie verloren haben. Ich lebe seit so vielen Jahren im Geist und Herzen mit Ihnen, es ist mir ein Lebensbedürfnis, zu wissen, was das Schicksal Ihnen Liebes und Leides verhängt. Erst vor wenigen Tagen erinnerte mich eine Freundin daran, daß ich einst eine Ihrer kleinen tiefen Seelenbilder vorgelesen hätte, den „Neffen",[183] und zwischen Lachen und Rührung mir immer die Augen wischen mußte, wenn mir die Stimme versagte. Nun bitte ich nur um eine Zeile, die mir sagt, was Ihnen die Tränen dieser letzten „vielen traurigen Tage" entlockt hat.

Das witzige Büchlein dachte ich meinen kleinen Leuten in Leipzig[184] zu bringen, die zu vielen liebenswürdigen Eigenschaften den Sinn für Humor besitzen. Eine leichte Erkältung hat die Reise nach Berlin, wo ich an einer Sitzung zur Beratung des Urheberrechts teilnehmen sollte, verhindert. Nun werde ich es unserer nächsten Sendung beifügen.

Auch ich habe traurige Tage. Einer meiner treuesten Freunde,[185] mein Gefährte bei der Herausgabe des Neuen Novellenschatzes, siecht an einem hoffnungslosen Herzleiden dahin. Und das Bitterste ist für ihn, daß er dahingehen wird, ehe er das Beste seiner wissenschaftlichen Erkenntnisse der Welt hat geben können.[186]

---

[183] Vgl. Seite 269, Anm. 20.

[184] Die vier Kinder seiner Tochter Julie.

[185] Ludwig Laistner, vgl. Seite 261, Anm. 4.

[186] Laistner beschäftigte sich viel mit mythologischen Studien und Sagenforschungen und wollte die Früchte seiner jahrelangen Untersuchungen niederlegen in seinem Werk:

Pauvre humanité!

Ich grüße Sie tausendmal. Von meiner Frau alles Herzliche und die Versicherung inniger Teilnahme, deren Sie heut und immer gewiß sein werden.

In alter Treue

Ihr
Paul Heyse.

München. 16. I. 95.

77.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

St. Gilgen am Abersee
Kronland Salzburg. Östreich.[187]

Mein lieber hochverehrter Freund!

Ich bin erst hier angelangt, habe aber Ihre Fornarina[188] schon gelesen, und freue mich sie heute noch Ida[189] vorzulesen, freue mich ausbündig.

Haben Sie — einmal wieder! — unendlichen Dank. Gegen diese Ihre edle und schöne jüngste Tochter, wird unsere Theaterzensur auch mit dem bösesten Willen nichts einwenden können. Ich höre und sehe Robert[190] als Raffael, in dieser Rolle kann er vortrefflich sein und das Publikum, dessen großer Liebling er ist, hinreißen.

„Rätsel der Sphinx", von dem vor seinem Tode nur die ersten zwei Bände erschienen. Vgl. Paul Heyse, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse, Stuttgart 1912, Bd. I, 30.

[187] Dieser Brief ohne Datum, wird von Heyse beantwortet 6. Juni 1896.

[188] Schauspiel in fünf Akten, Berlin 1895.

[189] Ida Fleischl.

[190] Emmerich Robert (1847—1899), seit 1878 Schauspieler am Wiener Burgtheater. Vgl. Albert van Geelen, Martin Greif als Dramatiker (Deutsche Quellen und Studien, 11. Bd.), Graz 1934.

Im nächsten Winter also:

1. Die Weisheit Salomons } im Burgtheater.
2. Die Fornarina }
3. PAUL HEYSE in Wien

Werde ich dieses Glück noch erleben?

Ach lieber Freund, mit welcher Wonne würde Ihnen zu einem über und über verdienten, großen durchschlagenden Erfolg gratulieren

Ihre
treue und dankbare Verehrerin
Marie Ebner.

78.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

Bad Ems. Hof von Holland. 6. VI. 96.

Liebe verehrte Freundin!

Von den drei Nummern Ihres Programms wird eine jedenfalls gestrichen werden, und eine andere steht auch noch nicht felsenfest. Weder dem Burgtheater noch irgend einer anderen deutschen Bühne gedenke ich die Fornarina einzuschicken, ja wenn das Unerhörte geschähe und irgend ein verwegener Direktor es mit dem Stück versuchen wollte, ihm die Erlaubnis zu verweigern. Ich entsinne mich noch, wie mir zu Mut war, als Freund Hanslick[191] nach München kam und seine Frau mir aus dem Italienischen Liederspiel vorsang, das sein Freund Engelsberg[192] aus meinen Rispetti zusammengestellt hatte. Als wenn

[191] Eduard Hanslick (1825—1904,) Musikkritiker, heftiger Gegner R. Wagners. Vgl. R. Schäfke, E. Hanslick und die Musikästhetik, 1922.

[192] E. S. Engelsberg, Pseudonym Eduard Schön (1825—1879), Komponist. Vgl. Wouwermans, E. S. Engelsberg, 1882.

ich auf einer deutschen Redoute hübsche Blondinen sähe im Albanerkostüm, das sie aus der ersten besten Maskenhandlung geliehen, die obligate Serviette über dem Kopf und mit falschen Korallenschnüren behangen. Mir würde wind und weh bei den sentimentalen deutschen Melodien, die keinen Hauch von der langhinschwebenden Cantilene hatten, wie man sie in den Appenin-Tälern zu hören bekommt. Wissen Sie eine deutsche Schauspielerin, die das nötige Portament, die vornehme Einfachheit besitzt, die im Leben und Sprechen eine echte Römerin so anziehend machen? Ich nicht. Und nun gar Raffael — ohne Ihrem Robert[193] zu nahe zu treten! Es war freilich frevelhaft, diese einzige Gestalt dichterisch nachschaffen zu wollen. Die paar Freunde, deren ich dabei gedachte, mögen sich „schonend sein erfreuen". Viele werden's wohl nicht sein. Denn ich merke schon, daß man den geschniegelten idealen Mann im schwarzen Barett vermißt, der von dem Realismus der großen Italiener keinen Hauch in der Seele hat und zu dessen Darstellung unsere jugendlichen Liebhaber alle das Zeug zu haben sich einbilden.

Ob ich mich aber überwinde, nach Wien zu kommen, da es leider nicht in der Tarnkappe sein kann, steht dahin. Die Wiener sind so liebenswürdige Leute und ich so gar nicht gewöhnt, das Rhinoceros zu spielen, das sich von einem Schaubudenbesitzer gegen Entrée zeigen lassen muß. Aber der Sommer ist ja noch lang. Vielleicht macht der Emser[194] Kes-

---

[193] Vgl. vorigen Brief.

[194] Bad Ems in Hessen-Nassau.

selbrunnen einen Helden aus mir, wie das Drachenblut den edlen Siegfried panzerte.

Von meiner Frau, die ich mit einer schleichenden Unterleibsentzündung zurücklassen mußte, kommen seit etlichen Tagen tröstliche Nachrichten, die mir sehr nötig waren, um es in dieser schwülen Einsamkeit auszuhalten. Wie schön mag es in Ihrer Bergfrische sein! Grüßen Sie die Freundin und lassen Sie sich die liebe Hand küssen auf gut Österreichisch.

In alter Treue Ihr Paul Heyse.

79.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

St. Gilgen a/Abersee 3. Juli 96.

Lieber, lieber hochverehrter Freund!

Tut Ems seine Schuldigkeit? Sind Sie wohler? Ich wagte nicht Ihren teuren, gütigen Brief gleich zu beantworten, kann mir denken, daß Sie ruhebedürftig gewesen sind nach diesem letzten Jahre des rastlosen Fleißes, der so herrliche Früchte gezeitigt hat.

Von ganzer Seele, lieber, hochverehrter Freund, wünsche ich Ihnen den von Gottes- und Rechtswegen gebührenden Erfolg. Ich weiß ja, ein Kunstwerk wird durch den Erfolg nicht besser, aber wen würde er nicht freuen? Dem größten Meister muß es wohltun, wenn ein noch so bescheidener Mensch zu ihm sagt: Deine Stimme ist mir zum Herzen gedrungen.

Frau Doktor Hanslick[195] habe ich nie singen gehört, aber von ihrem Gesang sprechen habe ich gehört; und zwar Leute die's verstehen. Da habe ich

[196] Marie Ebner und Ida Fleischl.

Ihnen denn nachgelitten, alles, was Sie beim Vortrag Ihrer wunderbaren Rispetti empfunden haben mögen.

Lieber, hochverehrter Freund, leben Sie wohl. Möge Ihre teure Frau Gemahlin völlig hergestellt sein, möge es Ihnen Beiden so gut gehen wie ich es aus vollstem Herzen wünsche, und mögen Sie sich entschließen können zwei uralte Weiber,[196] die hier in Gilgen sitzen, und Ihrer sehr, sehr oft in großer Liebe gedenken, zu besuchen.

Ihre getreue, alte Freundin
Marie Ebner,
die dumm ist, über Gebühr, und verdrießlich daß die Sommerzeit vergeht, ohne den Sommer zu bringen.

80.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Schloß Zdislavic Post Zdounek. Mähren.
23. Oktober 96.

Mein hochverehrter Freund!

Ich danke danke! Gestern ist der „Stegreiftrunk" [197] hier eingetroffen. Mit großer Liebe hatte ich ihn schon in St. Gilgen gelesen, und dann unserer Freundin Ida[198] vorgelesen. Heute soll ganz Zdislavic ihn auch kennen und auch lieben lernen. Kurz vor der Ankunft des kleinen Dramas hatte ich tief ergriffen „Männertreue" [199] aus der Hand gelegt, und mit großer Sehnsucht erwarten wir alle den Schluß

---

[196] Gattin von E. Hanslick, vgl. vorigen Brief.

[197] Drama in einem Akt, Berlin 1896.

[198] Ida Fleischl.

[199] Novelle, Stuttgart 1896.

von „Der Sohn seines Vaters".[200] Noch ein köstliches Geschenk haben Sie uns gemacht! Der Jüngste im Hause — mein Neffe,[201] jetzt ein 13jähriger Student, und der Älteste mein 81jähriger Mann, und alle Mittelalterlichen und alle Alten sind von der „Mutter des Siegers" [202] ganz entzückt. So leben wir im Geiste mit Ihnen fort, und freuen uns Ihres unerschöpflichen Reichtums.

Ihnen und Ihrer innig verehrten Frau unendliche Grüße!

In alter und immer neuer Liebe und Bewunderung, mein gütigster Freund, Ihre treue Verehrerin und Freundin

Marie Ebner.

81.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

Meine liebe teuerste Freundin, wissen Sie, daß ich, während ich Ihren Brief las, rot geworden bin wie ein junges Mädchen auf seinem ersten Ball, dem ihr heimlich angebeteter Tänzer vier Sträußchen beim Kotillon bringt? Das Gleichnis hinkt natürlich, wie es das Recht aller wahr empfundenen Gleichnisse ist, denn erstens ist es seit Jahren kein Geheimnis, daß ich Sie liebe, und zweitens bin ich so wenig auf meinem ersten Ball, daß nächstens Spiel und Tanz überhaupt für mich vorbeisein wird, wenn dieser Winter so fortfährt, wie er begonnen hat mit einem

---

[200] Novelle, Stuttgart 1896.
[201] Franz Graf Dubsky.
[202] Gedicht. 1896.

lebensfeindlichen Katarrh. In der Hauptsache aber brauche ich mein Bild nicht zurückzunehmen: ich habe eine so beschämende, so ganz junge und frische Freude über Ihr vielfaches Lob empfunden, als wär's das erste Mal, daß Sie mich überschätzt hätten. Wenn ich dessen je, zwar nicht wert, aber bedürftig war, so ist's jetzt. Nach vier paradiesischen Wochen in Labers[203] u. drei Göttertagen am Gardasee bin ich in dieses graue frostige hyperboräische Land zurückverschlagen, wo ich öde, unfruchtbare Tage hinter geschlossenen Fenstern verbringe, daran verzweifelnd, daß mir noch je etwas Herzerquickendes gelingen könne, ja fast ungläubig gegen alle tröstlichen Stimmen, die mir zuraunen, es sei mir vor Zeiten dies und Jenes geglückt und auch noch nicht aller Tage Abend.

So weit war ich gestern gekommen, als ein Besuch mich unterbrach. Heut scheint die Sonne und zerstreut mir die hypochondrischen Schatten, die mir gestern den Ausblick in die Zukunft verdüsterten. Ich fange wieder an zu glauben, daß mir die angedrohte Strafzeit in Solo in Gnaden erlassen werden und ich bei kleinen Rückfällen mit einer leichten Zimmerhaft durchkommen werde. Die dramaturgischen Reisen nach Berlin (Vanina), Prag (die schlimmen Brüder — ja, denken Sie!), Wien (Weisheit Salomo's) sind mir freilich sehr undenkbar geworden. Vielleicht bring' ich's bis Dresden, wo ich Hoffnung habe einen Einakterabend zu erleben. Beifolgend

---

[203] Labers in der Nähe von Meran in Südtirol. Vgl. Heyses Gedicht „Auf Schloß Labers".

sende ich Ihnen No. 2[204] und 3[205], die sich an den Stegreiftrunck anschließen sollen.

Daß ich's ehrlich sage, selbst die Aussicht, in Wien endlich Ihre Hand zu drücken und Ihre Stimme zu hören, kann mir den Gedanken einer Gastrolle am Burgtheater, bei Gelegenheit eines Stücks, das meinem Herzen längst fremd geworden, nicht erfreulicher machen. Gerade daß ich Sie dann nur auf den Raub genießen, nicht Ihretwegen einzig und allein dort sein soll, macht mich unglücklich, und Sie würden mich in meiner ungenießbarsten Verfassung, nervös und überwacht, von Menschen und Dingen gereizt und verstört zu ertragen haben. Wie oft habe ich in diesem tristen Partenkirchner Sommer den Plan einer Hedschra nach St. Gilgen in mir gewälzt und immer wieder aufgegeben, da meine geliebte Frau sehr leidend war und ich's nicht über's Herz bringen konnte, sie auf eine Woche allein zu lassen. Zumal auch sie den innigsten Wunsch hegt, Sie endlich von Angesicht zu sehen, und doch die Reise nicht wagen dürfte. Wie sehr wünschte ich, daß auch Sie diese Frau kennen lernten, das einzige g a n z r e i n e Glück, das mir ein langes Leben beschert hat!

Und nun lassen Sie sich noch sagen, wie tief und warm und so ganz Ihnen gehörig mich Ihr Verschollener[206] berührt hat. Ich hatte gerade in der sonnigen Stille unserer Herbstfrische allerlei Fratzen an

[204] „Auf den Dächern", Schauspiel in einem Akt, Berlin 1897.

[205] „Schwester Lotte", Schauspiel in einem Akt, Berlin 1897.

[206] „Verschollen. Eine Künstlergeschichte", Novelle der Ebner-Eschenbach, Berlin 1896.

mir vorüberziehen lassen, die der Phantasie einiger vielbelobter Kollegen entsprungen waren. Nun erquickte mir der Hauch echter Dichterkraft doppelt die bedürftige Seele, und doch begreife ich nicht, daß ich es unterlassen konnte, Ihnen auf frischer Wohltat zu danken. Auch darin sind Sie mir so weit überlegen, daß Ihr Herz Ihnen ohne Zaudern in die Feder strömt. Sie werden in einem kleinen Charakterbild meines Weihnachtbandes einem alten Musiker begegnen, der sich wie Ihr Maler vor der Welt verschließt, doch nicht, wie der Ihre, ohne Haß. Ein literarischer Plutarch könnte aus dieser Parallele Alles herausdeuten, was uns Beiden gemeinsam ist und uns voneinander unterscheidet.

Wie können Sie aber mein Gedicht im Musenalmanach[207] erwähnen, ohne ein Wort der Bewunderung für die über alle Maßen herrliche Novelle[208] der Isolde Kurz,[209] die den ganzen M.A. aufwiegt. Nie hat ein Dichterkind — auch die Mutter[209a] hat reizende Verse gemacht — alles feinste und reinste Blut der Eltern so voll in ihrem Herzen empfangen und geläutert, wie dies merkwürdige Mädchen. Manche ihrer Florentiner Novellen[210] gebe ich Ihnen preis, sie sind nicht aus dem Vollen geschöpft, sondern, wie Konr. Ferdinand Meyer's spätere Sachen, treibhäuslich herangezogen. Aber diese Carlotta ist ein in

---

[207] Cotta'scher Musenalmanach. Herausgegeben von Otto Braun, Stuttgart 1896, 8. Bd.

[208] „Unsere Carlotta".

[209] Isolde Kurz (geb. 1853), Tochter von Heyses Freund Hermann Kurz, Lyrikerin und Erzählerin.

[209a] Marie Freiin von Brunnow.

[210] „Florentinische Novellen", Berlin 1890.

freier Luft aufgesprossenes Racegeschöpf mit allem Erdgeruch, der einem Italianissimo meines Schlages das heftigste Heimweh aufregt.

Genug des Geplauders, das ja doch nur ein so kümmerlicher Notbehelf ist für „Das Eine, das not täte". Wenn ich Ihnen schreibe, muß ich immer zweier guten Jungen (Brüder meiner verstorbenen Frau)[211] gedenken, die einen unersättlichen Appetit hatten in ihren Schuljahren. Als eines Abends die Mutter sie fragte, ob sie noch ein Butterbrot wollten, sagte der Jüngere ganz treuherzig: Laß nur, Mutterchen. Es hilft ja doch nicht.

Leben Sie tausendmal wohl, liebste beste Freundin. Grüßen Sie Ihren Gemahl und die andern mir unbekannten Gönner u. Freunde in Ihrer Nähe, nicht zuletzt den 13jährigen Studenten,[212] der mir hoffentlich nicht untreu wird, wenn ihn der Sirenengesang der „Moderne" lockt.

Treulichst Ihr alter
Paul Heyse.

München. 25. X. 96.

82.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Schloß Zdislavic Post Zdounek. Mähren.
30. Oktober 96.

Lieber, lieber, hochverehrter Freund!

Sie brauchen sich nicht gar zu sehr nach der Sonne zu sehnen, Sie haben ein Ebenbild von ihr in

---

[211] Grete Kugler (1862), die Tochter Franz Kuglers, des Freundes Eichendorffs, die Enkelin Eduard Hitzigs, des Freundes E. T. A. Hoffmanns, Zacharias Werners.

[212] Vgl. vorigen Brief.

Ihrem eigenen Herzen. Trotz des abscheulichen Katarrhs, den ich verwünsche, sind Sie imstande einen Brief zu schreiben, der der glücklichen Person, die ihn erhält, einen kleinen Vorgeschmack von Himmelsfreude gibt, und Lustspiele zu dichten von liebenswürdigster, heiterster, auserlesenster Art.

Ich bin mit Käte und Emily auf den Dächern[213] gewandelt, habe alle ihre Freuden und Schmerzen miterlebt, wundersam hat mich vom ersten Augenblick an, die zauberhafte Szenerie in der die anmutige Handlung sich abspielt, in ihren Bann genommen. Ich las das liebliche Stück in einem Zuge vor Schlafengehen, und verdankte ihm nach der Freude die es mir im wachen Zustande gemacht hatte während des Schlafes die holdesten Träume.

„Schwester Lotte" wird vielleicht ein noch größeres Publikum haben, als „Auf den Dächern". Die Hauptperson ist einzig, und nach allem was ich von Frau Schönchen[214] höre, würden Sie in diesem ältlichen Fräulein eine ausgezeichnete Darstellerin „Schwester Lottes" finden. Wie liebt man sie die prächtige! wie ist man schon nach dem ersten Auftritt überzeugt, so bedenklich die Sache aussieht, so groß die Gefahr in die Berengar und die Gräfin[215] sich gestürzt haben, das kräftige, alte Fräulein, diese Kernnatur wird helfen. Glücklich ist man, als diese Voraussicht sich erfüllt, und so stolz im geheimen Einverständnis mit einem großen Dichter gewesen zu sein. Daß Sie am Schluß noch die Gräfin in so über-

[213] „Auf den Dächern"; vgl. Seite 361, Anm. 204.

[214] Amalie Schönchen (1834—1905), Schauspielerin, seit 1896 am Burgtheater.

[215] Gestalten aus Heyses Stück „Schwester Lotte".

raschender und doch völlig natürlicher Weise handeln lassen, und sie dadurch mit einem Schlage unseren Herzen nahe bringen, ist bewunderungswürdig. Wenn doch Frau Gabillon[215a] noch lebte, die hätte Ihnen und uns die Gräfin zu Dank gespielt, jetzt wird wohl Frau Hohenfels die Gräfin darstellen, und die feine Aufgabe gewiß mit Ehren lösen, aber so ganz Ihre Gräfin Aline, wie Frau Gabillon gewesen wäre, wird sie nicht sein. Ich habe jetzt übermütige Regungen, und nehme mir vor zur Aufführung wenigstens eines Ihrer Stücke ins Theater zu gehen. Das ist seit vielen Jahren nicht mehr vorgekommen.

Natürlich, verehrtester Freund, bin ich voll Bewunderung für „Unsere Carlotta". Aber einen Streich hat sie mir, das heißt meinem Liebling gespielt. Sie müssen wissen, daß „mein Neffe"[216] alle Abend, wenn wir beide unser Tagewerk beendet haben, aus seiner Schloßecke in die meine herüber kommt, um mir vorzulesen. Den „kleinen Lord",[217] „Helenens Kinderchen"[218] hat er mich kennen gelehrt, jetzt schaudern wir über den „schwarzen Mustang".[219] Neulich aber tauschten wir die Rollen, und ich las ihm vor: „Die Mutter des Siegers". Es hätte Sie gefreut, lieber, verehrtster Freund, den Eindruck zu sehen, den Ihr Gedicht auf das Kind machte. „Ach, das ist herrlich", sagte er einmal ums andere, er hatte

---

[215a] Vgl. Seite 306, Anm. 93.

[216] Vgl. Seite 269, Anm. 20.

[217] Eine Übersetzung von F. H. Burnets bekanntem Kinderbuch „Little Lord Fauntleroy" (1886).

[218] Eine Übersetzung von John Habbertons Kindererzählung „Helens Babies", 1876.

[219] „Der schwarze Mustang" von Karl May (1842—1912).

einen ganz roten Kopf, seine tiefliegenden Äuglein schwammen in Tränen. Beim Gutenachtsagen vertraute er mir hastig und in großer Erregung an, daß er im Besitz von 5 fl. sei. Tags darauf fuhr er mit seiner Mama nach Wien zur Hochzeit einer Tante, und was brachte er bei seiner Rückkehr mit? — den Musenalmanach. Für den hatte er den größten Teil seines Vermögens hergegeben, und sich von dem Buche nicht mehr trennen wollen, es sogar in die Brautsoirée mitgenommen. Denken Sie, wie schwer es mir wurde, seiner Mutter zu sagen, daß er das Buch nicht behalten dürfe, und zwar wegen der „Carlotta". So hat er sich denn gestern mit großem Leid davon getrennt, es zum Geschenke dargebracht, einer andern Tante, einer sehr würdigen und lieben. Von der Mutter des Siegers aber nicht, denn er weiß das wundervolle Gedicht schon beinahe ganz auswendig.

Lieber, lieber Freund, Glückauf in Berlin, Prag, Glückauf über- und überall. Ich sage doch: Wir werden einander in diesem Leben noch persönlich begegnen, wenn auch nicht in Wien, doch in St. Gilgen oder vielleicht gar in München.

Von meinen Manne, von ganz Zdislavic, wärmste, verehrungsvollste Grüße. Empfehlen Sie mich aufs Innigste Ihrer lieben, teuren Frau Gemahlin, Ihrem schönen „Glück".

Auf baldiges Wiederschreiben, aber auch ich sage: Es hilft ja doch nicht.

In Dankbarkeit und Bewunderung
und großer Liebe, Ihre alte Freundin
Marie Ebner.

83.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

Donnerstag 9. Nov. Maslans Frau[220] gelesen. Ganz wundervoll!

Diese kurze Tagebuchnotiz will ich Ihnen doch nicht vorenthalten, meine liebe teuerste Freundin. Ja wohl, ganz wundervoll, ein neues kostbares Kleinod aus dem reichen Schatz Ihres Herzens, Ihrer Phantasie, in so edler echter Fassung, wie keiner der lebenden Juweliere sie Ihnen nachmacht.

Lassen Sie sich die kunstreiche Hand küssen und wieder einmal Ihnen sagen, wie Sie im Herzen seines Herzens trägt

Ihr alter

Paul Heyse.

München. 12. Nov. 97.

84.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Schloß Zdislavic Post Zdounek. Mähren
15. Nov. 97.

Verehrtester, Gütigster!

Beseligt durch Ihren Brief. Eine herrliche Überraschung! Ausführlicher Dank folgt in den nächsten Tagen.

In Treuen
Ihre dankbarste alte Freundin
und Verehrerin
Marie Ebner

die heute nichts weiß von Bescheidenheit, einzig nur von Stolz. Ach, wie danke ich Ihnen, wie froh bin ich!

---

[220] „Mašlans Frau“, Novelle von Ebner-Eschenbach, Berlin 1897.

85.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

München. 31. Jan. 1898.

Liebe, innigst verehrte Freundin, hier versagen alle Worte![221] In tiefer Bewegung drücken wir Ihnen die Hand, in der Hoffnung, was Ihnen an reichen Lebensgütern bleibt, werde Ihrer starken Seele helfen, sich von dem schweren Schlage wieder aufzurichten und sich Ihren Freunden zu erhalten.

In ältester Liebe und Treue
Ihre
Heyses.

86.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Wien 1t. Februar 98.

Haben Sie Dank, Sie Beide, geliebte verehrte. Ein Zeichen der Teilnahme von Ihnen ist mir auch in der schwersten Zeit meines Lebens Trost und Wohltat.

Immer, immer
Ihre dankbare
Marie Ebner.

87.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Wien 2t. Mai 98.

Lieber Hochverehrter!

Das war heut eine große Freude, der Aufsatz

---

[221] Moritz von Ebner-Eschenbach, der Gemahl der Dichterin, starb am 26. Januar 1898.

von Wilhelm Bölsche[222] über Paul Heyse (Deutsche Rundschau. Maiheft). Könnt' ich reden, so würde ich reden von meinem Meister. Übrigens, wie lang schon weiß ich, daß Sie der größte Künstler sind unter allen deutschen Schriftstellern und Poeten, gar keinen ausgenommen die je gelebt haben.

Unendliche Grüße, lieber hochverehrter Freund an Sie und an Sie.

In Treuen Ihre
alte Verehrerin und Freundin
Marie Ebner.

88.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

Liebe teure Freundin, nur Ihre Handschrift zu sehen, macht mir warm ums Herz. Nun kam Ihr Briefchen gerade, da ich einer Herzstärkung sehr bedurfte, in der schleichenden Rekonvaleszenz nach einer schweren Bronchitis, die mich vor vier Wochen überfallen hat. Noch habe ich keinen Schritt aus meinem Gärtchen hinaus getan, spüren den Gifthauch der Influenza noch in allen Nerven, und wenn ich eine halbe Stunde lang meine Gedanken auf etwas gerichtet habe, flattern sie mir davon.

In 14 Tagen geh' ich mit meiner Frau, die auch eine Badekur sehr nötig hat nach Kissingen.[223] Wenn wir uns dort gut aufgeführt haben und über unsrer Münchener Sommerfrische auch sonst günstige Sterne

[222] Wilhelm Bölsche, geb. 1861, Erzähler und Publizist, der u. a. auch den Haeckelschen Monismus durch volkstümlich geschriebene Aufsätze und Bücher weitesten Kreisen nahezubringen suchte.

[223] Bad Kissingen an der fränkischen Saale.

scheinen, ist es fort beschlossen, daß wir endlich unsern ewigen Herzenswunsch erfüllen und Sie, teuerste Freundin, in St. Gilgen aufsuchen. Ich muß endlich Ihre Stimme hören, das Einzige von Ihnen, was ich noch nicht kenne. Denn auch Ihre Augen sehen mich aus jeder Zeile, die Sie geschrieben haben, so vertraut an, als hätte ich Jahre neben Ihnen verlebt.

Ich kann nicht viel schreiben. Grüßen Sie unsre verehrte liebe Frau Ida[224] und bleiben Sie, was Sie sind, Ihrem

treuen, alten Freunde

Paul Heyse.

M. 7. V. 1898.

Was in der Rundschau über mich gesagt ist, habe ich nur flüchtig, an einem meiner Fiebertage, gelesen, mit jenem seltsamen Gefühl wie man ein eigenes Porträt betrachtet und sagt: So also siehst du aus? Da Sie es aber ähnlich finden, will ich es noch einmal genauer betrachten, obwohl ich gewöhnlich in solchen Charakteristiken gerade die Züge vermisse, um die ich selbst am besten Bescheid weiß.

89.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

St. Gilgen a. Abersee Salzkammergut
11. Mai 98.

Lieber hochverehrter Freund!

Ihr teurer Brief bringt Leid und Freude. Sie sind wieder unwohl gewesen und kaum noch erholt. Das ist so traurig, so abscheulig. Ihnen sollte es immer

---

[224] Ida Fleischl.

gut gehen, Sie sollten immer fleißig sein können zu unserem Besten, zu unserer Erquickung und Erhebung. „Bismarck in München“ habe ich noch meinem armen lieben Patienten vorgelesen und wir haben uns an dem herrlichen Gedichte erbaut, und wir haben Sie gesegnet. „Martha's Briefe an Maria“[225] wollte ich erst hier lesen, in Ruhe und Stille, allein mit meinem Dichter, meinem Freunde. Heute nachmittags wird angefangen.

Zwei alte Weiblein[226] werden von heute an die Tage zählen bis zum letzten Ihrer Kur in Kissingen. Sie von Angesicht sehen, höchstverehrter Freund, welch ein Ereignis für mich! Mit Herzklopfen werde ich auf dem Bahnhof stehen und wenn ich das edle Paar aus dem Waggon werde aussteigen sehen in dem ich sogleich Herrn Dr. Paul Heyse und seine Frau Gemahlin erkennen muß, wird mir der Atem versagen. Haben Sie nur die erste Viertelstunde lang Geduld und Nachsicht mit mir, später macht es sich dann schon.

Ida werden Sie sehr verändert finden, traurig verändert. Die einst so frische heitre Frau ist nur noch der Schatten ihrer selbst. Aber kommen Sie! kommen Sie doch! Sehen Sie uns gar nicht an, nur die liebe schöne Gegend, und haben Sie dabei das Bewußtsein, daß Ihre Nähe beglückt.

Ihre unwandelbar getreue Verehrerin
Marie E.

Wenn Ida wüßte, daß ich Ihnen schreibe, wie ließe

[225] Kleine Tendenzschrift zu Gunsten des Münchener Vereins für ein weibliches Gymnasium, erschienen in der „Gartenlaube“, Wien 1898.

[226] Ebner-Eschenbach und Ida Fleischl.

sie Ihnen Beiden nicht alles sagen an Gutem und Liebevollem.

90.

Heyse an Ebner=Eschenbach.

Liebe verehrte Freundin!

Es scheint wirklich, als sollten wir keine Hoff=nung haben, den Neid der Götter zu versöhnen.

Für die letzten Tage des August war Ihnen ein Überfall in St. Gilgen zugedacht. Nun ist eine so gewaltige Hitze hereingebrochen, daß an Reisen nicht zu denken ist. Wir schmachten in unsern großen, rings verhangenen Zimmern über den ganzen Tag, und auch die Nacht bringt keine Erlösung, obwohl durch die offenen Fenster die Luft der Gärten rings um unser Haus hereindringt. Vielleicht aber bringt der September eine menschenfreundlichere Tempera=tur so daß man eine Tagesfahrt wagen kann, ohne völlig zerschmolzen bei seinen Freunden anzukommen. Sagen Sie uns bitte, wie lange Sie noch an Ihrem See zu bleiben gedenken. Wir haben zwar unsern Kin=dern versprochen, mit ihnen wieder auf Schloß La=bers[227] zusammenzutreffen, vorher aber möchten wir, wenn es irgend einzurichten ist, unseren alten Her=zenswunsch erfüllen und Ihnen endlich von Auge zu Auge gegenübertreten.

Von meiner Frau tausend Grüße. Wir hätten uns schon früher zu Ihnen aufgemacht, wenn nicht im Hause notwendige Restaurierungen einiger Zim=mer, die noch nicht beendet sind, unsere Anwesen=heit erfordert hätten.

---

[227] Vgl. Seite 360, Anm. 203.

Hoffentlich finden wir auch Frau Ida, wenn wir kommen, in leidlichem Wohlsein und verursachen Ihnen keine Störung. Auch hierüber beruhigen Sie uns und sagen uns g a n z aufrichtig, ob unser Besuch Ihnen willkommen wäre.

In alter Liebe und Treue

Ihr

Paul Heyse.

91.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

St. Gilgen 23. August 98.

Mein lieber, lieber, hochverehrter Freund!

Wir begreifen, daß Sie bei dieser mörderischen Temperatur nicht reisen können. Selbst wir in unseren Bergen befinden uns in einem Zustand, der sehr nahe am Verschmachten ist. Doch steht ja der September vor der Tür, und wird gewiß Kühlung bringen. Dann kommen Sie vielleicht doch, meine lieben Lieben, Hochverehrten! Es würde uns so stolz und glücklich machen, Sie hier begrüßen zu dürfen. Auch der Wolfgangsee ist: „märchenhaft geschmückt mit Anmut, vom erhabnen Kranz der Bergeshöh'n umblaut",[228] und viele Menschen wohnen an seinen Ufern, deren Herzen von Liebe, Begeisterung, Dankbarkeit für Sie erfüllt sind.

Ida[229] bleibt bis 15. September hier, mich soll erst die Kälte von St. Gilgen forttreiben. Unsere liebe Freundin soll nach Göggingen[230] zu Dr. Hes-

---

[228] Zitat aus Heyses Gedicht „Auf Schloß Labers".

[229] Ida Fleischl.

[230] Südwestlicher Vorort von Augsburg.

sing,[231] der ihr Erleichterung des schweren Leidens, das sie fast ganz am Gehen hindert, verspricht. Doctor Otto Fleischl[232] und seine Frau sind bei ihrer Mutter, und brachen in großen Jubel aus, als gestern Ihr Brief ankam, der uns wenigstens leise Hoffnung macht auf Ihren Besuch.

Heute steht mir noch ein Glück bevor, ich werde den Anfang einer Novelle in „Vom Fels zum Meer"[233] lesen, sie heißt „Die Macht der Stunde".[234]

Grüß Sie Gott, mein Freund, mein Wohltäter in allen meinen Tagen, den guten und den traurigen

Ihre alte dankbare

Marie Ebner.

92.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

Nun soll es d o c h nicht sein! Der Himmel hat ein gnädiges Einsehen gehabt und ein kühles Reisewetter beschert, wir atmeten auf und studierten fröhlich das Kursbuch — da kommt gestern Abend ein Brief unseres alten Freundes, des Geheimrats Wendl, der seinen Besuch für die letzten Tage dieses Monats ankündigt. Nun müssen Sie wissen, liebe Teuerste, daß dieser treffliche Mann es seit einer langen Reihe von Jahren als eine unverbrüchliche Freundschaftsgerechtsame betrachtet, alljährlich einige Tage mit uns zusammen zu sein, und um so eifriger daran

[231] Fr. Hessing (1838—1918), begründete in Göggingen eine orthopädische Heilanstalt, beschäftigte sich mit der Konstruktion von Vorrichtungen zur Unterstützung erkrankter Körperteile.

[232] Sohn Ida Fleischls, Botschaftsarzt in Rom.

[233] Belletristische Zeitschrift.

[234] Novelle von Heyse, als Buch erschienen Stuttgart 1899.

festhält, seit Brahms[235] gestorben, mit dem er gleichfalls einen Teil seiner Ferien zuzubringen pflegte. Es würde ihn aufs Tiefste schmerzen, wenn er das Haus in der Luisenstraße[236] leer fände und erfahren müßte, wir hätten andere Freunde ihm vorgezogen.

Ich bin so niedergeschlagen über die w i e d e r vereitelte Hoffnung, daß mir kein Wort mehr aus der Feder will. Ich schreibe Mehr, wenn ich's erst verwunden habe. Leben Sie tausendmal wohl!

Ihr getreuester

Paul Heyse.

München 25. Aug. 1898.

93.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

Ich kann mich noch immer nicht darüber trösten, liebe teuerste Freundin, daß dieses nun zur Neige gehende Jahr uns nicht näher zusammengebracht hat als in einem Heft der deutschen Rundschau. Und recht als ein Hohn auf meine Gewissenhaftigkeit, die mich die Fahrt zu Ihnen aufgeben ließ, um einen alten Freund nicht untreu zu werden, überfiel mich wenige Tage, eh er kam, eine neue Bronchitis so heftig, daß ich nun doch auf den Umgang mit ihm verzichten und eilig über den Brenner flüchten mußte. Dort habe ich fünf Wochen lang das „Ächzen und Krächzen" nicht abtun können, und fange erst jetzt in dem vielgescholtenen Münchner Nebelwinter an, mich langsam zu erholen, freilich in einer Art Zimmerhaft, da ich mir alle Abendgesellschaft, Konzerte

---

[235] J. Brahms (1833—1897), der berühmte Komponist. Heyse verfaßte auf ihn ein Gedicht: „Johannes Brahms".

[236] Heyses Wohnung in München seit 1875.

und heiße Theater versagen muß und die kahlen Bäume vor meinem Fenster darauf ansehen muß, ob sie im Winde hin und her schwanken, da ich dann hinter dem Ofen zu sitzen verurteilt bin.

Sagen Sie mir zum Trost, daß Sie wenigstens einen guten gesunden Sommer gehabt haben, der Ihnen schöne Früchte gereift. Mir war auch diese Wohltat mich an gesundem Schaffen aufzurichten, versagt. In unserm gelobten Lande[237] habe ich ganz unfruchtbar meine Tage verträumt, zum Glück von Kindern und Enkeln umgeben, über die ich nicht das Haupt zu schütteln hatte.[238] Seit ich zurück bin, ist's auch damit besser geworden und ich brauche mich nicht mehr durch den Gedanken an „Aufgabe des Geschäfts“ verdüstern zu lassen.

Tausend Grüße von meiner Frau, der es Gottlob leidlich geht. Sagen Sie mir, wie es um Ihre Augen steht, ob Frau Ida's Zustand erträglicher geworden und ob Sie noch ein wenig gut und hold sind

Ihrem unwandelbaren

Paul Heyse.

München. 18. XI. 98.

94.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Rom, Piazza di Spagna 9
15. Dez. 98.

Bester höchstverehrter Freund!

Heute, sage heute, ist Ihr lieber, teurer Brief vom 18. Nov. mir zugekommen. Zu meinem unbe-

[237] Auf Schloß Labers. Vgl. Seite 360, Anm. 203.

[238] Anspielung auf Goethes Iphigenie; 4. Akt, 5. Auftritt: „Denkt Kinder und Enkel und schüttelt das Haupt“, vgl. Goethe, Werke, 8. Bd. 46. Vgl. auch Seite 380, Anm. 247.

schreiblichen Bedauern haben meine Leute ihn in Wien liegen gelassen, und erst jetzt nachgeschickt. Nun erlaube ich aber der Sonne nicht unterzugehen, bevor ich Ihnen gedankt und Ihnen gesagt habe, wie leid mir ist, daß Sie wieder krank gewesen sind. Es ist zu traurig und schrecklich! Was gäbe und täte man nicht um Sie immer frisch und gesund zu wissen, Sie lieber und immerwährender. Welche Freude haben Sie uns wieder mit Ihren letzten Arbeiten gemacht. Ich kann nicht schildern wie glücklich ich war, als ich zwei Tage nach meiner Ankunft in Rom das liebe Blaustrümpfchen[239] bei Spithoever[240] fand. Es wurde sogleich mit nachhause genommen, und von ganzem Herzen gewürdigt und genossen, erst von mir — denn ich bin sehr egoistisch — und dann von Ida.

Seit nun fast zwei Monaten sind wir in Rom. Ich sehe die ewige Stadt zum erstenmal im Leben. Sie können ermessen, welchen Eindruck der Vatikan, die Peterskirche, die Gallerien und Museen auf mich hervorbringen. Und ein schöner Sonnenuntergang auf dem Pincio, eine Fahrt in die Campagna. Wenn ich sage, daß ich in Rom fünftausendmal Ihrer gedacht habe, ist's eine Lüge. Ich muß hier immer fort an Sie denken und an die unvergeßlichen Menschen, die Sie unter dem blauen Himmel Italiens hinwandeln, lieben und leiden, oder lieben und glücklich werden lassen. Ja, von Ihren Aufenthalten in diesem Lande haben wir etwas gehabt.

---

[239] „Abenteuer eines Blaustrümpfchens", Novelle von Heyse, Stuttgart 1897.

[240] Buchhandlung in Rom.

Bis Ende März gedenken wir hier zu bleiben unter der treuen Obhut des vortrefflichen Doktors Otto[241] und seiner sehr lieben Frau. Auf der Heimreise wollen wir uns in Florenz vierzehn Tage aufhalten.

Ida sagt Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin alles Beste und Herzlichste das sich nur erdenken läßt. Sie hat im Herbst längere Zeit bei Hessing in Göggingen[242] zugebracht und hat alle Ursache zufrieden zu sein mit einem Corset, das er für sie anfertigte, und das ihr nun doch möglich macht, kleine Spaziergänge ohne allzu heftige Schmerzen zurückzulegen.

Die schwere Erkrankung der lieben Frau Schlesinger[243] wird auch Ihnen, verehrter Freund, sehr leid tun. In der letzten Zeit lauten die Nachrichten über sie zwar etwas besser, eine wirkliche Erholung von einem Schlaganfall ist bei so hohem Alter, wie dem ihren wohl kaum zu erwarten.

Leben Sie wohl! Hören Sie, verehrtester Freund: wohl. Die besten Wünsche, die ein treues Herz hegen kann, fliegen Ihnen zu. Empfehlen Sie mich bitte, auf das Wärmste Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin. Wie schön, wie schön von ihr, daß es ihr wenigstens leidlich geht, sie sei gepriesen!

Ihre allzeit getreue und dankbare
Verehrerin und Freundin
Marie E.

---

[241] Otto Fleischl.
[242] Vgl. Seite 374, Anm. 231.
[243] Vgl. Seite 260, Anm. 1.

95.

Anna Heyse an Ebner-Eschenbach.

München 10. Aug.[244]

Vielen Dank, verehrteste Frau, für Ihre warmen, teilnehmenden Worte. Wir haben böse Zeiten hinter uns, eine Lungenentzündung und hinzutretende Capillarbronchitis mit hochgradigem Fieber ließen das Schlimmste befürchten. Nun ist das Fieber gewichen und wir erklimmen langsam, sehr langsam den mühsamen Weg der Genesung.

Hoffentlich fühlen Sie sich wohl, teure Frau, nach all dem Traurigen, das der Tod der treuen Freundin[245] für Sie gebracht haben wird.

In Verehrung

Ihre aufrichtig ergebene

Anna Heyse.

96.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

Liebe teuerste Freundin!

Ihnen gegenüber kann ich es nicht bei dem gedruckten Blatt bewenden lassen, das in 600 Exemplaren in alle Welt gegangen ist und doch kaum die Hälfte aller derer, die mir bei dem vermeintlichen Schritt über die Schwelle des Greisentums[246] Mut eingesprochen haben, meinen Dank sagen sollte. Es drängt mich Ihre liebe Hand noch ganz persönlich zu

---

[244] Dieser Brief ohne Jahreszahl stammt aus dem Jahre 1899. Heyse erkrankte in diesem Jahre lebensgefährlich an einer Lungenentzündung.

[245] 4. Juni 1899 starb Ida Fleischl.

[246] Heyse feierte am 15. März 1900 seinen 70. Geburtstag.

drücken, nicht sowohl weil Sie bei der Verschwörung der Wiener Freunde die Rädelsführerin gemacht haben — von allen Freunden waren die Wiener überhaupt die warmherzigsten und in ihrer Güte verschwenderischsten — sondern weil Sie es mehr als Andere mir nachfühlen werden, daß, nachdem der Gewitterregen von Liebe und Ehre verrauscht ist, eine dumpfe bedenkliche Stimmung, wie in einem Menschen, der seiner eigenen Bestattung mit allen freundlichen Nachrufen beigewohnt hat, zurückbleibt. Nicht daß die Vielen, die immer wieder von „ewiger Jugend" schwärmen, durch eine Altersschwäche in mir widerlegt würden, leiblich gesprochen. Ich spüre noch in keiner Weise das Talent, den Jubelgreis zu spielen, den Patriarchen der Kinder und Enkel denkt und das Haupt schüttelt.[247] Aber das Gefühl, das Beste, was ich zu sagen hatte, gesagt und eine große, geistige Pflicht nicht mehr zu erfüllen zu haben, drückt zu Zeiten schwerer auf meiner Seele, als alle Altersgebrechen auf meinem Körper drücken könnten. Vielleicht täusch' ich mich. Vielleicht ist mir das Beste, das Eigentliche noch aufgespart. Vorläufig aber ist gerade dieses Übermaß von Festjubel dazu angetan, mir Alles, was ich an Stoffen und Plänen noch mit mir herumtrug, in sehr blassem Lichte erscheinen zu lassen gegen die bengalische Beleuchtung, die der bescheidene Signor Jo[248] in diesen Tagen erfahren hat. Tiriamo innanzi![249]

Vielleicht kommt im Mai meine Frau zu Ihnen,

---

[247] Vgl. Seite 376, Anm. 238.
[248] Herr „Ich".
[247] Vgl. Seite 376, Anm. 238.

die Sie tausendmal grüßt. Sie möchte sich in Rom umsehn, ob für den nächsten Winter ihr Sorgenkind — der Siebziger — dort gut aufgehoben sein könnte. Ich selbst darf sie nicht begleiten; ich werde noch immer vor jedem rauhen Lufthauch behütet wie ein Pfenniglichtchen. Hier war's in zwei sonnenlosen Monaten doch gar zu öde und einsam, um es auf einen zweiten Winter ankommen zu lassen.

In alter Liebe und Treue umarmt Sie

Ihr

Paul Heyse.

Gardone.[250] 27. III. 1900.

97.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Zdisslawitz, 14 Sept: 1900

O lieber, lieber hochverehrter Freund!

Ratlos steh ich da — beglückt und beschämt. Wie kommt unsereins auf — Ihrer königlichen Großmut gegenüber? Ich weiß, daß ich tun und sagen kann was ich will, mein Dank bleibt doch unausgesprochen. Ihr herrliches Gedicht,[251] Freund, das Münchener Album und dann noch ein Extra-Gruß der eben eintraf als mein Bruder bei Tisch den Toast gesprochen hatte, der die alte „Grossi" (so nennen mich die Kinder meiner Kinder) verherrlichte. „Paul und Anna" — wißt Ihr wer das ist? Respekt Du kleines Völkchen, es ist Herr und Frau Paul Heyse!

---

[251] Heyse dichtete den Text der Widmungsurkunde zu Marschalls Ebner-Medaille. Eine Abbildung dieser Medaille findet sich in der vorliegenden Arbeit.

[250] Am Westufer des Gardasees.

Da haben ihnen die Augen geleuchtet und ich glaube, daß sie an dem Tage nie stolzer auf mich waren als in diesem wunderschönen Momente.

Lieber Hochverehrter, wenn Sie in diesen Tagen einem oder dem andern der Herren begegnen, die das köstliche Münchener Album mitgespendet haben, sagen Sie ihm gnädigst „In der Hannakei befindet sich jetzt eine mit Ehren und Liebeszeichen überschüttete Greisin, die von ganzer Seele gern jedem Einzelnen der ihr durch einen Beweis seines Wohlwollens ihren 70. Geburtstag verschönte gleich danken mochte. Sie kommt aber mit der Aufgabe, die zu erfüllen ihr Herzenpflicht und Herzenbedürfnis wäre, nicht zurecht. Entschuldigen Sie mich teurer lieber Verehrter: Sie haben einem zehnmal stärkeren Ansturm stand gehalten, aber Sie sind Sie, und ich bin nur ich.

In Treue, Dankbarkeit und großer großer Liebe
Ihre und Ihrer teuren Frau Anna, die Gott segne
gehorsamste alte Freundin
Dr. Marie!*

* Wissen Sie, Lieber, Hochverehrter! der „Doktor“ macht mir doch kurios viel Freude.[252]

Text der Widmungsurkunde zu der Ebner-Medaille:[253]

Wir nah'n Dir freudevoll, vieltheure Frau,
Von den Unzähligen, deren Herz in Lieb

[252] Zum 70. Geburtstag der Ebner-Eschenbach verlieh die philosophische Fakultät der Universität Wien ihr das Ehrendoktorat.

[253] Diese Urkunde befindet sich nicht bei den Briefen Heyses, sie wurde aber abgedruckt in Anton Bettelheims Ebner-Biographie, 333 f.

Und Dank erglüht, so oft Dein Name tönt,
Nur eine kleine Schaar, doch die ein Vorrecht,
Dich anzureden, zu besitzen denkt,
Da ihre Freundesstimme Dir vertraut
Zum Ohre klingt. Und doch — nun Aug' in Auge
Will unser Mund nur zagend überfließen
Von dem, dess voll das Herz. Was könnten wir
Auch sagen, das der Allgeliebten nicht
In hellem Einklang rings entgegenschallt!
Denn wahrlich: nie einmüt'ger ward der Dank
Für reiche Gaben einem Dichtergeist
Schon von der Mitwelt dargeboten, nie,
Was selten Auserwählten sonst die Nachwelt
Nur gönnt, so freudig einer Lebenden
Gewährt, daß über der Parteien Lärm
Und Zwist ihr Bild in reiner Klarheit stehe.
Du aber, möchtst Du auch des eig'nen Werts
Noch so bescheiden, wie Du pflegst, vergessen,
Die Stimme Deines Volks, die Dich begrüßt
Als Deutschlands größte Dichterin, dringt Dir doch
Ans Ohr, und nicht die edle Stirn kannst Du
Dem Kranz entzieh'n, womit Dich huldigend
schmücken
Die Besten Deiner Zeit, nur darin uneins,
Daß aus der Fülle Deiner Gaben Jeder
Vor allem rühmt, was ihn nach seinem Sinn
Zumeist beglückt: Der Deinen Ernst und Tiefsein,
Jener die Herzensanmut Deines goldenen
Humors und Der die Macht der Leidenschaft,
Wenn mit der Fackel tiefer Seelenkunde
Abgründe Du der Menschenbrust erhellst
Und über allem schwebt die Schöpferkraft

Der Phantasie, in ihrem freien Spiel
Bescheiden stets durch strenge Kunst gezügelt,
Die sich verbirgt, so daß ihr Werk uns anblickt
Wie lauterste Natur.
Doch wird das alles
Nicht oft und oft genug gesagt und wird auch heut
Dich tausendfach umklingen? Was denn blieb
Für uns noch übrig, das dem innigsten
Bewußtsein Deines Werts und unsrer Liebe
Genügen könnte? So vergönne uns nur
Zu dauerndem Gedächtnis dieses Tages,
Der Dich umalternd an des Alters Schwelle
Geführt, ein sichtbar Zeichen darzubringen:
Dein eigen Bild, von Künstlerhand geprägt.
Und wie in diesen geistbeseelten Zügen
Doch Deines eignen Wesens nur ein Abglanz
Erscheint, den unser treuer Liebeblick
Kundig ergänzt zu voller Lebensfrische,
So lies nun auch in diesem Freundesgruß
Zwischen den armen Zeilen, was an Lieb
Und Treu unwandelbar in alle Zukunft
Unausgesprochen bleibt.

98.

Heyse an Ebner=Eschenbach.

München. 18. Sept. 1900.

Wenn Sie wüßten, liebe teuerste Freundin, wie tausendmal ich es bereut habe, daß ich mich zum Wortführer für Ihre Wiener Gemeinde anwerben ließ! Immer wieder schob ich die Abfassung dieser

„offiziösen" Ansprache[254] hinaus, und als ich mir endlich dies Notwerk vom Herzen geschafft, schickte ich's besinnungslos ab, daß mir's nur aus den Augen kam. Die schöne Gelegenheit, in dieser meiner eigensten Sache nur in meinem eigenen Namen zu sprechen, Ihnen urbi et orbi ins Gesicht, meine alte ewige Liebe zu erklären, — die war nun verpaßt. Was steht in jenem Maladresse-Gedicht, das nicht Jeder hätte sagen können? Und ich hatte so Viel in petto, was nur mir selbst und Gott bekannt war und jetzt nicht mehr zu Worte kommen konnte! Aber warten Sie nur! Zum 80sten werde ich's klüger anfangen und mich nicht wieder einfangen lassen. Dann sollen die Leute sich wundern, daß „der alte Mann noch so viel Blut hat"!

O liebste Beste, vor Allem wünsche ich Ihnen nur den guten Magen jenes Klaas Avenstaken, der sich durch den Pfannkuchenberg durchessen mußte.[255] Der meinige war doch recht angegriffen, und ich seufzte:

Bin übersättigt nun von allen Süßen,
Und meine Seele lechzt nach Bitternissen.

Das Übelste war, daß ich das Gefühl nicht loswerden konnte, ich sei nun wie andere „Austrägler" die auf „ihr Altenteil" gesetzt sind, dazu verdammt die Hände in den Schoß zu legen und zuzuschauen

---

[254] Vgl. vorigen Brief.

[255] In E. M. Arndts Fassung des Schlaraffenmärchens muß sich Klaas Avenstaken ein Jahr lang durch den Pfannkuchenberg hindurchessen, bis er wieder herauskommt. Vgl. Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Neu bearbeitet von Joh. Bolte und Geog Polifka, Leipzig 1918, 3. Bd., 251.

wie die Welt weiterläuft. Das hat sich seitdem verloren, dies Brüten darüber, ob ich ein Recht hätte weiter mitzutun, seit ich ein Werk konzipierte, mit der alten jungen Illusion, so was wäre mir überhaupt noch nie beschert worden und damit würde ich zeigen, daß die alten Götter, denen ich zeitlebens fromm und freudig gedient, noch nicht nötig hätten, abzudanken. Der Sommer freilich ist mir untätig, nur mit Reminieren und innerem Bilden, vergangen. Ich kann es daher kaum erwarten, bis ich wieder in meinem Gardone auf dem Balkon sitzen und die Gestalten, die sich in mir erzeugt, leibhaft über den See schweben sehen.

Und Sie haben Freude an Ihrem Dr.? Hoffentlich ist's ein Dr. aller Fakultäten, denn wahrlich, um alle, die philosophische, theologische, juristische — und was die medizinische betrifft, wenigenstens um Pathologie und Therapie — haben Sie sich verdient gemacht. Ginge es nach mir, so wäre nie ein Dr. ing. kreiert worden, da die Ingenieurkunst keine Geisteswissenschaft ist. Statt dessen könnte jetzt der Dr. ing. einen Doktor ingenii bedeuten, zu dem man Sie bei diesem Anlaß, wo man sich bemühte, Ihnen selbst geschmacklose Ehren anzutun, mit einigem Sinn und Verstand promoviert hätte. Mir, und der dankbaren großen und kleinen deutschen und fremden Welt bleiben Sie trotz allem Dr. und aller Exzellenz unsre große geliebte und bewunderte Marie Ebner-Eschenbach. Mit 100000 Grüßen auch meiner lieben Frau

Ihr alter

Paul Heyse.

99.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Rom, Piazza di Spagna 9
21 Dez: 1900

Lieber, teurer und hochverehrter Freund!

Zum Glück habe ich's zugleich erfahren: Er ist krank — und: Es geht viel besser! Es geht gut, er hat es selbst nach München geschrieben. Aber wie leid, wie leid mir ist, daß Sie unwohl gewesen sind, muß ich Ihnen doch sagen, weil es mir sonst das Herz abdrückt. Ihnen sollte ja nie etwas fehlen, Sie, der das Dasein so Vieler verschönt und bereichert, sollten ein völlig ungetrübtes Dasein haben.

Grüße ohne Zahl an Sie, bester liebster hochverehrter Freund und an Ihre teure Frau Gemahlin. Dr. Fleischl[256] bittet mich, ihn Ihnen Beiden aufs Wärmste zu empfehlen. Glückauf zum Weihnachtsfeste! Glückauf zum neuen Jahr!

In alter Bewunderung, Liebe und Freundschaft
Ihre
Marie Ebner.

100.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Rom, Piazza di Spagna 9.
23 I 1903.

Lieber, hochverehrter Freund!

Vor Jahren — ich weiß nicht mehr vor wie vielen — habe ich ein Drama in einem Aufzug[257] von

---

[256] Vgl. Seite 378, Anm. 241.

[257] „Der Stegreiftrunk“, Berlin 1896.

Ihnen gelesen, das mir großen Eindruck machte und über das ich viel nachdenken mußte. Natürlich kam dann die Frage von selbst: Wie hättest du (ich sage du zu mir) den Stoff behandelt? und bald war auch eine dialogisierte Novelle fertig, die ich damals unserer gemeinsamen Freundin Ida[258] vorlas. Das Manuskript blieb in ihrer Verwahrung. Nach ihrem Tode brachten es ihre Kinder mir zurück. Jetzt nahm ich noch einige Veränderungen an der kleinen Arbeit vor und möchte sie veröffentlichen, aber — unter Ihrem Zeichen. Wenn es auch leider keine Ähnlichkeit gibt zwischen Ihrer Dichtung und meinem Produktchen, sein geistiger Urheber sind doch Sie und das möchte ich aussprechen in ein paar widmenden Worten. Darf ich?

Und jetzt ein beschämendes Geständnis: Der Titel Ihres Dramas ist mit entfallen. Sein Inhalt: Ein hochbegabter, glanzvoller, aber schwerkranker Mann hält sich auf seiner Reise nach dem Süden in einer kleinen Stadt bei einem befreundeten Ehepaare auf. Die Frau und er fassen eine heftige Liebe zu einander, es kommt zur Erklärung, zur Trennung nach herzzerreißendem Abschied. Aber den Scheidenden ereilt der Tod, sterbend wird er zurückgebracht.

Ihr Stück ist stark und endet tragisch, das in seinem Reflex entstandene ist schwächlich und endet versöhnlich.

Zugleich mit diesem Briefe geht einer an meinen Buchhändler in Wien ab. Ich brenne darauf „Maria von Magdala"[259] kennen zu lernen. Kann mir nicht

---

[258] Ida Fleischl.
[259] Drama, Berlin 1899.

denken, daß das Verbot[260] Ihres neuesten Werkes aufrecht erhalten wird.

Tausend, tausend innigste Grüße und Wünsche für Ihr Wohlergehen an Sie und Ihre hochverehrte Frau Gemahlin von

Ihrer treuen

Ihnen in großer Liebe und Verehrung ergebenen

Marie Ebner-Eschenbach.

seit 7. Oktober 1902 ist sie in Rom und führt da ein stilles, contemplatives Leben. Liebster Umgang: Otto Fleischl und seine Frau.

101.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

7. IV 03.

Lieber hochverehrter Freund, gern hätte ich augenblicklich gedankt, ich war aber krank. Jetzt geht es wieder gut. Mög' es Ihnen B e i d e n noch viel besser gehen. Wie freue ich mich der Ehren, die Ihnen zuteil werden. Wie leuchtet mir ins Herz der Glanz des Sterns von Mantua.[261]

Ihre M. E.

102.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

Gardone. Villa Annina.
Gründonnerstag. 1903.

Liebe verehrte Freundin!

Wollen Sie wetten, daß von tausend Lesern der

---

[260] Das Stück „Maria von Magdala" wurde von der Berliner Zensur verboten, und dieses Verbot durch das Oberverwaltungsgericht bestätigt. Dieses Verbot wirbelte damals in der Theaterwelt viel Staub auf.

[261] „Stern von Mantua", Schauspiel in 2 Akten, Berlin 1905.

Monatshefte[262] kaum ein halber versteht, worauf sich das offene Briefchen an mich bezieht, das Sie Ihrer „dialogisierten Novelle" vorangeschickt haben?[263] Denn das deutsche Publikum pflegt Dramen bekanntlich nicht zu lesen und macht mit der meinen erst recht keine Ausnahme. Hab' ich doch erst kürzlich wieder zu lesen bekommen, daß der Erfolg meiner Maria v. M.[264] an meiner Würdigung als Dramatiker nichts ändern könne. Die fable convenue von dem Novellisten, der sich zu seinem Schaden auf die Bretter verirre, bleibt bestehen, wenigstens bei meinen Lebzeiten. Auch „drei neue Einakter"[265] haben sie nicht erschüttern können.

Was der „Funke" aus meinem „Stegreiftrunk" in Ihrer Phantasie geweckt, habe ich natürlich begierig gelesen und so viel Ähnlichkeit der beiden Sächlein gefunden, wie zwischen einer Trauerweide und einer Fichte. Ich pflege, wenn ich etwas in einer Ihrer Dichtungen nicht gleich verstehe, oder mir's nicht einleuchten will, es ruhig hinzulegen und zu denken: sie wird wohl Recht haben; „d e i n Sinn

---

[262] „Westermanns Monatshefte", Braunschweig, April 1903.

[263] Das offene Briefchen, das Ebner-Eschenbach über ihre Novelle: „Genesen", in „Westermanns Monatsheften" abdrukken ließ, lautet:

„An Paul Heyse. Der Waffenschmied stand an der Esse und schmiedete gute Waffen. Flammen umlohten, Funken umsprühten ihn. Von diesen einer flog weithin bis zu einem Hause, vor dem eine alte Frau saß und spann. Ihre Kunkel bot ihm etwas Nahrung und so entglomm ein Flämmchen. Verzeih' ihm sein Dasein, lieber Meister, es kann nicht dafür, daß Funken sprühen, wenn du am Werke bist."

[264] „Maria von Magdala".

[265] „Der Stegreiftrunk", „Schwester Lotte", „Auf den Dächern", Berlin 1903.

ist zu"[266] u.s.w. Und dann nehm ich's nach einiger Zeit wieder zur Hand und finde gewöhnlich, daß mein Sinn dann erschlossen wird. Diesmal ist mir's unverständlich geblieben, warum Sie es der Frau so leicht gemacht haben, von ihrer Influenza zu genesen. Der Mann, den sie schließlich nicht liebt, sondern nur bewundert, zu bewundern f o r t f ä h r t trotz alledem, ist als ein so hochmütiger, herrischer, anspruchsvoller Übermensch geschildert, daß er uns von vorn herein abstößt, da wir seine sonstigen Qualitäten, die ihn einer Frau reizend machen könnten, nicht mit Augen sehen. Und so nehmen wir es ihr übel, daß sie ihren trefflichen „mittelmäßigen" Gatten sich selbst so tief in Schatten stellen läßt. Bei einer Aufführung würde das nicht so anstößig sein (für eine solche müßte die kleine Schwierigkeit beseitigt werden, daß die beiden Männer auf ihren Wegen vom und zum Bahnhof sich gleichwohl nicht begegnen). Auf dem Theater hat ja sogar der brutale Röcknitz,[267] der vor der Frau, die ihn anbetet, offen gesteht: ich brauche Weiber, Weiber, Weiber! und ihr dennoch nicht widerwärtig erscheint, das Frauenpublikum in Parket und Logen nicht abgestoßen.

Sagen Sie mir, wie Sie's gemeint haben, teure Freundin. Ich bin immer dankbar für Belehrung und zu Bekehrung bereit. Und leben Sie wohl in Ihrem von mir innig ersehnten Rom. Wir haben jetzt so viel gute Freunde um uns, wie wir in dem öden Win-

---

[266] „Dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot", vgl. Faust I, vgl. Goethe, Werke, 10. Bd. 19.

[267] Baron von Röcknitz in Sudermanns Drama „Glück im Winkel" 1895, ruft aus: „Ich will Weiber — ich brauche Weiber — ich kann ohne Weiber nicht leben!"

ter daran Mangel hatten. Von meiner Frau die herzlichsten Grüße

Ihr getreuer

Paul Heyse.

103.

Ebner=Eschenbach an Heyse.

Rom, Piazza di Spagna 9.
Charfreitag 1903.

Lieber, allerbester und hochverehrter Freund!

Ja sehen Sie, ich habe ihn nicht widerwärtig machen wollen; er ist von selbst so geraten, oder vielmehr mißraten. Mein Herz gehörte dem Manne u. den Liebhaber vernachlässigte ich in strafwürdiger Weise. Nun ist es natürlich der Frau viel zu leicht gemacht von ihrer Influenza zu genesen. Sie haben tausendmal recht, durch und durch recht!

An eine Aufführung denke ich nicht einmal in einem schweren Traume. Die winzigen Sächelchen, die ich noch hie und da herausgebe, befinden sich wohl in der stillen Hut irgend eines Monatsheftes. Ich vertraue ihr Erscheinen als ein halbes Geheimnis dem Herausgeber an, der es als ein ganzes bewahrt. Das ist die Ruhe, das ist der Frieden.

O Lieber, Hochverehrter, was hätte ich zu erwarten, wenn sich heute noch Menschen finden, die nicht wissen, welche Würdigung Ihnen als Dramatiker gebührt?

Wissen Sie wer mir zuletzt (es mag vor drei Wochen gewesen sein) mit unendlicher Liebe u. Wärme von Ihnen u. Ihrer verehrten Frau Gemahlin

gesprochen hat? Die Baronin Meysenberg,[268] die jetzt schwer krank darnieder liegt. Sie leidet so sehr, daß wir alle, denen sie zu dem Teuersten gehört, das es auf Erden für uns gibt, ihr eine baldige Erlösung wünschen. Mit zitternder Hand schrieb sie mir gestern einen kleinen Brief, in dem es heißt: „Ich verfolge langsam den Verlauf meiner Krankheit bis an's Ende, welches merkwürdig normal herannaht. Ob die Kräfte bis an's Ende reichen, chi lo sà?"[269]

Die vortreffliche Familie Monod[270] ist bei ihr u. sie wird betreut wie von den allerbesten Kindern.

Leider muß ich schließen, lieber hochverehrter Freund. Der Kopf u. die Augen befehlen es. Aber ich konnte dieses Zettelchen doch selbst schreiben, das vorige mußte ich noch diktieren.

Bona Pasqua!
u. Dank für alle Güte, Freundschaft u. Geduld.

Ihre
getreue
Marie Ebner.

---

[268] Malvida von Meysenburg (1816—1903), die auch von Ebner-Eschenbach bewunderte Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin" 1876.

[269] Wer weiß es?

[270] Olga Herzen, die Tochter des russischen Schriftstellers Alexander Herzen, war von Malvida von Meysenburg erzogen worden. Sie verheiratete sich mit dem Pariser Professor Gabriel Monod. Alljährlch brachte die Familie Monod den Winter in Rom durch. Die alte Baronin v. Meysenburg, die auch in Rom wohnte, wurde von der ganzen Familie als eine alte Freundin geliebt und verehrt. Vgl. Anna Brunnemann, Malwida von Meysenburg (Westermanns Monatshefte, 47. Jg.), Braunschweig 1903, 30.

104.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

10. Okt. 1905

Löschna per Krasna Mähren.

Mein teurer, hochverehrter Freund!

Sie haben mich mit einem ganz lieben, herzenswarmen, einem echten Poetenbrief[271] beglückt. Seien Sie tausend- und tausendmal bedankt. Es ist unermeßlich gütig, daß Sie meines Geburtstages[272] gedachten und mehr noch, daß Sie mir ein Zeichen dieses Gedenkens gaben. Ich bin am 15. März[273] bei Ihnen gewesen im Geiste, habe mich innigst gefreut an den Huldigungen, die Ihnen dargebracht wurden und mich doch nicht laut an ihnen beteiligt, da ich ja überzeugt war, Sie wissen: im Stillen geschieht es gewiß. An meiner Liebe und Anhänglichkeit für Sie kann die Zeit nichts ändern. Sie besteht schon um vieles länger als Sie ahnen und von der Gegenseitigkeit in unserem Freundschafts-Verhältnis habe ich kürzlich erfahren. Ich bin jetzt damit beschäftigt alte Tagebücher durchzublättern und was finde ich da eingetragen am 19. Okt. 1872? einen kleinen Jubelhymnus: „Bruno Walden war bei mir (Fl. Galliny)[274] und behauptet ganz genau zu wissen, Paul Heyse hätte meine in den Dioskuren erschienene Novelle gelobt!“ Dem Wonnerausch folgten katzenjämmerliche Zweifel an der Glaubenswürdigkeit der beseligenden Nachricht. Kann es sein? Ist es wirklich

[271] Dieser Brief ist nicht erhalten.

[272] Ebner-Eschenbach feierte am 13. September 1905 ihren 75. Geburtstag.

[273] Heyses 75. Geburtstag.

[274] Florentine Galliny (Ps. Bruno Walden), Erzählerin (1845—1913).

möglich, daß Paul Heyse eine Erzählung von mir liest und lobt? . . . Welche Erzählung das gewesen ist, steht nicht in meinem Tagebuche und ich kann mich dessen nicht mehr besinnen. Aber schön ist's, daß ich mir denken darf, daß unsere persönlichen Beziehungen schon so lange bestehen, ja, unsere persönlichen, im besten, im geistigen Sinne.

Nach Rom komme ich in diesem Jahre nicht, ich bringe die Energie zu der weiten Reise nicht mehr auf. So entfällt denn auch die Hoffnung, Sie und Ihre liebe, liebe Frau in Ihrer schönen Villa am Gardasee besuchen zu können. Aber viel mit Ihnen beschäftigt werde ich sein, und werde Ihr neuestes Werk mit der selben Andacht genießen, mit der ich im vorigen Jahre das Wintertagebuch[275] gelesen habe.

Einen besonderen Dank habe ich dem Fräulein Crone Stäudlin[276] zu sagen, deren Erscheinen mir jedesmal einen Lichtblick bedeutet, in all dem Unheil, das die neue freie Presse uns jetzt zu verkünden hat. Bitte, bestellen Sie ihn! In treuester Liebe und Verehrung

Ihre alte Freundin

Marie Ebner.

105.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Zum 80. Geburtstag Paul Heyses stiftete Marie Ebner folgenden Vers für das Ehrenalbum.[277]

Den Achtzigsten? Daß uns der Herr bewahre,
So sprach die Torheit unserer jungen Jahre,

[275] „Ein Wintertagebuch", Gedichte, Stuttgart 1903.
[276] „Crone Stäudlin", Roman von Heyse, Stuttgart 1903.
[277] Vgl. Bettelheim 334.

Des Übermuts noch ungebrochene Kraft!
Ihn zu erleben, wäre schauderhaft. —
Und nun, o Freund, den ich noch niemals sah
Und der mir seelen-, der mir herzensnah,
Nun ist der Achtzigste herangekommen
Und seine Schrecken sind ihm fortgenommen.
Wir hielten uns bereit bei seinem Nahen,
Mit ernster Wehmut still ihn zu empfahen,
Doch da er heut erscheint nach letzter Frist,
Begrüßt ihn Jubel — weil er herrlich ist.
Wie mag dir sein, Poet, bei seinem Tagen?
Ich sehe Dich von edlem Stolz getragen,
Die Stirn so klar und frei, den Blick erhellt
Vom Widerscheine Deiner inneren Welt.
Der Schaffenqualen leidenschaftlich Ringen
Verklärt zu siegessicherem Vollbringen,
Erschlossen in dem lauteren Gemüte,
Serenitas, die wundervolle Blüte.
Wer sie errang, der wallt auf hohen Bahnen,
Den trügt kein Irrwahn und den beugt kein Joch.
Er fühlt gar tief, was wenige nur ahnen,
Das Alter ist das schönste Alter doch.

Wien.

Marie von Ebner-Eschenbach.

106.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

An Marie v. Ebner-Eschenbach zum achtzigsten Geburtstag.[278]

Ich habe dir nie ins Auge geschaut,
Deine Stimme gehört, gedrückt deine Hand

[278] Vgl. Bettelheim 335.

Und fühlte mich doch dir so vertraut,
Als hätt' ich von klein auf dich gekannt.

Denn gingen wir auch getrennt durchs Leben,
Wir haben uns doch das Beste gegeben,
Was stets der höchste Freundesgewinn:
Einklang in Geist und Gemüt und Sinn
Und was an eigenster Art und Kunst
Gönnt' einem jeden der Muse Gunst.

In all dem Schönen, was du gedichtet,
Sah ich dein Aug' auf mich gerichtet
Und einer Stimme hört' ich zu,
Von der ich wußte: so sprichst nur du!
Ein Gleiches hast in langen Jahren,
So dünkt mich, du von mir erfahren,
So daß beschieden war uns Zwei'n
Von weitem ein hold' Beisammensein;

Und so wird's bleiben bis ans Ende,
Da jetzt dein brüderlich Getreuer
Bei deinem Altersfest auch heuer
Im Geist nur küßt deine lieben Hände.

107.

Ebner-Eschenbach an Heyse.

Schloß Zdislavic Post Zdounek Mähren
12. Sept. 910.

Lieber hochverehrter Freund,

Vor zehn Jahren hat mein hochverehrter Poet mir versprochen: Zum Achtzigsten schreibe ich Dir abermals ein Gedicht[279] und wie hält er sein Wort!

---

[279] Vgl. Brief Nr. 98.

Ich aber finde keines, das auch noch so leise meine Dankbarkeit aussprechen würde und meine liebevolle alte, und immer neue Bewunderung. Aber Sie verstehen zu verstehen. Für Ihren Handkuß, Freund, schließt Sie und Ihre teure Frau Gemahlin, wenn auch leider nur im Geiste, an ihr Herz

Ihre

Marie Ebner.

108.

Heyse an Ebner-Eschenbach.

Herzlichen Dank für den freundlichen Glückwunsch,[280] der mich sehr erfreut hat.

Paul Heyse.

München. Nov. 1910.

[280] Heyse erhielt von der Akademie zu Stockholm den Nobelpreis für Literatur. Der Glückwunsch der Ebner bei dieser Gelegenheit ist nicht erhalten.

Literatur-Verzeichnis.

1. MARIE VON EBNER-ESCHENBACHS SCHRIFTEN.

Gesammelte Werke (Hafis-Ausgabe), Leipzig (1928). Nach dieser Ausgabe wurde im vorliegenden Texte verwiesen durch E.

Aus Franzensbad. Sechs Episteln, Leipzig o. J.

Maria Stuart in Schottland. Als Manuskript gedruckt, Wien 1860.

Marie Roland. Als Manuskript gedruckt, Wien 1867.

Doctor Ritter. Als Manuskript gedruckt, Wien 1872.

Männertreue (ohne Verfassernamen). Als Manuskript gedruckt, Wien 1874.

Die Veilchen. Als Manuskript gedruckt, Wien 1877.

Aphorismen (Die Dioskuren, 15. Jahrg.), Wien 1886, 3.

Mein Neffe (Die Dioskuren, 15. Jahrg.), Wien 1886, 4 ff.

Märchen (Die Dioskuren), 16. Jahrg.), Wien 1888, 6 ff.

Armer Junge (Die Dioskuren, 18. Jahrg.), Wien 1889, 4 ff.

Rom (Die Gartenlaube, 48. Jahrg.), Leipzig 1900, 79 ff.

Genesen (Westermanns Monatshefte, 47. Jahrg.), Braunschweig 1903, 43 ff.

Letzte Worte. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Helene Bucher, Wien 1923; enthält: Aus meinen Kinder- und Lehrjahren. — Aus Rom. — Meine Uhrensammlung. — Bei meinen Landsleuten. — Ein stiller Abend. — Wir bitten alleruntertänigst, Eure Majestät. — Ein Sportsmann. — Das goldene Kleid. — Fabeln, Parabeln, Einfälle.

Ungedruckte Briefe an Paul Heyse. Im Besitz des Heyse-Archivs der Bayrischen Staatsbibliothek in München.

Ungedruckte Briefe an Julius Rodenberg. Im Besitze des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar.

Ungedruckte Briefe an Ernst von Wildenbruch. Im Besitze des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar.

2. LITERATUR ÜBER MARIE VON EBNER-ESCHENBACH.

Anton Bettelheim, Marie von Ebner-Eschenbach. Biographische Blätter, Berlin 1900.

— Marie von Ebner-Eschenbachs Wirken und Vermächtnis, Leipzig 1920 (abgekürzt als Bettelheim).

— Stille Welt von Marie von Ebner-Eschenbach (Das Literarische Echo, 18. Jahrg.), Berlin 1916, 793 ff.

Franz Graf Dubsky, Erinnerungen an Marie von Ebner-Eschenbach (in: Marie von Ebner-Eschenbach, Letzte Worte, herausgegeben v. Helene Bucher), Wien 1923, 20 ff.

Klara Marie Faßbinder, Marie von Ebner-Eschenbach (Die Christliche Frau, 28. Jahrg.), Köln 1930, 283 ff.

Oswald Floeck, Skizzen und Studienköpfe, Wien 1918, 498 ff.

Otto Frommel, Neuere deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung, Berlin 1902, 171 ff.

Alexander von Gleichen-Rußwurm, Marie von Ebner-Eschenbach (Das Literarische Echo, 18. Jahrg.), Berlin 1916.

Maria Gögler, Die pädagogischen Anschauungen der Marie von Ebner-Eschenbach, Diss. Tübingen 1931 (abgekürzt als Gögler).

Oskar Katann, Gesetz im Wandel, München 1932, 33 ff.

Victor Klemperer, Marie von Ebner-Eschenbach (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, 19. Bd.), Wien 1910, 183 ff.

H. A. Koller, Studien zu Marie von Ebner-Eschenbach, Diss. Zürich 1920.

W. J. Maussen, Marie von Ebner-Eschenbach (Mannen en vrouwen van beteekenis in onze dagen, deel XXV, Nr. 3), Baarn 1894, 193 ff.

Richard Moritz Meyer, Marie von Ebner-Eschenbach (Velhagen und Klasings Monatshefte, 15. Jahrg.), Bielefeld und Leipzig 1909, 57 ff.

Jakob Minor, Neues von und über Marie von Ebner-Eschenbach (Das Literarische Echo, 3. Jahrg.), Berlin 1901, 1531 f.

Josef Mühlberger, Marie von Ebner-Eschenbach (Sudetendeutsche Sammlung der Literarischen Adalbert Stifter-Gesellschaft, 14. Bd.), Kassel 1930.

Johann Mumbauer, Marie von Ebner-Eschenbach (Hochland, 14. Jahrg.), München 1917, 198 ff.

— Der Dichterinnen stiller Garten, Marie von Ebner-Eschenbach und Enrica von Handel-Mazzetti, Freiburg i. Br., 1918.

Moritz Necker, Marie von Ebner-Eschenbach (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, 8. Bd.), Wien 1899, 212 ff.

— Marie von Ebner-Eschenbach. Nach ihren Werken dargestellt, Leipzig 1900 (abgekürzt als Necker).

Käthe Offergeld, Marie von Ebner-Eschenbach. Untersuchungen über ihre Erzählungstechnik, Diss. Münster 1917 (abgekürzt als Offergeld).

Maria Franziska Radke, Das Tragische in den Erzählungen der Marie von Ebner-Eschenbach, Diss. Marburg 1918 (abgekürzt als Radke).

Gabriele Reuter, Marie von Ebner-Eschenbach (Die Dichtung, 19. Bd.), Berlin 1905.

Ferdinand von Saar, Begegnungen mit Marie von Ebner-Eschenbach (F. von Saar, Sämtliche Werke, herausgegeben von J. Minor, 12. Bd.), Leipzig 1918, 160 ff.

Stanislav Sahánek, Das tschechische Dorf bei Marie von Ebner-Eschenbach (Xenia Pragensia Ernsto Kraus septuagenario et Josepho Janko sexagenario ab amicis collegis discipulis oblata), Prag 1929, 34 ff.

Richard Schaukal, Marie von Ebner-Eschenbach (Hochland, 14. Jahrg.), München 1917, 584 ff.

August Sauer, Marie Freifrau von Ebner-Eschenbach (Neue Österreichische Biographie, I. Abt.), Wien 1923, 146 ff.

— Marie Freifrau von Ebner-Eschenbach (Sudetendeutsche Lebensbilder, 1. Bd.), Reichenberg 1916, 137 ff.

— Marie Freifrau von Ebner-Eschenbach (Probleme und Gestalten), Stuttgart 1933, 195 ff.

Anton Schönbach, Über Lesen und Bildung, 7. Aufl., Graz 1905, 179 ff.

Theo Schücking, Marie von Ebner-Eschenbach (Das Literarische Echo, 2. Jahrg.), Berlin 1900, 1623 ff.

Remigius Stölzle, Marie von Ebner-Eschenbach als Denkerin (Historisch-politische Blätter, 157. Bd.), München 1916, 773 ff.

Oskar Walzel, Vom Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts, 2. Aufl., Leipzig 1922, 447 ff.

Ungedruckte Briefe Paul Heyses an Marie von Ebner-Eschenbach. Im Besitze der Wiener Stadtbibliothek.

Ungedruckte Briefe Hermine Villingers an Marie von Ebner-Eschenbach. Im Besitze der Badenschen Landesbibliothek in Karlsruhe.

3. ANDERE BENUTZTE SCHRIFTEN.

Lili Auerbach, Die Stellung der Frau in der sittlichen Weltanschauung Wilhelm Raabes, Diss. Würzburg 1927.

Franz Brentano, Aenigmatias, 3. Aufl., München 1919.

— Aristoteles (Große Denker, 1. Bd.), Leipzig 1911, 153 ff.

Johann Bolte und Georg Polifka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, Leipzig 1918.

Anna Brunnemann, Malwida von Meysenburg (Westermanns Monatshefte, 47. Jahrg.), Braunschweig 1903, 794 ff.

Georg Büchmann, Geflügelte Worte, 26. Aufl., Berlin 1920 (abgekürzt als Büchmann).

Charlotte Bühler, Das Seelenleben der Jugendlichen, 4. Aufl., Jena 1927.

— Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem, Leipzig 1933 (abgekürzt als Bühler).

Richard Charmatz, Österreichs innere Geschichte von 1848 bis 1895, Leipzig 1918 (abgekürzt als Charmatz).

Jakob Julius David, Gesammelte Werke, herausgegeben von Ernst Heilbronn und Erich Schmidt, München 1907/1908.

Albert Ehrhard, Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert im Lichte der kirchlichen Entwicklung der Neuzeit, 2. und 3. Aufl. Stuttgart und Wien 1902.

— Liberaler Katholizismus? Ein Wort an meine Kritiker, Stuttgart und Wien 1902.

Joseph Freiherr von Eichendorff, Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands, herausgegeben von Wilhelm Kosch (Sammlung Kösel), Kempten und München 1906.

Max Ettlinger, Franz Brentanos Aristotelismus (Hochland, 14. Jahrg.), München 1917, 760 ff.

Arthur Farinelli, Paul Heyse, München 1913.

Gustav Theodor Fechner, Das Büchlein vom Leben nach dem Tode (Inselbücherei, Nr. 187), Leipzig o. J.

— Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht, Leipzig 1879.

— Über das höchste Gut, Leipzig 1846.

— Vorschule der Ästhetik, Leipzig 1876.

Briefwechsel von Emanuel Geibel und Paul Heyse, herausgegeben von Erich Petzet, München 1922.

H. Gerbracht, Das Problem der Hauslehrerpädagogik von der Reformation bis Herbart, Diss. Köln 1928.

Johann Wolfgang von Goethe, Sämtliche Werke (Meyers Klassiker-Ausgaben), Leipzig (1900).

Franz Grillparzer, Sämtliche Werke, herausgegeben von Stefan Hock (Bongs Goldene Klassiker-Bibliothek), Berlin (1911).

Herman Groeneweg, J. J. David in seinem Verhältnis zur Heimat, Geschichte, Gesellschaft und Literatur (Deutsche Quellen und Studien, 4. Bd.), Graz 1929

Joseph Hainz, Das religiöse Leben der weiblichen Jugend, Düsseldorf 1932 (abgekürzt als Hainz).

Paul Heyse, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse, 5. Aufl., Stuttgart und Berlin 1912.

— Lyrische Dichtungen (Ausgabe Cotta), Stuttgart und Berlin 1911.

Franz Hulshof, Alban Stolz in seiner Entwicklung als Schriftsteller (Deutsche Quellen und Studien, 8. Bd.), Graz 1931.

Jean Paul, Sämtliche Werke, herausgegeben von Karl Freye (Bongs Goldene Klassiker-Bibliothek), Berlin (1910).

— Sämtliche Werke (Ausgabe Gustav Hempel), Berlin (1879)

Friedrich Jodl, Ethik und Moralpädagogik gegen Ende des 19. Jahrhunderts, Stuttgart und Berlin 1913.

— Wesen und Ziele der ethischen Bewegung in Deutschland, 2. Aufl., Frankfurt am Main 1898.

Immanuel Kant, Sämtliche Werke (Ausgabe der Philosophischen Bibliothek), 2. Bd., 7. Aufl., Leipzig 1920.

Wilhelm Kosch, Geschichte der deutschen Literatur im Spiegel der nationalen Entwicklung von 1813 bis 1918, München 1922 ff.

— Das Katholische Deutschland, Augsburg 1933 ff.

— Luise Freiin von Eichendorff in ihren Briefen an Adalbert Stifter (Deutsche Arbeit, 4. Jahrg.), Prag 1905, 781 ff.

— Stifter und die Romantik (Prager Deutsche Studien, 1. Bd.), Prag 1905.

Ingrid Krauss, Studien über Schopenhauer und den Pessimismus in der deutschen Literatur (Forschungen zur Sprach- und Literaturwissenschaft, 47. Heft), Bern 1931.

Otto Ludwig, Werke, herausgegeben von Adolf Stern, Leipzig 1891.

Novalis Schriften, herausgegeben von Jakob Minor, Jena 1907.

Johann Heinrich Pestalozzi, Die Abendstunden eines Einsiedlers, herausgegeben von Martin Hürlimann, Zürich 1927.

— Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechtes, herausgegeben von Martin Hürlimann, Zürich 1927.

— Lienhard und Gertrud (Ausgabe Reclam, Universal-Bibliothek Nr. 434—437), Leipzig o. J.

— Wie Gertrud ihre Kinder lehrt (Ausgabe Reclam, Universal-Bibliothek Nr. 991—992 a), Leipzig o. J.

Erich Petzet, Paul Heyse als Dramatiker, Stuttgart und Berlin 1904.

— Paul Heyse, ein deutscher Lyriker, Leipzig 1914.

Joseph Maria von Radowitz, Ausgewählte Schriften, herausgegeben von Wilhelm Corvinus (= Wilhelm Kosch), 1. Bd., Regensburg o. J.

Helene Raff, Paul Heyse (Velhagen und Klasings Volksbücher, Nr. 29), Bielefeld und Leipzig 1911.

Ferdinand von Saar, Sämtliche Werke, herausgegeben von Jakob Minor, Leipzig (1908).

Stanislav Sahánek, Ferdinand Saar, Brno 1934.

Johann Michael Sailer, Über Erziehung für Erzieher, neu herausgegeben von Joh. Baier, Freiburg i. Br. 1899 (abgekürzt als Sailer).

William Mackintire Salter, Die Religion der Moral, übersetzt von Georg von Gizycki, Berlin 1885 (abgekürzt als Salter).

Friedrich Schiller, Briefe, herausgegeben von Fritz Jonas, Stuttgart (1892).

— Sämtliche Werke (Meyers Klassiker-Ausgaben), 2. Ausg., Leipzig (1922).

August Wilhelm Schlegel, Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst (Deutsche Literaturdenkmäler des 18. und 19. Jahrhunderts, Nr. 17, 18, 19), Heilbronn 1894.

Prinz Emil von Schönaich-Carolath, Gesammelte Werke, Leipzig 1907.

Arthur Schopenhauer, Sämtliche Werke, herausgegeben von Paul Deussen, München 1911—1933.

Heinrich Spiero, Paul Heyse. Der Dichter und seine Werke, Stuttgart und Berlin 1910.

Th. Steinbüchel, Der Sozialismus als sittliche Idee (Abhandlungen aus Ethik und Moral, 1. Bd.), Düsseldorf 1921 (abgekürzt als Steinbüchel).

Adalbert Stifter, Werke, herausgegeben von Gustav Wilhelm (Bongs Goldene Klassiker-Bibliothek), Berlin (1910).

Alban Stolz, Gesammelte Werke (Volksausgabe), Freiburg i. Br. 1921.

Leo Tolstoj, Les Rayons de l'aube, traduit du russe par J. W. Bienenstock, Paris 1901.

Friedrich Wilhelm Weber, Gedichte, 18. Aufl., Paderborn 1895.

Schwester Maria von Weichs zur Wenne, Christliche Sozialarbeit (Deutsches Adelsblatt, 49. Jahrg., Nr. 46), Berlin 1931.

Josef Weilen, Ausgewählte Werke, herausgegeben von Alexander von Weilen (Sonderausgabe der Deutsch-österreichischen Klassiker-Bibliothek), Wien (1912).

Register.

Die mit einer [1] versehenen Ziffern beziehen sich auf die Anmerkungen; die mit [2] versehenen auf den Briefwechsel.

I. PERSONEN UND LITERATURWERKE.

II. PROBLEME UND MOTIVE.

138, 268^2, 298^2, 318^2, 321^2,

Nachwort.

Vorliegende Arbeit war schon druckreif, als mir eine Frankfurter Dissertation aus dem Jahre 1934, über die religiöse Weltanschauung der Ebner=Eschenbach zur Kenntnis kam: Maria Hans, „Die religiöse Weltanschauung der Marie von Ebner=Eschenbach", gedruckt Düren Rl. 1934.

Einige Bemerkungen über diese kleine Abhandlung, die von mir daher oben nicht berücksichtigt werden konnte, dürften jedoch genügen, um klarzustellen, daß mir nichts Wesentliches entgangen ist.

Die Verfasserin der Dissertation muß in ihrem Schlußwort gestehen, sie habe nicht erreicht, „einzelne klar und eindeutig festumrissene Grund= bezw. Richtlinien aufzustellen" (Seite 67). Sie nennt das auch schlechterdings unmöglich. Meines Erachtens gelingt es eher, wenn man die Zeitfolge der Werke der Ebner=Eschenbach in Betracht zieht. Man kommt dann zu einer Unterscheidung mehrerer Perioden im Leben der Dichterin wie in vorliegender Arbeit. Dadurch ermöglicht sich auch eine Lösung der Widersprüche zwischen den einzelnen Äußerungen.

Die Forderung einer wahren Humanität als oberstes Gesetz, die wir durch Marie von Ebner=Eschenbach oft ausgesprochen finden, berechtigt den von Maria Hans angestellten Vergleich mit Lessings Ideen (Seite 21). Gesuchter erscheint es mir jedoch, sogar lutherische oder calvinische Gedankengänge aus

den Werken der Dichterin herauszulesen (Seite 31 und 33).

Die von Hans ausgesprochene Vermutung, daß sich aus den nachgelassenen Briefen der Ebner-Eschenbach „neue Perspektive gewinnen ließen“ (Seite 2), erwies sich bei meiner Untersuchung als richtig.

Neues förderliches Material erschloß mir jedoch die Frankfurter Dissertation nicht.

Rotterdam, Februar 1935.

Die Verfasserin.

